This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

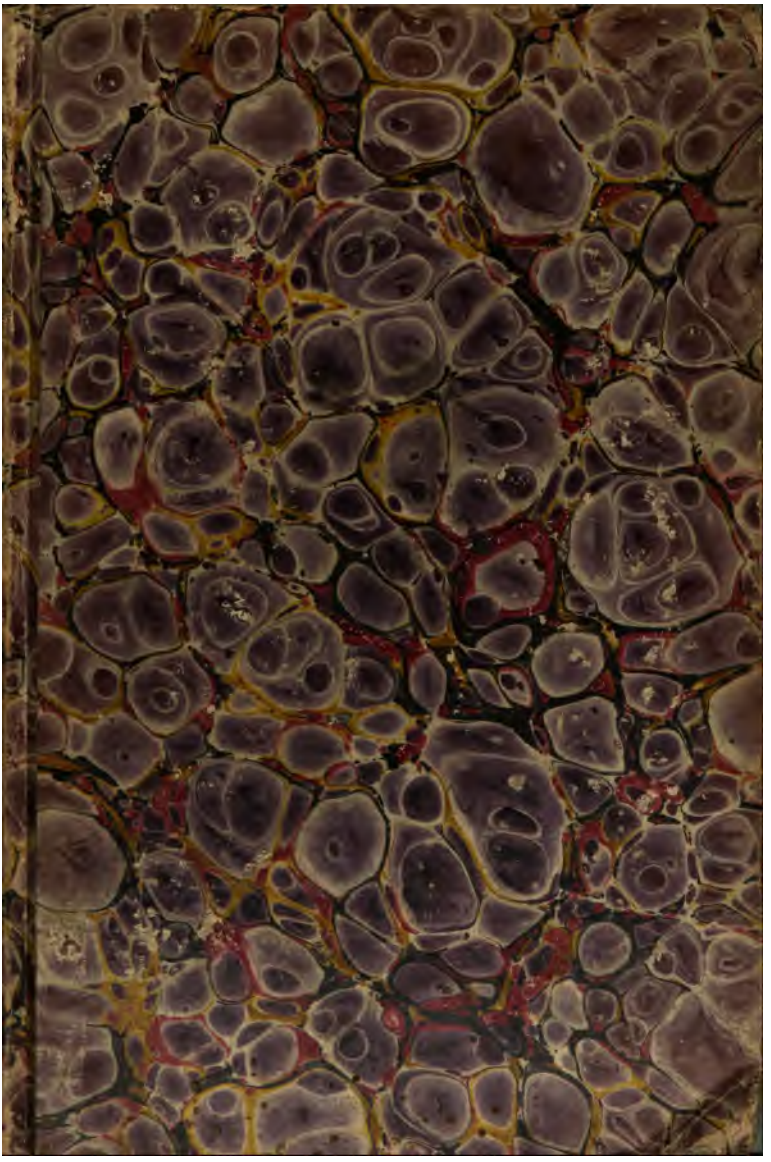
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



S. H. Gem
~~2 c 15~~
237 b 2

tliche

gendschriften

Campe.

letzten Hand.

e k.

1831.

Sämmtliche

Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Zweites Bändchen.

Kinderbibliothek.

Erster Theil.

In der Reihe die vierzehnte Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Vorrede

zur

erſten verminderten und zu der gegenwärtigen neuen Ausgabe.

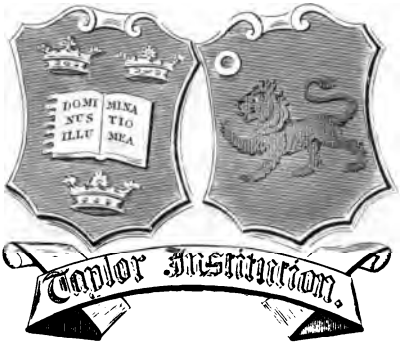
Schon lange wünſchte ich dieſem Werke, durch Ausmerzung mancher Stücke, die ich nicht mehr billigen konnte, und durch eine beſſere Zuſammenſtellung der übrigen, eine ſolche Geſtalt zu geben, die meinen jetzigen Einſichten gemäßer wäre; allein der Umſtand, daß bald dieſer, bald jener einzelne Theil deſſelben, und nie das Ganze, von neuem aufgelegt werden mußte, hinderte mich an der Ausführung dieſes Vorſatzes. Endlich habe ich lieber eine beträchtliche Menge noch vorräthiger Exemplare einzelner Theile aufopfern, als dieſe mir nöthig ſcheinende Verbeſſerung länger aufſchieben wollen.

Es erſcheint alſo dieſe Kinderbibliothek hier in einer, wenigſtens um ein Sechſtel verminderten, auch ſonſt noch hier und da verbeſſerten Ausgabe. Daß ſchon die bloße Ausmerzung der nunmehr verworfenen Stücke eine wahre Verbeſſerung ſei, werden Diejenigen, die ſich die Mühe geben wollen, dieſe Stücke in einer der frühern Ausgaben nachzuſehen, nicht in Abrede ſein.

Außerdem hat die gegenwärtige Ausgabe vor den vorhergehenden auch noch den Vorzug, daß Alles, was für Kinder von einerlei Alter, oder vielmehr von einerlei Fähigkeit und Ausbildung gehört, zuſammengeſtellt worden iſt, dahingegen vorher die Einrichtung

S. H. Gem

237 b 2



Sämmtliche

Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Zweites Bändchen.

Kinderbibliothek.

Erster Theil.

In der Reihe die vierzehnte Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Seite

Das reinliche Kind 156
Ein bewährtes Mittel, recht lange, recht gesund und recht froh zu leben 158
Die Fischer 163
Die Freuden des Stadtlebens 164
Liebe und Gehorsam gegen die Aeltern 171
Folgen der Ordnung und Unordnung 172

Bruder und Schweſter.

Schweſter.
Mein Püppchen lieb' ich mehr
Als Alles in der Welt!
Bruder.
Und o — du glaubſt es nicht, wie ſehr
Mein buntes Pferdchen mir gefällt!
Schweſter.
Du liebes, ſüßes Püppchen du!
Bruder.
Du kleines, goldnes Pferdchen du!
Schweſter.
Dich gab mir die Mama.
Bruder.
Dich gab mir der Papa.
Beide.
Die guten Aeltern! — O, wir haben
Sie doch noch lieber, als die Gaben,
Womit ſie uns ſo gern erfreun;
So lieb, als ſie, kann nichts uns ſein.

Fiekchens Wiegenlied,

ihrer Puppe vorzusingen.

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Da draußen ist ein Schaf;
Das ist dir gar ein frommes Blut,
Das Keinem was zu Leide thut;
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Wie freundlich ist das Schaf!
Es knurrt, es lärmt, es zanket nicht,
Zeigt immerdar ein froh Gesicht;
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Wie still ist unser Schaf!
Nie weinen seine Aeugelein,
Nie hört man es gewaltig schrein;
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Wer liebt nicht unser Schaf!
Es speist vergnügt das grüne Gras;
Zu Leide thut ihm Keiner was;
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlaf,
Sei sanft, wie unser Schaf,

Sei immerdar ein frommes Blut,
So sind dir alle Menschen gut;
Schlaf, Kindchen, schlaf!*)

Wie nöthig es ist, gehorsam zu sein.

Franz und sein Bruder Gottlieb baten ihren Vater an einem Abend, daß er ihnen erlauben möchte, im Garten zu spielen.

Das könnt ihr thun, antwortete der Vater; aber ihr müßt auch darin bleiben, und nicht hinauslaufen.

Sie gingen also hin, und spielten eine Zeit lang sehr vergnügt.

Endlich sah Franz die hintere Gartenthür offen stehn, und da bat er seinen Bruder, mit ihm hinauszugehn.

Aber Vater sagte ja, wir sollten im Garten bleiben! antwortete der Bruder.

O, sagte Franz, er meinte wol nur, wir sollten nicht aus der großen Gartenthür hinaus auf die Straße laufen; aber hier hin, zwischen die Büsche, zu gehn, das kann uns doch nicht schaden.

Komm nur, lieber Gottlieb; sieh, wie schön es hier ist! Und indem er das sagte, gingen sie hinaus.

Lange liefen sie im Gebüsche hin und her, bis sie auf einmal merkten, daß es dunkel ward.

Nun wollten sie umkehren; aber Keiner von ihnen

---

*) Die Weisen zu den in diesem Werke enthaltenen Liedern findet man in „Reichard's Lieder für Kinder, aus Campe's Kinderbibliothek. Braunschweig 1781." Diese Sammlung von Kinderliedern eines unserer ersten Tondichter ist nicht so bekannt geworden, als sie es verdiente.

wußte den Weg wieder zu finden. Da fingen sie an, erbärmlich zu weinen und zu schreien.

Glücklicherweise wurden sie von dem Vater gehört, der dem Geschrei nachlief und sie aufsuchte.

Seht ihr? sagte er, da er sie fand, so geht es Denen, die nicht achten auf Das, was ihnen verständige Leute sagen!

Ich wußte wol, daß ihr euch außer dem Garten nicht zurecht finden könntet, und deßwegen sagte ich euch, ihr solltet darin bleiben.

Nun darf ich euch ein andermal nicht wieder im Garten spielen lassen, weil ich nicht sicher bin, daß ihr nicht abermals hinauslaufen werdet.

Da mußten die beiden Knaben sich künftig gefallen lassen, in der Stube zu sitzen, wann der Vater nicht Zeit hatte, mit ihnen zugleich in den Garten zu gehen.

O wie oft seufzten sie da: wären wir doch nicht ungehorsam gewesen!

Die drei Goldfischchen.

Eine Fabel.

Ein guter Mann hatte einstmals drei Goldfischchen, die niedlichsten kleinen Fische von der Welt.

Er hatte sie in einen kleinen klaren Teich gesetzt, und hatte großes Wohlgefallen an ihnen.

Oft setzte er sich am Ufer hin und brockte Semmelkrumen ins Wasser, und da kamen denn die niedlichen Fischchen und ließen sichs wohlschmecken.

Da rief er ihnen beständig zu: Fischchen, Fischchen, nehmt euch ja in Acht vor Zweierlei, wenn ihr immer so glücklich leben wollt, als ihr jetzt lebet.

Geht nie durchs Gitter in den großen Teich, der neben diesem kleinen ist, und schwimmt nicht oben auf dem Wasser, wenn ich nicht bei euch bin.

Aber die Fischchen verstanden ihn nicht. Da dachte der gute Mann, ich wills ihnen wol verständlich machen, und stellte sich bei das Gitter.

Wenn dann eins von ihnen kam, und durchschwimmen wollte, so plätscherte er mit einem Stöckchen im Wasser, daß das Fischchen davor erschrak und zurückschwamm.

Ebendas that er auch, wenn eins von ihnen oben aufs Wasser kam, damit es wieder hinunter auf den Grund ginge.

Nun, dachte er, werden sie mich wol verstanden haben, und ging nach Hause.

Da kamen die drei niedlichen Goldfischchen zusammen, und schüttelten die Köpfchen, und konnten nicht begreifen, warum der gute Mann nicht haben wollte, daß sie oben auf dem Wasser und durchs Gitter in den großen Teich schwimmen sollten?

Geht er doch selbst da oben, sagte das Eine; warum sollen wir nicht auch ein Bischen höher kommen dürfen?

Und warum sollen wir eingesperrt sein? sagte das Zweite; was kann es uns schaden, wenn wir zuweilen in den großen Teich schwimmen?

Er ist gewiß ein harter Mann, sagte das Erste wieder, der uns nicht lieb hat, und nicht gern will, daß wir uns freuen sollen!

Ich werde mich nicht an ihn kehren, setzte das Zweite hinzu; ich will sogleich eine kleine Lustreise in den großen Teich vornehmen.

Und ich, rief das Erste wieder, will unterdeß ein wenig oben auf dem Wasser in der Sonne spielen.

Das dritte Goldfischchen allein war klug genug, zu denken:

Der gute Mann muß doch wol seine Ursachen haben, warum er uns das verboten hat.

Daß er uns liebt, und uns gern Freude gönnt, ist gewiß.

Warum käme er sonst so oft, und gäbe uns Semmelkrümchen, und freute sich so, wenn wir sie aufessen?

Nein, er ist gewiß nicht hart, und ich will thun, was er haben will, ungeachtet ich nicht weiß, warum er's so will.

Das gute Fischchen blieb also auf dem Grunde; die Andern aber thaten, was sie gesagt hatten.

Das Eine schwamm durchs Gitter in den großen Teich, und das Andere spielte oben auf dem Wasser im Sonnenscheine, und Beide lachten ihren Bruder aus, daß er's nicht eben so gut haben wollte.

Aber was geschah?

Das Eine war kaum in dem großen Teiche angekommen, so sprang ein Hecht auf dasselbe zu, und verschlang es.

Das Andere, das sich auf der Oberfläche des Wassers belustigte, bemerkte ein Raubvogel, schoß auf dasselbe herab, fing es, und fraß es auf.

Nur das kluge und folgsame dritte Goldfischchen blieb allein übrig.

Der gute Mann freute sich über seine Folgsamkeit, und brachte ihm alle Tage das beste Futter.

So lebte es immer recht vergnügt, und erreichte ein hohes Alter.

Die schönen Kleider.

Das kleine Nantchen hatte bisher leichte Kleider von Leinewand, und Schuhe von Leder getragen. Ihr Haar kräuselte sich von selbst.

Eines Tages war sie mit andern Kindern in Gesellschaft gewesen, welche wie die großen Damen gekleidet gingen, und das gefiel ihr.

Lieber Vater, sagte sie, da sie zurückkam, schenke mir doch ein Kleid von Seide und gestickte Schuhe, wie die andern Kinder haben, und laß mir auch das Haar kräuseln!

Das will ich wol thun, antwortete er, wenn es dir Freude macht; aber ich glaube, daß du alsdann nicht mehr so vergnügt sein wirst.

Warum nicht, lieber Vater? fragte Nantchen.

Weil du, antwortete der Vater, alsdann immer daran denken mußt, daß deine schönen Kleider nicht mögen beschädigt oder beschmutzt werden.

Denn die kosten viel Geld, und man kann sie nicht waschen, wenn sie einmal unsauber geworden sind.

O, ich will mich schon in Acht nehmen!

Nun es sei, sagte der Vater, und ließ ihr Alles machen, was zum Putz gehört.

Wie hüpfte das kleine Ding vor Freude, da ihr alle die bunten Sachen angezogen wurden!

Des Nachmittags wurde ein Lustgang angestellt, und Nantchen war dabei.

Man kam an eine Wiese, die voll Maiblumen war, über welchen die schönsten bunten Schmetterlinge herumflatterten.

Die Knaben und die Mädchen liefen hin, die Blu-

men zu pflücken, und die Schmetterlinge zu fangen.

Nantchen wollte sich auch diese Freude machen; aber man zeigte ihr, daß das Gras etwas feucht wäre, und daß sie Schuhe und Kleid verderben würde, wenn sie dahin ginge.

Sie mußte also einsam stehen bleiben, bis die Andern genug eingesammelt hatten und zurückkamen.

Jetzt ging der Weg durch ein kleines Gebüsch.

Nantchen, welche immer sehr vorsichtig gehen mußte, um ihr schönes Kleid nicht an Dornbüschen zu zerreißen, blieb etwas zurück, indeß die andern Kinder hüpfend und springend voranliefen.

Auf einmal hörte man ein ängstliches Geschrei.

Man lief zurück, und fand, daß Nantchen mit ihrem hohen Kopfputze an einem niedrigen Zweige hängen geblieben war, und sich gar nicht wieder losmachen konnte.

Man half ihr; aber weil ihr Haar sehr verwickelt war, so lief es nicht ohne Reißen ab, und der ganze Kopfputz war zernichtet.

Man war noch nicht weit gegangen, als sie über Schmerzen klagte, welche die enge Schnürbrust ihr verursachte.

Sie wünschte wieder nach Hause zu gehen, um das Schnürband lösen zu lassen; aber es wäre unbillig gewesen, zu verlangen, daß alle die andern Kinder ihretwegen in ihrem Vergnügen sollten gestört werden.

Da sie also nicht mehr gehen konnte, mußte sie sich entschließen, an dem Orte, wo sie war, zu warten, bis die Gesellschaft zurückkommen würde.

Hier währte ihr nun Zeit und Weile lang, und sie dachte oft bei sich selbst: ach! mein lieber Vater hatte doch wol Recht!

Nach einer Stunde kamen Alle zurück, und riefen

ihr entgegen: Geschwind, Nantchen; es wird regnen; dort kommt ein starkes Gewitter her!

Und nun mußte das arme Mädchen laufen, so sehr sie nur immer konnte, ungeachtet die Schnürbrust und die kleinen, engen Schuhe ihr die größten Schmerzen verursachten.

Aller ihrer Mühe ungeachtet, konnte sie nicht so geschwind fortkommen, als die Andern, welche leicht gekleidet waren.

Alle Augenblicke blieb sie hängen, bald mit ihrer Schleppe, bald mit ihrem zerrissenen Kopfputze.

Indeß war das Gewitter herangerückt, und ein heftiger Regen stürzte herab, eben da die andern Kinder das Haus erreicht hatten.

Nantchen wurde bis aufs Hemde naß, ließ einen ihrer Schuhe im Kothe stecken, und erreichte endlich ganz entkräftet das Haus.

Sie mußte sich entkleiden, und fand, daß ihr ganzer Putz auf immer verdorben war.

Soll ich dir morgen ein anderes seidnes Kleid machen lassen? fragte ihr Vater, da er sie trostlos weinen sah.

O nie, nie, bester Vater! war ihre Antwort.

Ich sehe nun wol, daß die schönen Kleider und das Putzen nicht glücklich machen; erlaube mir, daß ich immer meine vorigen Kleider trage, und vergieb mir, daß ich eine Thörinn war.

Der kleine Gärtner.

Der kleine Leopold hatte seinen Vater oft sagen hören, daß die Kinder noch nicht wüßten, was ihnen gut sei, und daß sie sich deßwegen von den Erwachsenen müßten rathen lassen.

Aber er hatte dieſes entweder nicht recht verſtanden, oder wieder vergeſſen.

Man hatte für ihn und ſeinen Bruder Franz zwei Gartenbeete abgetheilt, damit Jeder von ihnen ſeinen eigenen kleinen Garten hätte; und man hatte ihnen erlaubt, darin zu ſäen und zu pflanzen, was ſie wollten.

Franz erinnerte ſich hiebei Deſſen, was ihr Vater ihnen oft geſagt hatte, und ſprach zum Gärtner: Lieber Jakob, rathe er mir doch, was ich da hineinpflanzen ſoll!

Jakob gab ihm kleine Büſche, die wie Unkraut ausſahen, und Stauden, die den Dornen glichen, und Franz pflanzte ſie auf ſein Wort hinein.

Leopoldchen, fragte der Gärtner, ſoll ich dir auch ſo was für deinen Garten geben?

Fi! war ſeine Antwort, was ſoll ich mit dem Zeuge? und bepflanzte ſeinen ganzen Garten mit Blumen, welche ſchon gepflückt waren.

Jakob ließ es geſchehen.

Am andern Tage ſah Leopold, daß ſeine Blumen alle verwelkt waren, und pflanzte andere hin, die er von neuem abgepflückt hatte.

Aber auch dieſe verwelkten bald, und endlich ward er es überdrüſſig, die Stelle der verwelkten Blumen mit friſchen zu erſetzen.

Sein kleiner Garten wurde alſo dem Unkraute preisgegeben.

Nach einiger Zeit ſah er an den kleinen Büſchen in ſeines Bruders Garten etwas Röthliches hangen, und rief ihn, um zu ſehen, was das doch ſein möchte?

Und ſiehe! es waren ſchöne, wohlſchmeckende Erdbeeren.

Ach, ſagte Leopold, hätte ich doch auch ſolch Kraut in meinen Garten gepflanzt!

Wiederum nach einiger Zeit sah er etwas Aehnliches an den dornigen Stauden in seines Bruders Garten, und da sie nachforschten, waren es die süßesten Himbeeren.

Ach, sagte Leopold wieder, hätte ich doch auch solche Stauden in meinen Garten gepflanzt!

Ja! sagte sein Bruder, als wenn es die deinigen wären; und — setzte Jakob hinzu — verachte künftig den Rath verständiger Leute nicht!

Das Mährlein von der Geiß.

Es war mal ein Geiß,
Der war's zu wohl im Stall;
Da ging sie hin aufs Eis,
That einen bösen Fall.
Und als die Geiß gefallen war,
Da kam das alte Mütterlein dar,
Und sprach:

Du albernes Geiselein,
Hätteſt wol können vorsichtig sein;
Sie, hast gebrochen ein Bein!

Ach, ach, sprach drauf das Geiselein,
Ach, allerliebstes Mütterlein,
Hätt' ich gewußt, wie's Beinbrechen thät,
Nimmermehr ich so gesprungen hätt'!

Das merk' sich wohl die Jugend an;
Bald ist ein kecker Streich gethan,
Und reut den Thäter hinterher;
Hätt's noch zu thun, thät's wol nicht mehr!

Die vier Jahreszeiten.

Ach! wenns doch immer Winter bliebe! sagte Ernst, da er einen Mann von Schnee gemacht hatte, und im Schlitten gefahren war.

Sein Vater sagte, er möchte diesen Wunsch in seine Schreibtafel schreiben; und er that's.

Der Winter verging; es kam der Frühling.

Ernst stand mit seinem Vater bei einem Blumenbeete, auf welchem Hiazinten, Aurikeln und Narzissen blüheten, und war vor Freude darüber ganz außer sich.

Das ist eine Frucht des Frühlings, sagte sein Vater, und wird wieder vergehen.

Ach! antwortete Ernst, wenns doch immer Frühling wäre!

Schreib diesen Wunsch in meine Schreibtafel, sagte der Vater; und er that's.

Der Frühling verging; es kam der Sommer.

Ernst ging mit seinen Aeltern und einigen Gespielen an einem schönen warmen Tage nach dem nächsten Dorfe, und sie blieben daselbst den ganzen Tag.

Rund umher sahen sie grüne Saaten und Wiesen mit tausendfältigen Blumen geziert, und Auen, auf welchen junge Lämmer tanzten und muthige junge Füllen ihre Sprünge machten.

Sie aßen Kirschen und anderes Sommerobst, und ließen sichs den ganzen Tag über recht wohl sein.

Nicht wahr, fragte der Vater beim Zurückgehen, der Sommer hat doch auch seine Freuden?

O, antwortete Ernst, ich wollte, daß es immer Sommer wäre!

Er mußte auch dieses in die Schreibtafel seines Vaters schreiben.

Endlich kam der Herbst.

Die ganze Familie brachte einige Tage im Weinberge zu.

Es war nicht mehr so heiß, als im Sommer, aber die Luft war sanft erwärmt, und der Himmel heiter.

Die Weinstöcke waren mit reifen Trauben behangen; auf den Mistbeeten sah man wohlschmeckende Melonen liegen, und die Zweige der Bäume wurden von reifen Früchten herabgebeugt.

Das war erst recht ein Fest für unsern Ernst, der nichts lieber als Obst aß.

Diese schöne Zeit, sagte sein Vater, wird bald vorüber sein; der Winter ist schon vor der Thür, um den Herbst zu vertreiben.

Ach! sagte Ernst, ich wollte, daß er wegbliebe, und daß es immer Herbst wäre!

Wolltest du das wirklich? fragte sein Vater.

Wirklich! war seine Antwort.

Aber, fuhr sein Vater fort, indem er die Schreibtafel aus der Tasche zog, sieh doch einmal her, was hier geschrieben steht; lies doch!

»Ich wollte, daß es immer Winter wäre!« Und nun lies auch hier auf dieser Seite, was steht denn da?

»Ich wollte, daß es immer Frühling wäre!«

Und was auf dieser Seite hier?

»Ich wollte, daß es immer Sommer wäre!«

Kennst du, fuhr der Vater fort, die Hand, die dieses geschrieben hat?

Das habe ich geschrieben, antwortete Ernst.

Und was wünschtest Du jetzt eben?

»Ich wünschte, daß es immer Herbst sein möchte!«

Das ist doch sonderbar genug, sagte der Vater. Im Winter wünschtest du, daß es Winter, im Frühlinge,

daß es Frühling, im Sommer, daß es Sommer, und im Herbste, daß es Herbst bleiben möchte.

Denk einmal nach; was folgt wol daraus?

»Daß alle Jahreszeiten gut sind.«

Ja, daß sie alle reich an Freuden, reich an mannichfaltigen Gaben sind, und daß der liebe große Gott viel besser, als wir armen Schelme von Menschen, sich auf das Weltmachen verstehen muß!

Hätte es vorigen Winter von dir abgehangen, so würden wir keinen Frühling, keinen Sommer, keinen Herbst gekriegt haben.

Du hättest die Erde mit ewigem Schnee bedeckt, um nur immer im Schlitten fahren und Schneemänner machen zu können; und wie viele andere Freuden hätten wir dann entbehren müssen!

Wohl uns, daß es nicht auf uns ankommt, wie es in der Welt sein soll! Wie bald würden wir sie verschlimmern, wenn wir könnten!

Zum Laufen hilft nicht schnell sein.

Zwei Knaben liefen nach einem Apfel, den sie von fern liegen sahen.

Ich kriege ihn gewiß, sagte der kleine Fritz, denn ich laufe geschwinder, als du, und indem er dieses sagte, war er seinem Gefährten auch wirklich schon um einige Schritte vorgekommen.

Aber was geschah?

Weil er aus gar zu großer Eile nicht vor sich sah, so fiel er über einen Zweig, der im Wege lag.

Wer kriegte nun den Apfel?

Nicht der Geschwindeste, sondern der Vorsichtigste.

Des kleinen Friedrichs Geburtstag*).

Es war einmal, ihr Leutchen,
Ein Knäblein jung und zart,
Hieß Friedrich, war daneben
Recht gut von Sinnesart.

War freundlich und beſcheiden,
Nicht zänkiſch und nicht wild;
War ſanft, wie kleine Schäfchen,
Und, wie ein Täubchen, mild.

Drum gab auch Gott Gedeihen;
Das Knäblein wuchs heran;
Und ſeine Aeltern hatten
Recht ihre Freude dran.

Zu Schul' und Gotteshauſe
Sah man es fleißig gehn,
Und Jedem, der es grüßte,
Gar freundlich Rede ſtehn.

Auch war ihm in der Schule
Ein Jeder herzlich gut,
Denn Allen macht' es Freude,
Und Allen war es gut.

Einſt hieß es: Brüder, morgen
Fällt ſein Geburtstag ein!

*) Dieſer kleine Friedrich war der Anhalt-Deſſauiſche Erbprinz.

Gleich riefen All' und Jede:
Der muß gefeiert sein!

Da war des Wohlbehagens
Und jeder Freude viel;
Und wo man sah und hörte,
War Sang und Tanz und Spiel.

Denn Alle, Alle freuten
Des frohen Tages sich;
Und Alle, Alle sangen:
Heil unserm Friederich!

Und Gott im Himmel oben
Erhörte ihr Gebet;
Sein Segen folgt dem Knaben
Da, wo er geht und steht.

Das Kinderspiel.

Wir Kinder, wir schmecken
Der Freuden recht viel!
Wir schäkern und necken
(Versteht sich, im Spiel!)
Wir lärmen und singen
Und rennen uns um,
Und hüpfen und springen
Im Grase herum!

Warum nicht? — Zum Murren
Iſts Zeit noch genug!
Wer wollte wohl knurren;
Der wär' ja nicht klug.
Wie luſtig ſtehn dorten
Die Saat und das Gras!
Beſchreiben mit Worten
Kann Keiner wol das.

Ha, Brüderchen, rennet!
Ha, wälzt euch im Gras!
Noch iſts uns vergönnet,
Noch kleidet uns das.
Ach! werden wir älter,
So ſchickt ſichs nicht mehr;
Dann treten wir kälter
Und ſteifer einher.

Ei, ſeht doch, ihr Brüder,
Den Schmetterling da!
Wer wirft ihn uns nieder?
Doch ſchonet ihn ja!
Dort flattert noch einer,
Der iſt wol ſein Freund;
O ſchlag' ihn ja Keiner,
Weil jener ſonſt weint!

Wird dort nicht geſungen?
Wie herrlich das klingt!
Vortrefflich, ihr Jungen!
Die Nachtigall ſingt.
Da ſitzt ſie! Seht, oben
Im Apfelbaum dort;

Wir wollen sie loben,
So fährt sie wol fort.

Komm, Liebchen, hernieder,
Und laß dich besehn!
Wer lehrt dir die Lieder?
Du machst es recht schön!
O laß dich nicht stören,
Du Vögelchen du!
Wir Alle, wir hören
So gerne dir zu.

Wo ist sie geblieben?
Wir sehn sie nicht mehr!
Da flattert sie drüben!
Komm wieder! Komm her!
Vergeblich! die Freude
Ist diesmal vorbei!
Ihr that wer zu Leide,
Sei's, was es auch sei.

Laßt Kränzchen uns winden;
Viel Blumen sind hier!
Wer Veilchen wird finden,
Empfänget dafür
Von Mutter zur Gabe
Ein Mäulchen, wol zwei:
Juchheißa! Ich habe,
Ich hab' eins, juchhei!

Ach, geht sie schon unter,
Die Sonne? so früh?
Wir sind ja noch munter;
Ach, Sonne, verzieh!

Nun morgen, ihr Brüder!
Schlaft wohl! gute Nacht!
Ja, morgen wird wieder
Gespielt und gelacht!

Der lügenhafte junge Ochs.

Eine Fabel.

Ein junger Ochs hatte sich ein häßliches Laster — das Lügen, angewöhnt.

Wenn er mit andern großen Ochsen auf der Weide war, so fand er ein dummes Vergnügen daran, sie plötzlich zu erschrecken, um sie zum Besten zu haben.

Er versteckte sich zuweilen hinter einen Busch, und heulte gerade so, wie die Wölfe zu heulen pflegen.

Wenn dann das die Alten hörten, so kamen sie geschwind herbeigelaufen, um den Wolf zu scheuchen, daß er keinem von den Jungen Etwas zu Leide thäte.

Aber dann fanden sie an dem Orte, wo sie das Heulen gehört hatten, Keinen, als den lügenhaften jungen Ochsen, der sich stellte, als wenn er schliefe.

Sie merkten indeß bald, daß er's gewesen war, und von der Zeit an glaubten sie ihm nie wieder, auch wenn er die Wahrheit sagte.

Eines Abends, da der junge Lügner sich auch etwas von ihnen entfernt hatte, sah er plötzlich einen wirklichen Wolf aus dem Gebüsche auf sich zuspringen.

Er konnte weder entfliehen, noch sich vertheidigen, und fing daher erbärmlich an zu schreien.

Mu! Mu! Mu! brüllte er, welches so viel heißen sollte, als: Rettet! rettet! Ein Wolf!

Aber da war Keiner unter den alten Ochsen, der es der Mühe werth hielt, sich nach ihm umzusehen; denn sie dachten Alle, daß er sie wieder zum Besten haben wolle.

Da fiel der hungrige Wolf über ihn her, faßte ihn bei der Gurgel, und — fraß ihn auf!

Ach! seufte er da bei sich selbst, indem er starb, wie sehr schadet man sich doch selbst, wenn man Andere durch Unwahrheit zu hintergehen sucht!

Das wohlbestrafte Kind.

Der arme Rudolph kam, gebeugt
Vom Holzstoß, den sein Rücken trug,
Einst aus dem Walde später noch,
Als je, zurück, und sprach im Gehn
Bekümmert:
Ganz gewiß ist nun
Mein gutes Weib betrübt und weint,
Daß ich so lange zögre; Fritz
Ist auch betrübt, das gute Kind!
Der Mutter wahres Bild! — Er wird,
Wenn Gott ihm beisteht, fromm und gut.
Sie weinen jetzt; doch, wenn sie bald
Mich sehn, wie werden sie sich freun!
Wie mich umarmen!
Rudolph kam
In seine Hütte, sah sein Weib
Am Bette sitzen, in die Hand
Das Haupt gelehnt; sie weint und seufzt,
Und Fritz liegt kniend vor ihr, drückt
Und küsset ihre Hand, die sie
Zurückzieht.

Kinder, weint nicht mehr,
Sagt Rudolph; ich bin da, seht her,
Welch schönes Holz! — Ihr sagt mir nichts?
Du, Fritz, umarmst mich nicht? Kein Kuß;
Belohnt mir heute meinen Fleiß? —
Ihr wollt mich strafen? Hört nur an,
Wie mir es ging: — Es war noch früh,
Mein Bündel war gemacht; schon ging
Ich aus dem Wald. Ein armer Greis,
Dort aus dem Dorf, das unten liegt,
Kam mir entgegen; mühsam schleppt'
Er seine Schritte fort. Ihr scheint
Schon müde, sprach ich, guter Mann!
Ach Gott! seufzt' er. Und mich durchdrang
Der Seufzer, und ich nahm die Axt
Und fällt' ihm etwas Holz, und band's
Ihm auf den Rücken; freundlich dankt'
Er mir, und drückte meine Hand.
Jetzt wollt' ich laufen; doch der Schnee
Hielt mich zurück. — Nun, Grete! Was?
Du seufzest noch? Du willst mir nicht
Verzeihn? So liebst Du mich nicht mehr?
Das dacht' ich nicht! —
Unglücklicher!
Sprach sie, und faßt' ihn bei der Hand.
Ich soll dich lieben? Ich? die dir
Solch einen bösen Sohn gebar? —
Fritz, böse? Nein, sein Herz ist gut;
Noch ist er Kind und flatterhaft,
Doch wird er nur erst groß, fürwahr,
Dann wird er weis' und gut! —
Dann wird
Er grausam!

Gleich riefen All' und Jede:
Der muß gefeiert sein!

Da war des Wohlbehagens
Und jeder Freude viel;
Und wo man sah und hörte,
War Sang und Tanz und Spiel.

Denn Alle, Alle freuten
Des frohen Tages sich;
Und Alle, Alle sangen:
Heil unserm Friederich!

Und Gott im Himmel oben
Erhörte ihr Gebet;
Sein Segen folgt dem Knaben
Da, wo er geht und steht.

Das Kinderspiel.

Wir Kinder, wir schmecken
Der Freuden recht viel!
Wir schäkern und necken
(Versteht sich, im Spiel!)
Wir lärmen und singen
Und rennen uns um,
Und hüpfen und springen
Im Grase herum!

Warum nicht? — Zum Murren
Iſts Zeit noch genug!
Wer wollte wohl knurren;
Der wär' ja nicht klug.
Wie luſtig ſtehn dorten
Die Saat und das Gras!
Beſchreiben mit Worten
Kann Keiner wol das.

Ha, Brüderchen, rennet!
Ha, wälzt euch im Gras!
Noch iſts uns vergönnet,
Noch kleidet uns das.
Ach! werden wir älter,
So ſchickt ſichs nicht mehr;
Dann treten wir kälter
Und ſteifer einher.

Ei, ſeht doch, ihr Brüder,
Den Schmetterling da!
Wer wirft ihn uns nieder?
Doch ſchonet ihn ja!
Dort flattert noch einer,
Der iſt wol ſein Freund;
O ſchlag' ihn ja Keiner,
Weil jener ſonſt weint!

Wird dort nicht geſungen?
Wie herrlich das klingt!
Vortrefflich, ihr Jungen!
Die Nachtigall ſingt.
Da ſitzt ſie! Seht, oben
Im Apfelbaum dort;

Wir wollen sie loben,
So fährt sie wol fort.

Komm, Liebchen, hernieder,
Und laß dich besehn!
Wer lehrt dir die Lieder?
Du machst es recht schön!
O laß dich nicht stören,
Du Vögelchen du!
Wir Alle, wir hören
So gerne dir zu.

Wo ist sie geblieben?
Wir sehn sie nicht mehr!
Da flattert sie drüben!
Komm wieder! Komm her!
Vergeblich! die Freude
Ist diesmal vorbei!
Ihr that wer zu Leide,
Sei's, was es auch sei.

Laßt Kränzchen uns winden;
Viel Blumen sind hier!
Wer Veilchen wird finden,
Empfänget dafür
Von Mutter zur Gabe
Ein Mäulchen, wol zwei:
Juchheißa! Ich habe,
Ich hab' eins, juchhei!

Ach, geht sie schon unter,
Die Sonne? so früh?
Wir sind ja noch munter;
Ach, Sonne, verzieh!

Nun morgen, ihr Brüder!
Schlaft wohl! gute Nacht!
Ja, morgen wird wieder
Gespielt und gelacht!

Der lügenhafte junge Ochs.

Eine Fabel.

Ein junger Ochs hatte sich ein häßliches Laster — das Lügen, angewöhnt.

Wenn er mit andern großen Ochsen auf der Weide war, so fand er ein dummes Vergnügen daran, sie plötzlich zu erschrecken, um sie zum Besten zu haben.

Er versteckte sich zuweilen hinter einen Busch, und heulte gerade so, wie die Wölfe zu heulen pflegen.

Wenn dann das die Alten hörten, so kamen sie geschwind herbeigelaufen, um den Wolf zu scheuchen, daß er keinem von den Jungen Etwas zu Leide thäte.

Aber dann fanden sie an dem Orte, wo sie das Heulen gehört hatten, Keinen, als den lügenhaften jungen Ochsen, der sich stellte, als wenn er schliefe.

Sie merkten indeß bald, daß er's gewesen war, und von der Zeit an glaubten sie ihm nie wieder, auch wenn er die Wahrheit sagte.

Eines Abends, da der junge Lügner sich auch etwas von ihnen entfernt hatte, sah er plötzlich einen wirklichen Wolf aus dem Gebüsche auf sich zuspringen.

Er konnte weder entfliehen, noch sich vertheidigen, und fing daher erbärmlich an zu schreien.

Mu! Mu! Mu! brüllte er, welches so viel heißen sollte, als: Rettet! rettet! Ein Wolf!

Aber da war Keiner unter den alten Ochsen, der es der Mühe werth hielt, sich nach ihm umzusehen; denn sie dachten Alle, daß er sie wieder zum Besten haben wolle.

Da fiel der hungrige Wolf über ihn her, faßte ihn bei der Gurgel, und — fraß ihn auf!

Ach! seufte er da bei sich selbst, indem er starb, wie sehr schadet man sich doch selbst, wenn man Andere durch Unwahrheit zu hintergehen sucht!

Das wohlbestrafte Kind.

Der arme Rudolph kam, gebeugt
Vom Holzstoß, den sein Rücken trug,
Einst aus dem Walde später noch,
Als je, zurück, und sprach im Gehn
Bekümmert:
Ganz gewiß ist nun
Mein gutes Weib betrübt und weint,
Daß ich so lange zögre; Fritz
Ist auch betrübt, das gute Kind!
Der Mutter wahres Bild! — Er wird,
Wenn Gott ihm beisteht, fromm und gut.
Sie weinen jetzt; doch, wenn sie bald
Mich sehn, wie werden sie sich freun!
Wie mich umarmen!
Rudolph kam
In seine Hütte, sah sein Weib
Am Bette sitzen, in die Hand
Das Haupt gelehnt; sie weint und seufzt,
Und Fritz liegt knieend vor ihr, drückt
Und küsset ihre Hand, die sie
Zurückzieht.

Kinder, weint nicht mehr,
Sagt Rudolph; ich bin da, seht her,
Welch schönes Holz! — Ihr sagt mir nichts?
Du, Fritz, umarmst mich nicht? Kein Kuß;
Belohnt mir heute meinen Fleiß? —
Ihr wollt mich strafen? Hört nur an,
Wie mir es ging: — Es war noch früh,
Mein Bündel war gemacht; schon ging
Ich aus dem Wald. Ein armer Greis,
Dort aus dem Dorf, das unten liegt,
Kam mir entgegen; mühsam schleppt'
Er seine Schritte fort. Ihr scheint
Schon müde, sprach ich, guter Mann!
Ach Gott! seufzt' er. Und mich durchdrang
Der Seufzer, und ich nahm die Axt
Und fällt' ihm etwas Holz, und band's
Ihm auf den Rücken; freundlich dankt'
Er mir, und drückte meine Hand.
Jetzt wollt' ich laufen; doch der Schnee
Hielt mich zurück. — Nun, Grete! Was?
Du seufzest noch? Du willst mir nicht
Verzeihn? So liebst Du mich nicht mehr?
Das dacht' ich nicht! —
Unglücklicher!
Sprach sie, und faßt' ihn bei der Hand.
Ich soll dich lieben? Ich? die dir
Solch einen bösen Sohn gebar? —
Fritz, böse? Nein, sein Herz ist gut;
Noch ist er Kind und flatterhaft,
Doch wird er nur erst groß, fürwahr,
Dann wird er weis' und gut! —
Dann wird
Er grausam!

Nein, ich ſteh' dafür,
Das wird er nicht. — Und Fritz, du ſchweigſt
Dazu? Komm her und ſage mir,
Was machteſt du? — Du thuſt ſo ſcheu?
Es muß was Arges ſein. — Sehr arg;
Doch ſchämt er ſich, das iſt noch gut. —
Was that er denn?
Gern möcht' ich dir's
Verſchweigen; denn du wirſt gewiß
Auch traurig werden.
Sag' es nur!
Es ſei. Ich öffnete, weil du
Nicht kamſt, von Zeit zu Zeit die Thür;
Da flog ein Vögelchen ins Haus.
Es flatterte herum, und ſchien
Recht ſehr zu frieren. Da nahm ichs
In meinen Buſen, und mein Hauch
Und meine Hände wärmten es.
Da kam die kleine Lieſe, die
Im Fallen über'n Zaun den Arm
Sich aufriß, wies mit Thränen mir
Den Arm, der friſch noch blutete.
Sie wollte dir ihn zeigen; doch
Weil du nicht kamſt, verband ich ſie,
So gut ich konnte, nahm dazu
Den Balſam dort im braunen Topf,
War das der rechte?
Ja, recht ſchön!
Nur weiter!
Während ich das that,
Schlich Fritz, dem ich das Vögelchen
So lange gab, in Winkel ſich,
Und drauf —

Nun, was?

Berupft' er es. —

Berupft' es? —

Ja, den ganzen Leib.
Nur nicht die Flügel, öffnete
Darauf die Thür, und ließ es aus.
Du glaubst nicht, wie das arme Ding
Umherflog, wie es ächzend sich
Beklagte! Mann, ich hört's; mir ging's
Durchs Herz! — Er wird ein Böſewicht!
Denk' nur, wenn er erst größer ist!
Das kränkt mich. O das hättest du
In deiner Kindheit nie gethan.
Oft sagt' ich: unser Fritz wird gut,
Gut, wie sein Vater! Ach! wie hab'
Ich mich in ihm geirrt, o Gott! —
Sei ruhig, Grete; weine nicht;
Es lebt ein guter Gott, der liebt
Der frommen Aeltern Redlichkeit.
Wird er ein Böſewicht, so nimmt
Ihn Gott von uns hinweg. — Komm her,
Mein Sohn! sieh, welchen Kummer du
Uns heute machest. Gut, du weinst;
Ich weine auch; komm, lege mir
Die Hand aufs Herz; bisher war dies
Dein Wohnplatz, denn ich liebte dich;
Doch jetzt nicht mehr! — Umsonst! dich lieb'
Ich immer noch! — Gott! lieb' ich denn
Solch einen — Nein, ich will dir, Sohn,
Nicht fluchen. — Grete, komm, laß uns
Des Vogels Federn sammeln; hier
Am Balken hängen wir sie auf,
Und sehen, wenn zu zärtlich wir

Ihn lieben, diese Federn an,
Und sagen: solch ein hartes Herz
Muß man nicht lieben. — Denkst du denn,
Mein Sohn — bleib hier auf meinem Schooß —
Daß blos der Frost das Vögelchen
In unser Haus gebracht? Gott selbst
Gab ihn in unsre Hand, um ihn
Zu retten; denn für Thiere sorgt
Er, wie für Menschen; und du hast
Ihn so geplündert! — Wenn ich nun
Die ganze Nacht dich ohne Kleid
Auch draußen frieren ließ'? Du hast's
Verdient; doch grausam wär' ich dann,
Und gliche dir, und litte mehr
Dabei, als du! — Komm, zittre nicht;
Sei ruhig, denn noch liebt mein Herz
In dir den Sohn, und hasset nur
Den Uebelthäter. Ach! von dir
Hofft' ich des Alters Trost für mich,
Für deine Mutter! Und du willst
Uns unser Leben kürzen?
Ach!
Mein Vater, meine Mutter, ach!
Verzeiht mir! O, ich will euch nie
Mehr kränken, will gern Gutes thun!
Verlaßt euch drauf, ich werd' euch gleich. —
Leicht ist der Aeltern Herz erweicht.
Ihm ward verziehn, und Fritz ward gut,
Und ohne Falsch und tugendsam,
Ein Muster für die Kinderwelt.
Einst sah er, ach! mit trübem Blick
Zur Deck' hinauf; die Mutter sah's,
Nahm eine Leiter: Steig hinauf,

Mein Fritz, sprach sie, und nimm nur gleich
Die Federn weg; sie machen dich
So traurig; wirf sie nur ins Feu'r;
Dein Vater wirds zufrieden sein;
Nicht wahr? —
O ja!
Verbrenne sie,
Die bösen Federn! —
Mutter, nein!
Sie sollen bleiben, und wenn mir
Der Himmel auch einst Kinder giebt,
Dann weis' ich sie mit Thränen drauf,
Und spreche: Seht, einst war ich böf',
Und daß ich besser ward, verdank'
Ich Gott und frommer Aeltern Rath.

Trauriges Schicksal zweier jungen Knaben.

Zu Paris in Frankreich lebte ein Kaufmann, der kürzlich noch zwei Söhne hatte.

Der älteste war ungefähr sieben, der jüngste erst sechs Jahr alt.

Beide wurden von ihren Aeltern auf das zärtlichste geliebt.

Ihr Vater, der Kaufmann, mußte oft in Geschäften große Reisen zu Pferde thun.

Er pflegte alsdann ein Paar geladene Pistolen mit sich zu führen.

Wann er zurückkam, schoß er dieselben gemeiniglich los, oder zog die Ladung zu Hause heraus, damit Niemand sich oder Andern Schaden damit thun möchte.

Deßungeachtet hatte er seinen Söhnen ein für allemal verboten, sowohl die Pistolen, als auch irgend ein anderes Schießgewehr in die Hand zu nehmen, weil Kinder damit noch nicht umzugehen wissen, und sich oder Andere leicht verletzen können.

Ueberhaupt aber gab er ihnen die Regel, auch wenn sie erwachsen sein würden, mit dergleichen Gewehren niemals zu spaßen, weil daraus schon oft großes Unglück entstanden sei.

Vor einiger Zeit kam dieser Kaufmann von einer Reise zurück; aber weil er in Kurzem wieder aufs Neue abzureisen gedachte, so hatte er diesmal die Pistolen nicht losgeschossen.

Er legte sie in seine Kammer.

Daß seine Söhne sie da anrühren würden, besorgte er nicht; denn er hatte es ihnen ja ein für allemal verboten.

Aber was geschah? Am folgenden Morgen, da der Vater ausgegangen war, spielten Wilhelm und Christian (so hießen die beiden Knaben) in eben dieser Kammer.

Die Pistolen lagen auf dem Tische.

Laß uns einmal Soldaten spielen, sagte Wilhelm zu seinem jüngern Bruder, indem er eine der Pistolen in die Hand nahm, und ihm die andere reichte.

Du! antwortete Christian, weißt du nicht, daß es uns verboten ist, die Pistolen anzurühren?

Wol wahr, sagte Wilhelm; aber wir wissen ja, daß sie nicht geladen sind; denn Vater sagte neulich, daß er sie immer erst abschieße, ehe er nach Hause komme.

Und verderben werden wir ja auch nichts daran; sieh nur, ich weiß schon recht gut, wie man den Hahn aufziehen muß, — und so zog er den Hahn an beiden Pistolen auf.

Vater wird wohl nur gemeint haben, daß wir keine geladene Pistolen anfassen sollen.

Nun stelle dich da hin, und gib Acht, wie ich befehle; wenn ich Feuer! rufe, so mußt du abdrücken.

Schon standen Beide gegen einander über, und Wilhelm rief:

„Achtung! — Bietet das Gewehr! — Legt an! — Feuer!

Mit diesen Worten drückten Beide los, und Beide fielen nieder und wälzten sich in ihrem Blute.

Auf den Knall der beiden Pistolen kam die Mutter voll Bestürzung herbeigerannt, und o Himmel! welch' ein Anblick!

Ohnmächtig sank sie bei ihren Kindern nieder, die in demselben Augenblicke den letzten Athemzug thaten.

Da sie von dem herbeigelaufenen Gesinde wieder zu sich selbst gebracht wurde, waren ihre Söhne schon verschieden.

Den lauten Jammer der Mutter, welcher darauf erfolgte, und das stumme Härmen des unglücklichen Vaters, dem bei seiner Nachhausekunft der bloße Anblick seiner im Blute liegenden Söhne die ganze Geschichte sagte, kann keine Feder beschreiben.

Sehnsucht nach dem Frühlinge.

Komm, lieber Mai, und mache
Die Bäume wieder grün,
Und laß mir an dem Bache
Die kleinen Veilchen blühn!

Wie möcht' ich doch so gerne
Ein Veilchen wieder sehn!
Ach, lieber Mai, wie gerne
Mich einmal nur ergehn!

Zwar Wintertage haben
Wol auch der Freuden viel:
Man kann im Schnee eins traben
Und treibt manch Abendspiel;

Baut Häuserchen von Karten,
Spielt Blindekuh und Pfand;
Auch giebts wol Schlittenfahrten
Aufs liebe freie Land;

Doch, wenn die Vöglein singen,
Und wir dann froh und flink
Auf grünem Rasen springen,
Das ist ein ander Ding!

Jetzt muß mein Steckenpferdchen
Dort in dem Winkel stehn,
Denn draußen in dem Gärtchen
Kann man vor Koth nicht gehn.

Am meiſten aber dauert
Mich Fielchens Herzeleid;
Das arme Mädchen lauert
Recht auf die Blumenzeit!

Umſonſt hol' ich ihr Spielchen
Zum Zeitvertreib herbei;
Sie ſitzt in ihrem Stühlchen,
Wie's Hühnchen auf dem Ei.

Ach, wenns doch erſt gelinder
Und grüner draußen wär'!
Komm, lieber Mai! wir Kinder,
Wir bitten gar zu ſehr!

O komm, und bring vor allen
Uns viele Veilchen mit!
Bring auch viel Nachtigallen
Und ſchöne Kuckucks mit!

Das milchweiße Mäuschen.

Ein milchweiß Mäuschen war einmal
Von einer großen Mäuſezahl
Die einz'ge ihrer Art.
Ihr Fellchen war dem Atlas gleich,
So glatt, ſo glänzend und ſo weich;
Sie ſelbſt war klein und zart.

Kind, ſprach die Mutter einſt zu ihr,
Noch kennſt du nicht das böſe Thier,

Die Katze, unsern Feind!
Sie lau'rt uns auf in finstrer Nacht,
Dein Fell ist weiß, nimm dich in Acht:
Mein Rath ist gut gemeint.

Auch vor der Eule hüte dich;
Dir fehlt Erfahrung, wie man sich
Gefahren klug entzieht. —
Das Mäuschen dünkt sich klug und spricht:
O Mutter, sorgt für mich nur nicht,
Ich weiß schon, wie man flieht!

Nun ging sie einstens auf den Schmaus,
Des Abends, ohne Mutter aus,
Und tanzte frisch und keck.
Doch da sie wieder heimwärts ging,
Da kam die Eule, husch! und fing
Mein weißes Mäuschen weg.

Ach, riefs, wie war ich doch bethört!
Hätt' ich der Mutter Rath verehrt,
So litt' ich nicht den Tod.
Allein das weiße Mäuschen schrie
Umsonst, die Eule speiste sie
Zu ihrem Abendbrot.

Das Lämmchen.

Ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee,
Ging einst mit auf die Weide;
Muthwillig sprang es in den Klee
Mit ausgelaßner Freude.

Hop, hop! gings über Stock und Stein
Mit unvorsicht'gen Sprüngen.
Kind, rief die Mutter, Kind, halt ein!
Es möchte dir mißlingen.

Allein das Lämmchen hüpfte fort,
Berg auf, Berg ab, in Freuden;
Doch endlich mußt's am Hügel dort
Für seinen Leichtsinn leiden.

Am Hügel lag ein großer Stein,
Den wollt' es überspringen;
Seht da, es springt und — bricht ein Bein;
Aus war nun Lust und Springen!

O, liebe, muntre Kinder! schreibt
Dies tief in eure Herzen:
Die Freuden, die man übertreibt,
Verwandeln sich in Schmerzen.

Die naseweise junge Fliege.

Eine Fabel.

Eine junge Fliege saß mit ihrer Mutter an der Mauer eines Feuerherdes, nicht weit von einem Topfe, in welchem Suppe gekocht wurde.

Die alte Fliege hatte anderwärts zu thun, und sagte also zu ihrem Töchterchen, indem sie wegfliegen wollte:

Kind, bleib auf dieser Stelle sitzen, bis ich wiederkomme.

Warum, Mutter? fragte das vorwitzige Töchterchen.

Gespräch

zwischen Karolinchen, ihrer Mutter, und Luisen, ihrer Begleiterinn.

Mutter.

Und wo hast du das Geld gelassen?

Karolinchen.

Verschenkt, liebe Mutter.

Mutter.

An wen?

Karolinchen.

An einen unartigen Jungen.

Mutter.

Damit er artig würde?

Karolinchen.

Ja, Mutter, damit er artig würde. — Nicht wahr, die kleinen Vögel gehören dem lieben Gott?

Mutter.

So, wie wir selbst, und alle andere Geschöpfe, die Gott gemacht hat.

Karolinchen.

Na, der Junge hatte dem lieben Gott einen Vogel weggestohlen; den bot er mir zum Kauf an. Der Vogel schrie jämmerlich, und der Junge hielt ihn in der Hand, und wollte ihn nicht schreien lassen. Ich glaube, er fürchtete sich, daß der liebe Gott es hören und schelten würde.

Mutter.

Und du?

Karolinchen.

Ich gab dem Jungen das Geld, und den Vogel gab

ich dem lieben Gott wieder. Ich glaube, er wird sich recht darüber gefreut haben! (sie hüpft dabei.)

Mutter.

Ganz gewiß hat es ihn gefreut, daß du mitleidig warest.

Karolinchen.

Der Junge mag es wol aus Noth gethan haben.

Mutter.

Das denk' ich auch.

Karolinchen (zu Luisen).

Desto besser, daß ich dem Jungen Alles gab. —

Luise (zur Mutter).

Wir sind im Streit. Karoline gab ungezählt Alles, was sie hatte, hin, ohne erst zu fragen, wie viel der Junge haben wollte? Da sagte ich, das hätte sie nicht thun sollen.

Karolinchen.

Wer hat nun Recht?

Mutter.

Du nicht völlig, meine liebe Seele! Wie, wenn nun gleich wieder ein anderer Junge mit des lieben Gottes Vögelchen gekommen wäre, und du hättest kein Geld mehr gehabt?

Karolinchen.

Dann wäre ich zu dir gekommen, liebe Mutter!

Mutter.

Und wenn ich dann auch kein Geld gehabt hätte?

Karolinchen.

Ja — dann —

Mutter.

Man muß nicht bloß für sich, sondern auch für Andere sparen. Um mehr Gutes zu thun, kann man dingen. Gottes Geschöpf — wer kann das bezahlen?

Gespräch

zwischen Karolinchen, ihrer Mutter, und Luisen, ihrer Begleiterinn.

Mutter.

Und wo hast du das Geld gelassen?

Karolinchen.

Verschenkt, liebe Mutter.

Mutter.

An wen?

Karolinchen.

An einen unartigen Jungen.

Mutter.

Damit er artig würde?

Karolinchen.

Ja, Mutter, damit er artig würde. — Nicht wahr, die kleinen Vögel gehören dem lieben Gott?

Mutter.

So, wie wir selbst, und alle andere Geschöpfe, die Gott gemacht hat.

Karolinchen.

Na, der Junge hatte dem lieben Gott einen Vogel weggestohlen; den bot er mir zum Kauf an. Der Vogel schrie jämmerlich, und der Junge hielt ihn in der Hand, und wollte ihn nicht schreien lassen. Ich glaube, er fürchtete sich, daß der liebe Gott es hören und schelten würde.

Mutter.

Und du?

Karolinchen.

Ich gab dem Jungen das Geld, und den Vogel gab

ich dem lieben Gott wieder. Ich glaube, er wird sich recht darüber gefreut haben! (sie hüpft dabei.)

Mutter.

Ganz gewiß hat es ihn gefreut, daß du mitleidig wareſt.

Karolinchen.

Der Junge mag es wol aus Noth gethan haben.

Mutter.

Das denk' ich auch.

Karolinchen (zu Luiſen).

Deſto beſſer, daß ich dem Jungen Alles gab. —

Luiſe (zur Mutter).

Wir ſind im Streit. Karoline gab ungezählt Alles, was ſie hatte, hin, ohne erſt zu fragen, wie viel der Junge haben wollte? Da ſagte ich, das hätte ſie nicht thun ſollen.

Karolinchen.

Wer hat nun Recht?

Mutter.

Du nicht völlig, meine liebe Seele! Wie, wenn nun gleich wieder ein anderer Junge mit des lieben Gottes Vögelchen gekommen wäre, und du hätteſt kein Geld mehr gehabt?

Karolinchen.

Dann wäre ich zu dir gekommen, liebe Mutter!

Mutter.

Und wenn ich dann auch kein Geld gehabt hätte?

Karolinchen.

Ja — dann —

Mutter.

Man muß nicht bloß für ſich, ſondern auch für Andere ſparen. Um mehr Gutes zu thun, kann man dingen. Gottes Geſchöpf — wer kann das bezahlen?

Hätte der Junge den Vogel nicht geringer lassen wollen, wär's ein Anderes gewesen. — Was war's für ein Vogel?

Karolinchen.

Ich habe nicht gefragt, liebe Mutter! Hast du mich nicht gelehrt, man muß nicht nach dem Namen fragen, wenn man Gutes thut? Du hättest nur sehen sollen, der Vogel konnte vor Freuden nicht recht fliegen; aber der Junge mußte mir versprechen, daß er ihn nicht wiederhaschen wollte.

Mutter.

Hast gut hausgehalten. — Hier ist wieder Geld.

Karolinchen.

Dank, liebste Mutter!

Mutter.

Und hier noch einen Kuß! (Sie küßt sie.) — Gott segne dich, mein Kind, daß du immer mitleidig und gut sein mögest!

Die Steckenreiter.

Auf schlanken Stecken
Reiten wir her;
Wir kleinen Gecken
Können nicht mehr.

Zwar auf der Erde
Reitet sichs knapp;
Doch große Pferde
Werfen uns ab.

Indeß zuweilen
Wagt man sich schon;
Trägt ein paar Beulen
Gerne davon.

Da wächst dem Knaben
Mächtig der Sinn;
Schier möcht' er traben
Meilen dahin.

Allein urplötzlich
Bäumt sich das Thier,
Erhebt entsetzlich
Helles Gewiehr.

Dann schreit der Reiter:
Weh mir! der Rapp'!
Ich mag nicht weiter,
Helft mir herab!

Und auf die Letzte
Wirds wieder werth,
Das schlechtgeschätzte
Hölzerne Pferd.

So bleibts bei Stecken;
Wißt ihr, woher?
Wir kleinen Gecken
Können nicht mehr!

Das Besinnen.

Aber ich mag nicht ohne dich in den Garten gehn, sagte die kleine Karoline zu ihrem Bruder; und warum willst du mir denn nicht den Gefallen thun, wenn ich dich bitte?

Darum, weil ich jetzt nicht Lust habe, antwortete Fritz, und warf sich auf einen Stuhl.

Das Mädchen setzte sich in die Ecke, und weinte.

Warum weinst du? fragte die Mutter, die eben herzutrat; hast du etwa deinem Bruder was zuwidergethan, weil er so verdrießlich dasitzt?

Ich muß wol, liebe Mutter, denn er schlägt mir's eben ab, mit mir in den Garten zu gehn.

Ist das wahr, Fritz, fragte die Mutter; hat sie dir etwas zuwidergethan?

Nein, ich bin's, der unfreundlich gegen sie war, antwortete Fritz, sprang auf, nahm das Mädchen bei der Hand, und sagte: Komm, Liebe, hier bin ich, wir wollen in den Garten.

Karoline wischte geschwind ihre Thräne ab, und fragte ihn freundlich: Aber hast du denn auch Lust dazu?

Das Kind und die Hofmeisterinn.

Erst das Kind allein zu seiner Puppe.

So, Mamsell? Sie wollen mich nicht hören? Sie wollen den Kopf immer schief halten? Warten Sie nur, ich werde böse werden, noch viel böser, als meine Hofmeisterinn gestern war, da ich den Hund schlug.

Hofmeisterinn (die im Hereinkommen hört, was sie sagt).

Siehst ja sehr ernsthaft aus, meine Liebe; hat die Puppe dir Etwas nicht recht gemacht?

Kind.

Ja, sie will den Kopf nicht gerade halten!

Hofmeisterinn.

Nun, da konntest du freilich nicht freundlich bleiben; aber sprachst du nicht von Bösewerden?

Kind.

Bösewerden? — Nun, ich — Aber haben Sie denn gehört, was ich zu ihr sagte?

Hofmeisterinn.

Gesetzt, ich hätte nichts gehört, und verlangte nun zu wissen, was du deiner Puppe sagtest; würdest du mir wol Etwas verschweigen wollen?

Kind.

O fi! da wär' ich ja ein böses Kind! Die guten Kinder müssen ja nichts verschweigen, wenn ihre Aeltern oder ihre Vorgesetzten sie fragen.

Hofmeisterinn.

Recht, Liebe! Komm, umarme mich, und dann sage mir doch, was du Alles mit deiner Puppe sprachst!

Kind.

J, sie wollte den Kopf nicht gerade halten, und da sagt' ich ihr: wenn sie's nicht thäte, so wollt' ich böse werden, noch viel böser, als meine Hofmeisterinn geworden sei, da ich den Hund geschlagen.

Hofmeisterinn.

Du meinst also, ich sei gestern böse gewesen?

Kind.

Ja, Sie sahen ja gar nicht so aus, als sonst; ich meinte, Sie sähen zornig aus.

Hofmeisterinn.

Nicht zornig, mein Kind; aber traurig, bekümmert war ich wirklich. Denn erstens that es mir weh, daß du dem armen Hunde Schmerzen machtest, und dann besorgte ich auch, daß er dich endlich beißen möchte, wenn du fortführest, so unfreundlich mit ihm umzugehen. Ich warnte dich also, und da du mich nicht gleich verstandest, dachte ich gar, daß du ein ungehorsames Kind geworden seist, und darüber wurde ich so betrübt, daß mir die Thränen in die Augen traten. Da hast du nun gemeint, ich sei zornig geworden! — Zornig? Pfui! da hätte ich ja eben so gehandelt, als du, da du auf den Hund böse warst!

Kind.

Aber sind Sie denn nun auch nicht böse, daß ich so zu meiner Puppe gesagt habe?

Hofmeisterinn.

Eben so wenig, mein Kind; ich freue mich vielmehr, daß mir das Gelegenheit gegeben hat, dir einen Irrthum zu benehmen. Ist dir das nicht auch lieb?

Kind.

O ja, — aber —

Hofmeisterinn.

Nun?

Kind.

Ja, wenn Sie doch niemals wieder unzufrieden mit mir würden.

Hofmeisterinn.

Ich wünsche selbst recht sehr, daß ich niemals wieder Ursache dazu haben möge; denn es thut mir immer weh, wenn ich es sein muß. — Es gehört nur eine kleine Abrede dazu.

Kind.

Welche denn?

Hofmeisterinn.

Daß du künftig aufs erste Wort, welches ich dir sage, um dich von etwas Schlechtem abzuhalten, sogleich hörst; dann kannst du gewiß versichert sein —

Kind.

Daß Sie nie wieder unzufrieden mit mir sein werden?

Hofmeisterinn.

Ganz gewiß nicht; da hast du meine Hand! Aber du mußt auch die Bedingungen dieses Versprechens erfüllen!

Kind (hüpfend).

Ja, ja, das will ich, das will ich!

Das Kind hielt Wort. So oft sie künftig Etwas thun wollte, was nicht hübsch war, brauchte die Hofmeisterinn ihr nur einen Wink mit den Augen zu geben; gleich unterließ sie es! War aber die Hofmeisterinn eben nicht bei der Hand, so that sie nichts, wovon sie nicht ganz gewiß wußte, daß es gut sei.

Daher hatte denn die Hofmeisterinn auch niemals wieder Ursache, unzufrieden zu sein, und Beide lebten also in herzlicher Freundschaft und in beständigem Vergnügen.

Leopold und Nantchen,

am Weihnachtsabend.

Leopold.

Sprich, Nantchen, ist dir's auch ums Herz,
Wie mir? — Ich möchte wirklich weinen.

Nantchen.

Warum?

Leopold.

Ja, sieh! da haben nun
Die lieben Aeltern uns schon wieder
So vielerlei geschenkt, und wir
Sind noch so klein und noch so schwach,
Und können's ihnen nicht vergelten.

Nantchen.

Wenn wir nur immer artig sind,
So halten Beide sich schon für
Belohnt genug.

Leopold.

Das ist es eben,
Was mich so traurig macht, daß wir
Noch immer nicht so fromm, so gut
Und artig sind, als sie es wünschen!

Nantchen.

Der liebe Gott wird uns wol helfen,
Daß wir noch besser werden.

Leopold.

O!
So komm und laß uns niederfallen
Vor unserm lieben Gott, und beten,
Daß er uns armen Kindern helfe,
Recht fromm zu sein!

(Sie knieen nieder.)

Nantchen.

Du lieber Gott,
Wir wollten gar zu gern die Aeltern
Durch unsre Artigkeit erfreun —

Leopold.

Und sieh! wir armen Kinder fehlen
Doch noch so mannichmal!

Nantchen.

Das thut
Uns denn ſo leid!

Leopold.

Ach, ja! ſo leid!

Nantchen.

Drum beten wir zu dir; du biſt
So groß und gut, und hilfſt ſo gern:
Ach! hilf uns doch, daß wir nicht wieder
Von neuem fehlen!

Leopold.

Hilf, ach, hilf
Uns doch, du großer, lieber Gott!

Nantchen.

Du thuſt es doch?

Leopold.

Du thuſt es; — Amen!

Thue Gutes und vermeide Böſes, auch im Verborgenen.

Der alte Ehrenreich ging mit ſeinem jüngſten Sohne, Hänschen, weit ins Feld. Es war an einem angenehmen, noch ziemlich warmen Herbſttage.

Vater, ſagte Hänschen, da ſie bei einem Garten vorbeikamen, der mitten im Felde lag, mich dürſtet gar zu ſehr!

Mich auch, mein Kind, antwortete Ehrenreich; aber wir müſſen Geduld haben, bis wir nach Hauſe kommen.

Hänschen.

Dort ſteht ein Birnbaum, der ganz voll von ſchönen reifen Birnen hängt.

Ehrenreich.

Ich sehe; aber der steht im Garten!

Hänschen.

Der Zaun ist nicht hoch, wir könnten hinübersteigen.

Ehrenreich.

Und was würde Der, dem der Garten gehört, dazu sagen, wenn er hier wäre?

Hänschen.

O, er ist gewiß nicht hier, und es ist auch Keiner da, der's ihm wiedersagen könnte!

Ehrenreich.

Du irrest, mein Kind! Einer wenigstens würde es gewiß sehn, und der müßte uns deßwegen strafen, weil wir etwas Böses thäten.

Hänschen.

J, wer denn?

Ehrenreich.

Der, welcher überall zugegen ist, welcher uns immer sieht, immer weiß, was wir thun — Gott!

Hänschen.

Ach ja; daran hatte ich nicht gedacht.

In diesem Augenblicke richtete sich ein Mann auf, der ungesehen hinter dem Zaune im Grase gesessen hatte. Es war der Besitzer des Gartens, welcher Hänschen folgendermaßen anredete:

Danke Gott, mein Sohn, daß dein frommer Vater dich verhindert hat, in den Garten zu steigen und Etwas zu nehmen, das nicht dein war!

Wisse, daß ich unter diesen Birnbaum, um ihn vor Dieben zu bewahren, Fußangeln habe legen müssen. Du würdest hineingetreten und auf immer lahm geworden sein.

Aber, weil du auf die Erinnerung deines Vaters

den unsichtbaren Gott gefürchtet, und das Unrecht, das du begehrtest, nicht ausgeführt hast, so will ich dir gern von des Baumes besten Früchten geben.

Er ging darauf hin, schüttelte den Baum, und brachte Hänschen einen ganzen Hut voll der schönsten Birnen.

Ehrenreich wollte ihm Geld dafür geben; aber der Mann wollte es nicht nehmen.

Warum nicht? fragte Ehrenreich.

Darum, antwortete der Mann, weil eben der Gott, der nicht will, daß wir Böses thun sollen, es gern sieht, wenn wir Gutes thun und unserm Nächsten helfen, wo und wie wir können. Er wird mich diese paar Birnen nicht missen lassen.

Ehrenreich drückte ihm gerührt die Hand, und ging mit seinem Hänschen weiter.

Hänschen.

Das war doch ein recht guter Mann!

Ehrenreich.

Das ist er, und so sind Alle, die auf Das, was ihnen täglich begegnete, geachtet, und daraus gelernt haben, daß der liebe Gott kein Gutes unbelohnt und kein Böses unbestraft lassen kann.

Hänschen.

Hätte uns der liebe Gott denn wol auch bestraft, wenn wir die Birnen genommen hätten?

Ehrenreich.

Hast du nicht gehört, was uns würde widerfahren sein?

Hänschen.

Ja, aber Gott hatte doch die Fußangeln nicht dahin gelegt?

Ehrenreich.

Nicht er selbst; aber doch war es nicht ohne sein

Wissen und ohne seine Zulassung geschehen, daß der Mann sie dahin legte.

Gott, mein liebes Kind, lenket und regieret alle Dinge in der Welt, und er lenket und regieret sie so, daß sie dem guten Menschen zum Lohne, dem Bösen zur Strafe dienen müssen. Höre, ich will dir davon eine merkwürdige Geschichte erzählen, die ich selbst erlebt habe.

Da ich noch so klein, wie du, und in meines Vaters Hause war, da hatten wir zwei Nachbarn, einen auf der rechten, den andern auf der linken Seite. Der eine hieß Schmid, der andere Müller.

Schmid hatte einen Sohn, der hieß Christian, und Müller hatte auch einen, welcher Konrad hieß.

Hinter unserm Hause und hinter den Häusern unserer Nachbaren waren kleine Gärtchen, welche durch Hecken von einander abgesondert wurden.

Nun hatte Christian, des einen Nachbars Sohn, den Fehler, daß er immer gern mit Steinen warf, ohne sich erst recht umzusehen, ob er nicht Schaden thun werde.

Dies that er auch oft, wenn er in seines Vaters Garten war. Da warf er mit Steinen in unsern und des Nachbars Garten, so daß Keiner darin vor seinem Werfen sicher war.

Sein Vater hatte dies einmal bemerkt, und verbot es ihm nachdrücklich.

Aber unglücklicherweise hatte dieses Kind entweder noch nicht gehört, oder schon wieder vergessen, daß man auch alsdann nichts Böses thun muß, wenn man ganz allein ist; er hatte entweder noch nicht gehört, oder schon wieder vergessen, daß alsdann wenigstens Gott bei uns ist, und Alles sieht, was wir thun.

Da er nun einmal wieder ganz allein im Garten

war, kriegte er abermals Luſt, ſich durch Werfen zu ergetzen, und weil er wußte, daß ſein Vater ausgegangen war, ſo glaubte er, daß es ihm nicht ſchaden werde.

Zu eben der Zeit war auch Nachbar Müller mit ſeinem Konrad im Garten.

Dieſer Konrad hatte eben den Fehler, daß er glaubte, es ſei genug, wenn man nur in anderer Leute Gegenwart nichts Böſes thue. Sobald man aber allein ſei, dachte er, könne man thun, was man wolle.

Sein Vater hatte eine geladene Flinte bei ſich, um die Sperlinge zu ſchießen, die ihm die Kirſchen abfraßen. Sie ſtanden in einer Laube und warteten, daß die Sperlinge kommen ſollten; aber da wurde Konrads Vater abgerufen, weil ein Fremder zu ihm gekommen war.

Er ließ die Flinte in der Laube ſtehen, und ſagte im Weggehen zu Konrad: Du, rühre mir ja nicht die Flinte an!

Jetzt war Konrad allein. Was kann es mir denn ſchaden, dachte er, wenn ich ein Bischen mit der Flinte ſpiele? Ich werde ja Keinen damit todt ſchießen, und Vater iſt ja nun im Hauſe!

Er ergriff die Flinte, und machte es damit, wie die Soldaten. Dann wollte er verſuchen, ob er wol ſchon den Hahn ſpannen könne.

Er legte alſo die Flinte auf die Hecke, recht nach Nachbar Schmid's Garten hin, und nun faßte er den Hahn, um ihn aufzuziehen.

In eben dem Augenblicke warf Chriſtian aus ſeinem Garten mit einem ſcharfen Stein herüber, und traf Konrads Auge; Konrad ließ vor Schreck und Schmerz den aufgezogenen Hahn fahren; puff! ging der Schuß los, und au! au! au! hörte man in beiden Gärten ſchreien.

Konrad war um ſein Auge, und Chriſtian hatte den

ganzen Schuß ins Bein bekommen. Jener wurde blind, dieser lahm, und Beide blieben es ihr Leben lang.

Hänschen.

O, der arme Christian und der arme Konrad!

Ehrenreich.

Sie waren sehr zu bedauern, vornehmlich deßwegen, weil Jeder von ihnen nicht bloß sich, sondern auch den Andern mit unglücklich gemacht hatte. — Und doch war's im Grunde für Beide ein wahres Glück, daß es so gekommen war.

Hänschen.

Warum, Vater?

Ehrenreich.

Das will ich dir sagen: siehst du, Hänschen, wenn der liebe Gott diese Kinder nicht bestraft hätte, so würden sie immer fortgefahren haben, Böses zu thun, sobald sie allein gewesen wären.

Nun aber lernten sie aus ihrer eigenen Erfahrung, daß das Böse, was die Menschen nicht sehen, doch von Gott gesehen und bestraft wird.

Daher besserten sich Beide, wurden fromm und gut, und scheuten das Böse, auch wenn sie in der größten Einsamkeit waren.

Und das war es eben, was Gott wollte, da er sie bestrafte; denn dieser gute himmlische Vater züchtiget uns aus keiner andern Ursache, als damit wir uns bessern mögen.

Hänschen.

Nun will ich auch niemals wieder Unrecht thun, und wenn's auch schon kein Mensch sieht!

Ehrenreich.

Gott erhalte dich bei diesem Vorsatze, mein Lieber!

Jetzt waren sie wieder zu Hause angekommen.

Fritzchen,
als der Mai da war.

Endlich, endlich hab' ich ihn,
Meinen Sommermann!
Nun ist Alles schön und grün,
Alles lacht mich an.
Unsre Kirschenbäume blühn,
Und der Tulipan,
Und die langen Störche ziehn:
Alles lacht mich an.

Und die liebe Nachtigall
Singt den ganzen Tag,
Und der klare Wasserfall
Läuft dem Geißblatt nach;
Und die Felder leben all',
Und der Taubenschlag
Wimmelt, und im Wiesenthal
Blinkt der helle Bach.

O du lieber, guter Mai,
Sei gesegnet mir!
Wenn du kommst, ist Alles neu;
Bliebest du doch hier!
Ich bin selber ganz wie neu;
Wie gefall' ich mir!
O du lieber, guter Mai,
Bliebest du doch hier!

Nun hinaus, hinaus in's Feld!
Ofen, gute Nacht!
Gott hat seine liebe Welt
Selber warm gemacht.

ganzen Schuß ins Bein bekommen. Jener wurde blind, dieser lahm, und Beide blieben es ihr Leben lang.

Hänschen.

O, der arme Christian und der arme Konrad!

Ehrenreich.

Sie waren sehr zu bedauern, vornehmlich deßwegen, weil Jeder von ihnen nicht bloß sich, sondern auch den Andern mit unglücklich gemacht hatte. — Und doch war's im Grunde für Beide ein wahres Glück, daß es so gekommen war.

Hänschen.

Warum, Vater?

Ehrenreich.

Das will ich dir sagen: siehst du, Hänschen, wenn der liebe Gott diese Kinder nicht bestraft hätte, so würden sie immer fortgefahren haben, Böses zu thun, sobald sie allein gewesen wären.

Nun aber lernten sie aus ihrer eigenen Erfahrung, daß das Böse, was die Menschen nicht sehen, doch von Gott gesehen und bestraft wird.

Daher besserten sich Beide, wurden fromm und gut, und scheuten das Böse, auch wenn sie in der größten Einsamkeit waren.

Und das war es eben, was Gott wollte, da er sie bestrafte; denn dieser gute himmlische Vater züchtiget uns aus keiner andern Ursache, als damit wir uns bessern mögen.

Hänschen.

Nun will ich auch niemals wieder Unrecht thun, und wenn's auch schon kein Mensch sieht!

Ehrenreich.

Gott erhalte dich bei diesem Vorsatze, mein Lieber!

Jetzt waren sie wieder zu Hause angekommen.

Fritzchen,
als der Mai da war.

Endlich, endlich hab' ich ihn,
Meinen Sommermann!
Nun ist Alles schön und grün,
Alles lacht mich an.
Unsre Kirschenbäume blühn,
Und der Tulipan,
Und die langen Störche ziehn:
Alles lacht mich an.

Und die liebe Nachtigall
Singt den ganzen Tag,
Und der klare Wasserfall
Läuft dem Geißblatt nach;
Und die Felder leben all',
Und der Taubenschlag
Wimmelt, und im Wiesenthal
Blinkt der helle Bach.

O du lieber, guter Mai,
Sei gesegnet mir!
Wenn du kommst, ist Alles neu;
Bliebest du doch hier!
Ich bin selber ganz wie neu;
Wie gefall' ich mir!
O du lieber, guter Mai,
Bliebest du doch hier!

Nun hinaus, hinaus in's Feld!
Ofen, gute Nacht!
Gott hat seine liebe Welt
Selber warm gemacht.

Am dritten Tage wollten sie wieder hingehen, Blumen zu pflücken; aber siehe! da kam der kleine Knabe, dem Christian das Butterbrot gegeben hatte, ihnen entgegen, und brachte diesem eine gute Menge der schönsten Maiblumen, die er für ihn gesucht hatte.

Peter wollte sich selbst auch welche pflücken; aber da waren keine mehr zu finden; der kleine Knabe hatte sie schon alle abgelesen.

Peter kriegte also diesmal gar keine Blumen.

Da sie nun wieder nach Hause gingen, begegnete ihnen der kleine Valentin.

Lieber, sagte dieser zu Christian, weil du mir gestern den Gefallen thatest, mir meine Schwalle suchen zu helfen, so habe ich dich so lieb, daß ich gern immer bei dir sein möchte.

Komm mit mir in unsern Garten, da sind noch mehr Kinder, da wollen wir einmal recht mit einander spielen.

Vater hat dich auch recht lieb! Der sagte, ich solle dich nur holen; dann wolle er uns recht schöne Spiele lehren, und wolle selbst auch mitspielen.

Freudig lief Christian an seiner Hand nach dem Garten; und Peter? ja der mußte traurig zurückbleiben, weil ihn Keiner eingeladen hatte.

Da lernte er endlich, wie gut es ist, liebreich und gefällig zu sein gegen Jedermann. Er ward es; und von der Zeit an sah er sich von allen Leuten eben so geliebt, als der freundliche Christian.

Sophie und ihre Mutter.

Mutter.

Warum geht Scharlotte weinend von dir? und du sitzest da allein so traurig. — Wie? du antwortest nicht?

von seinem Butterbrote ab; er hat seit gestern Morgen nichts gegessen.

Mich hungert selbst, antwortete dieser, und fuhr fort, sein Frühstück zu verzehren.

Was that dagegen Christian? — Er war auch hungerig; aber da er den Knaben weinen sah, gab er ihm geschwind sein ganzes Butterbrot, und der Knabe freute sich sehr, und die Mutter wünschte ihm Gottes Segen.

Auch lief der Knabe vor ihm hin, zeigte ihm eine Wiese, wo recht viele Maiblumen standen, und half sie ihm pflücken.

Christian brachte einen großen Strauß von Blumen, Peter hingegen nur wenige nach Haus.

Am andern Morgen gingen Beide wieder in eben der Absicht aus. Diesmal begleitete sie noch ein drittes Kind, der kleine Valentin.

Da sie schon etwas gegangen waren, sagte Valentin zu ihnen: ich habe meine Schuhschnalle verloren; kommt und helft sie mir suchen!

Aber Peter antwortete, er habe keine Zeit dazu, und ging fort. Christian hingegen kehrte mit ihm um.

Sie fanden die Schnalle bald, und darauf fingen sie gleichfalls an, Blumen zu pflücken.

Alle, welche Valentin fand, schenkte er Dem, der ihm geholfen hatte, das Verlorene wiederzufinden; dem Andern hingegen brachte er keine.

Also kriegte auch heute Christian viel mehr Blumen, als Peter. Darüber ging Jener froh, Dieser mißvergnügt nach Hause.

Am dritten Tage wollten sie wieder hingehen, Blumen zu pflücken; aber siehe! da kam der kleine Knabe, dem Christian das Butterbrot gegeben hatte, ihnen entgegen, und brachte diesem eine gute Menge der schönsten Maiblumen, die er für ihn gesucht hatte.

Peter wollte sich selbst auch welche pflücken; aber da waren keine mehr zu finden; der kleine Knabe hatte sie schon alle abgelesen.

Peter kriegte also diesmal gar keine Blumen.

Da sie nun wieder nach Hause gingen, begegnete ihnen der kleine Valentin.

Lieber, sagte dieser zu Christian, weil du mir gestern den Gefallen thatest, mir meine Schnalle suchen zu helfen, so habe ich dich so lieb, daß ich gern immer bei dir sein möchte.

Komm mit mir in unsern Garten, da sind noch mehr Kinder, da wollen wir einmal recht mit einander spielen.

Vater hat dich auch recht lieb! Der sagte, ich solle dich nur holen; dann wolle er uns recht schöne Spiele lehren, und wolle selbst auch mitspielen.

Freudig lief Christian an seiner Hand nach dem Garten; und Peter? ja der mußte traurig zurückbleiben, weil ihn Keiner eingeladen hatte.

Da lernte er endlich, wie gut es ist, liebreich und gefällig zu sein gegen Jedermann. Er ward es; und von der Zeit an sah er sich von allen Leuten eben so geliebt, als der freundliche Christian.

Sophie und ihre Mutter.

Mutter.

Warum geht Scharlotte weinend von dir? und du sitzest da allein so traurig. — Wie? du antwortest nicht?

Sophie.

Ach, liebe Mutter —

Mutter.

Du ſtotterſt? Macht dich die Antwort verlegen? Das iſt kein gutes Zeichen.

Sophie.

Ach, liebe Mutter — ſie wollte meine Puppe haben, und —

Mutter.

Nun?

Sophie.

Ich wollte ſie ihr nicht geben!

Mutter.

Nicht? und warum nicht, mein Kind? War ſie etwa nicht hier?

Sophie.

Ach ja!

Mutter,

Oder wollteſt du ſelbſt damit ſpielen?

Sophie.

Ach nein!

Mutter.

Sie hat dir etwa neulich was daran zerriſſen?

Sophie.

Ach nein! das that ich an ihrer.

Mutter.

Nun, was für Urſache konnteſt du denn haben?

Sophie.

Ja — ich hatte keine Luſt.

Mutter.

Wie? keine Luſt, deiner Schweſter ein Vergnügen zu machen? — Was höre ich?

Sophie (weint).

Mutter.

Weine nicht, Sophie; das macht nichts gut; aber laß dir sagen, wie dir's gegangen ist, und was du hättest thun müssen. Erst hattest du vielleicht in Ernst keine Lust, ihr gleich die Puppe zu geben; es war dir unbequem, du wolltest so bei deinen Sachen bleiben, nicht wahr?

Sophie.

Ja, so war's.

Mutter.

Nun, und da achtetest du nicht weiter darauf, ob's deine Schwester betrübt machte, oder nicht? Nicht so?

Sophie (weinend).

Nein!

Mutter.

Ja, da siehst du aber, wie es geht, wenn man nicht darauf achtet, ob Andere vergnügt sind, oder nicht. Da geht sie von dir und weint — und du bleibst allein und bist — was? vergnügt?

Sophie (weinend).

Ach nein!

Mutter.

Und warum nicht? Weil du dich erinnerst — Recht gethan zu haben? oder Unrecht?

Sophie (weinend).

Unrecht.

Mutter.

Ja, denn wenn man Jemand ein Vergnügen machen kann und thut es nicht, so thut man Unrecht. Und glaubst du denn wohl, daß sie vergnügt geblieben wäre, wenn du ihr die Puppe gegeben hättest?

Sophie.

Ja, das glaube ich.

Mutter.

Ich auch; denn als du ihr gestern deine Karten überließest, wie freute sie sich nicht?

Sophie.

Ja!

Mutter.

Und du, warst du da nicht auch mit vergnügt?

Sophie.

O ja!

Mutter.

Und du bliebst nicht so traurig allein, wie jetzt?

Sophie.

Nein!

Mutter.

Da siehst du also, daß man vergnügt ist, wenn man Recht thut, und Andere so vergnügt macht, als man kann. Denke nun ein andermal ja daran, wenn dich Jemand um Etwas bittet, und du es thun kannst; so darfst du nachher nicht so im Winkel sitzen und unzufrieden sein. Denn wer für Anderer Vergnügen sorgt, der sorgt für sein eigenes mit.

Franz und Fritz.

Eine Romanze.

Zwei Brüder wohnten — wo doch schon?
Mir däucht in Ammelharen,
Die hatten Jeder einen Sohn,
Fast Beid' in gleichen Jahren.

Seht die Sonn' am Himmelszelt,
Welche Strahlenpracht
Gott hat seine liebe Welt
Warm durch sie gemacht!

Brauch' ich Fenster noch und Dach?
O wozu, wozu?
All' der Himmel ist mein Dach,
Und der Baum dazu!
Seht den Vogel, wie gemach
Wiegt er sich in Ruh!
Warum thät' ichs ihm nicht nach!
Vogel, ich und du!

Heißa juch! wie froh, wie froh
Ist mein ganzer Sinn!
Lebt' ich doch, o lebt' ich so
All' mein Leben hin!
Mit dem Mai so flink und froh,
Mehr nicht, als ich bin;
Lebt' ich nur, o lebt' ich so
All' mein Leben hin!

Overbeck.

Gefälligkeit erwirbt Liebe.

Der kleine freundliche Christian ging mit Nachbars Peter aus, um Maiblumen zu pflücken. Beide hatten ihr Frühstück in der Hand.

Ihnen begegnete eine arme Frau mit einem kleinen Knaben, der ganz verhungert aussah.

Ach! lieber Kleiner, sagte die Frau zu Peter, gebe er doch meinem armen hungrigen Kinde ein Bißchen

von seinem Butterbrote ab; er hat seit gestern Morgen nichts gegessen.

Mich hungert selbst, antwortete dieser, und fuhr fort, sein Frühstück zu verzehren.

Was that dagegen Christian? — Er war auch hungerig; aber da er den Knaben weinen sah, gab er ihm geschwind sein ganzes Butterbrot, und der Knabe freute sich sehr, und die Mutter wünschte ihm Gottes Segen.

Auch lief der Knabe vor ihm hin, zeigte ihm eine Wiese, wo recht viele Maiblumen standen, und half sie ihm pflücken.

Christian brachte einen großen Strauß von Blumen, Peter hingegen nur wenige nach Haus.

Am andern Morgen gingen Beide wieder in eben der Absicht aus. Diesmal begleitete sie noch ein drittes Kind, der kleine Valentin.

Da sie schon etwas gegangen waren, sagte Valentin zu ihnen: ich habe meine Schuhschnalle verloren; kommt und helft sie mir suchen!

Aber Peter antwortete, er habe keine Zeit dazu, und ging fort. Christian hingegen kehrte mit ihm um.

Sie fanden die Schnalle bald, und darauf fingen sie gleichfalls an, Blumen zu pflücken.

Alle, welche Valentin fand, schenkte er Dem, der ihm geholfen hatte, das Verlorene wiederzufinden; dem Andern hingegen brachte er keine.

Also kriegte auch heute Christian viel mehr Blumen, als Peter. Darüber ging Jener froh, Dieser mißvergnügt nach Hause.

Mutter.

Weine nicht, Sophie; das macht nichts gut; aber laß dir sagen, wie dir's gegangen ist, und was du hättest thun müssen. Erst hattest du vielleicht in Ernst keine Lust, ihr gleich die Puppe zu geben; es war dir unbequem, du wolltest so bei deinen Sachen bleiben, nicht wahr?

Sophie.

Ja, so war's.

Mutter.

Nun, und da achtetest du nicht weiter darauf, ob's deine Schwester betrübt machte, oder nicht? Nicht so?

Sophie (weinend).

Nein!

Mutter.

Ja, da siehst du aber, wie es geht, wenn man nicht darauf achtet, ob Andere vergnügt sind, oder nicht. Da geht sie von dir und weint — und du bleibst allein und bist — was? vergnügt?

Sophie (weinend).

Ach nein!

Mutter.

Und warum nicht? Weil du dich erinnerst — Recht gethan zu haben? oder Unrecht?

Sophie (weinend).

Unrecht.

Mutter.

Ja, denn wenn man Jemand ein Vergnügen machen kann und thut es nicht, so thut man Unrecht. Und glaubst du denn wohl, daß sie vergnügt geblieben wäre, wenn du ihr die Puppe gegeben hättest?

Sophie.

Ja, das glaube ich.

Mutter.

Ich auch; denn als du ihr gestern deine Karten überließest, wie freute sie sich nicht?

Sophie.

Ja!

Mutter.

Und du, warst du da nicht auch mit vergnügt?

Sophie.

O ja!

Mutter.

Und du bliebst nicht so traurig allein, wie jetzt?

Sophie.

Nein!

Mutter.

Da siehst du also, daß man vergnügt ist, wenn man Recht thut, und Andere so vergnügt macht, als man kann. Denke nun ein andermal ja daran, wenn dich Jemand um Etwas bittet, und du es thun kannst; so darfst du nachher nicht so im Winkel sitzen und unzufrieden sein. Denn wer für Anderer Vergnügen sorgt, der sorgt für sein eigenes mit.

Franz und Fritz.

Eine Romanze.

Zwei Brüder wohnten — wo doch schon?
Mir däucht in Ammelharen,
Die hatten Jeder einen Sohn,
Fast Beid' in gleichen Jahren.

Die muntern Knaben liebten sich,
Als sie noch ihren Ammen
Im Arme tanzten, innigsich,
Und spielten schon zusammen.

Fritz glühte froh wie Morgenroth,
Hielt Fränzchen ihn umschlungen;
Und Franz vergaß sein Zuckerbrot,
Kam Fritzchen hergesprungen.

Die Väter sahn es oft mit an,
Wenn sie sich so umschlangen,
Und Freudenthränen flossen dann
Herab auf ihre Wangen.

Man sah sie alle Morgen früh
Vergnügt zur Schule wandern;
Kein Schüler lernte mehr als sie,
Denn Einer half dem Andern.

Einst wollte Fritzchens Vater weit,
Wer weiß wohin? verreisen.
Fritz, sprach der Vater, willst du heut
Mit deinem Fränzchen speisen?

Ach ja, Papa! sprach unser Fritz;
Und kaum war der im Wagen,
So lief der Kleine, wie der Blitz,
Es seinem Franz zu sagen.

Franz, wie man denken kann, sprach ja!
Ging mit nach Fritzchens Hause.
Sie saßen, wie die Prinzen, da
Bei ihrem kleinen Schmause.

Da sah nun Fritz die Kammerthür
(Sonst zu) jetzt offen stehen.
Ach, Fränzchen, sprach er, willst du hier
Papa's Gewehre sehen?

Sie schlichen alsobald hinein.
Sieh, sagte Fritz, die vielen!
Das sollten rechte Flinten sein,
Wenn wir Soldaten spielen!

Frisch, Fränzchen! nimm die braune da!
Ich halt' es mit der rothen.
Ach, Fritzchen! sagte Franz, Papa
Hat's aber doch verboten.

Ei was! Nimm nur die Flinte dort;
Wer wird uns denn verrathen?
Franz nahm sie hin, sie gingen fort,
Und spielten stracks Soldaten.

Franz stand voll Trotz, wie ein Sergeant,
Denn Fritz war sein Rekrute;
Legt an! gebt Feu'r! rief er entbrannt;
Paff! — da lag Franz im Blute.

Fritz warf sich über Franzen hin,
Den Strom des Bluts zu stillen;
Ach, Fränzchen! rief er, ach, ich bin —
Sag doch um Gottes Willen!

Franz sieht ihn an, mit Todesqual,
Als woll' er ihm vergeben,
Drückt ihm die Hand, schnappt noch einmal,
Zum letzten Mal nach Leben!

Fritz schrie, als würd' ein Messer ihm
Tief in die Brust gestochen.
Drauf stürzt' er todt bei Franzen hin;
Das Herz war ihm gebrochen.

Sein Vater kam drei Tag' hernach
Ins Thor, und hört' die Sage;
Er hört' es, seufzt' ein kurzes Ach!
Und starb, gerührt vom Schlage.

Fritz und seine Mutter.

Gelaufen kommt Fritz, und erzählt
Mit Lächeln seiner Mutter:
Ich geh' da draußen an den Gartenzaun;
Da sitzt am Pfahl, im Kraute,
Der Witwe kleiner Hans,
Die an der Kirchhofsmauer dort
In einem schwarzen Kasten schläft.
Er saß und weinte sehr.

Mutter.

Ihn wird gehungert haben?

Fritz.

Ach ja! er klagte laut:
Mich hungert, hungert gar zu sehr!
Ich hab' ihn tüchtig ausgelacht.

Mutter.

O Gott! Mein Kind, darüber kannst du lachen?

Fritz.

Ja, warum sitzt er da und weint?
Läßt das nicht gar zu kindisch?
Er konnte ja zu uns nur kommen

Und eſſen; denn wir haben ja
Noch Brot und Butter g'nug.

Mutter.

Das war's, warum du lachteſt? — Komm
In meine Arme, guter Junge! —
Nun lauf, und ſag' ihm, daß er komme.
Der arme Knabe mag wol denken,
Wir wollen ihm nichts geben.

Fritz.

Nichts geben? Hm! —
Und Fritz lief an den Zaun.

Enthaltſamkeit.

Was heißt Enthaltſamkeit? fragte der kleine wißbegierige Hans ſeinen Vater, da er ihn dies Wort bei einer gewiſſen Gelegenheit ausſprechen hörte.

Dem Vater war dieſe Frage ſehr willkommen; denn ſo gut ſein lieber Hans auch war, ſo hatte er doch den Fehler an ſich, daß er immer ſehr unzufrieden war und weinte, ſo oft er irgend Etwas entbehren mußte, das ihm lieb war.

Und doch iſt es nun einmal ſo in der Welt, daß wir oft Etwas wünſchen und es doch nicht kriegen; oft etwas Angenehmes beſitzen, was uns bald darauf wieder genommen wird.

Es iſt daher ſehr nöthig, daß wir von Jugend an uns darauf gefaßt machen.

Der Vater antwortete alſo:

Enthaltſamkeit, mein Sohn, iſt, wenn du in der heutigen Freiſtunde dein liebes Schaukelpferd mit keinem Fuße beſteigſt.

O, warum denn? fragte traurig der Kleine, du haſt es mir doch ſelbſt gegeben, Vater!

Das hab' ich, antwortete der Vater; auch verbiete ich dir nicht, es zu gebrauchen; es ſoll vielmehr dir ſelbſt überlaſſen ſein, ob du es thun willſt oder nicht.

Hans hatte nämlich das Pferd erſt geſtern gekriegt, und es war ihm ſo lieb, daß er jeden müßigen Augenblick, ſogar beim Eſſen, abbrach, um ſich darauf zu ſetzen.

Hans.

Aber wozu ſoll mir das nützen?

Vater.

Dazu, daß du dich übeſt, ſo viel Gewalt über dich ſelbſt zu gewinnen, eine Sache, die du lieb haſt, fahren zu laſſen, ſo bald es ſein muß.

Hans.

Aber dies muß ja nicht ſein!

Vater.

Freilich nicht; aber wenn Etwas erſt ſein muß, ſo iſt es nicht mehr Zeit, ſich darauf vorzubereiten.

(Hans ſchwieg und blieb nachdenkend ſtehen. Er ſichlte Etwas von Dem, was der Vater ſagte, aber nicht Alles.)

Vater.

Willſt du eine Geſchichte hören, woraus du lernen kannſt, wie gut es iſt, wenn man ſich gewöhnt hat, ſeinem Vergnügen nicht zu ſehr nachzuhängen?

Hans.

O ja, Vater!

Vater.

Ein Kind wurde von ſeiner einfältigen Amme alle Tage mit Naſchwerk gefüttert.

Es wurde dadurch ſo ſehr an die Leckereien gewöhnt, daß es auch nachher, als Knabe, ſich immer danach ſehnte, und gleich zugriff, wo es nur dergleichen ſtehen ſah.

Vergebens warnte den Knaben seine ältere Schwester, die ihm rieth, sich bei Zeiten davon zu entwöhnen, weil er es nicht immer haben könne. Er meinte, das habe noch lange Zeit, bis er's nicht mehr haben könne, und versuchte nie, sich zu zwingen.

Endlich kam er wirklich weg aus seinem väterlichen Hause zu einem Herrn, bei dem er strenge gehalten wurde, und wo von Naschwerke gar nichts vorfiel.

Was that er da? — Er kaufte täglich sich von seinem Taschengelde Rosinen, Mandeln und Zuckerwerk, bis das Taschengeld verzehrt war.

Seine Begierde war unterdeß immer stärker geworden, und es war ihm jetzt fast ganz unmöglich, sich zu zwingen.

Da er nun kein Taschengeld mehr hatte, so verkaufte er anfangs einige seiner Kleidungsstücke, und da auch das verzehrt war: — mich schaudert, indem ich's erzähle! bestahl er seinen Herrn.

Aber wo geschieht etwas Böses, das über kurz oder lang nicht bekannt würde? Auch dieses wurde bekannt, und um der Schande und Strafe zu entgehen, floh der junge Mensch auf ein Schiff, welches nach Ostindien fuhr.

Der menschlichen Strafe war er nun zwar für's erste entflohn, aber nicht der göttlichen, nicht den Qualen eines bösen Gewissens, nicht der Schande, womit sein Name für immer befleckt war, und nicht dem Bewußtsein, daß er die Achtung und Liebe aller guten Menschen für immer verwirkt habe.

O, das ist schrecklich! sagte seufzend Hans.

Ja wohl schrecklich, antwortete der Vater, und es kam doch von nichts Anderm her, als daß der Knabe nicht bei Zeiten gelernt hatte, sich ein Vergnügen zu versagen, ehe es ihm zur Gewohnheit geworden war, es zu genie-

ßen. — Merkſt du nun, mein Lieber, warum ich dir den Verſuch rieth, heute nicht auf dein Pferd zu ſteigen?

Hans.

O ja, Vater; ich will auch heute nicht darauf ſteigen, und das will ich alle Tage ſo machen in der einen Freiſtunde, bis ich es thun und laſſen kann, ſo oft ich will.

Der Vater umarmte ihn, und freute ſich ſehr über dieſen ernſthaften Entſchluß. Noch mehr aber freute er ſich, da er ſah, daß der Knabe Wort hielt.

Dieſem wurde es nachher bei allen andern Sachen eben ſo leicht, ſich ein Vergnügen zu verſagen, und das bewahrte ihn vor manchem Kummer.

Wohl dem Kinde, das dies Beiſpiel frühzeitig nachahmt!

Der Hengſt und die Weſpe.

Eine kleine Weſpe ſtach
Einen Hengſt. Er ſchlug danach;
Doch die kleine Weſpe ſprach:
Liebes Hengſtchen, nur gemach!
Sieh! ich ſitz' am ſichern Orte;
Glaube mir, du triffſt mich nicht!

Endlich giebt er gute Worte,
Und die kleine Weſpe ſpricht:

Sanftmuth findet ſtets Gehör:
Sieh! nun ſtech' ich dich nicht mehr.

Wiegenlied.

Schlumm're, Liebchen! biſt noch klein,
Weißt vom ſchönen Sonnenſchein,
Weißt vom Strahl des Mondenlichts,
Und von Wald und Bäumen nichts.
Liebchen, ſchlumm're! werde groß;
Sollſt es ſehn auf meinem Schooß.

Sollſt die Sonn' am Himmel ſehn,
Sollſt mit mir in's Freie gehn,
Ueber Wieſen friſch und grün,
Wo die blauen Veilchen blühn.
Veilchen werden dann gepflückt,
Und an's Mutterherz gedrückt.

Mir am Herzen, Liebchen ſchön,
Sollſt du morgen Alles ſehn!
Ueber dir iſt Jubelklang,
Um dich her iſt Lobgeſang;
Leiſe rauſchen Bäum' und Fluß,
Und du fühlſt den Mutterkuß.

Liebchen, ſchlumm're, wachſ' heran!
Siehſt in meinen Armen dann
Auch der Abendſonne Glut,
Siehſt, wenn Feld und Aue ruht,
Gold und Purpur überall,
Beim Geſang der Nachtigall.

Unterm Nachtigallenlied
Kommt der helle Mond, und sieht
Mild herab auf dich und mich,
Alle Blumen neigen sich;
Und die Händchen falt' ich dir:
Kleiner Engel, Gott ist hier!

Gott ist hoch im Sternenglanz
Und im niedern Veilchenkranz,
Ist, wo jeder Vogel schlägt,
Und wo dieser Arm dich trägt;
Sag' in jedem Winkel dir,
Liebes Mädchen: Gott ist hier!

Das schlaflose Kind.

Mutter.

Was wälzest du dich denn im Bette?
Kannst du nicht schlafen, Kind?

Kind.

Ach nein!

Mutter.

Was fehlt dir denn?

Kind.

Mich hungert so!

Mutter.

Wie kann dich hungern, Kind? ich gab dir ja
Kurz vor dem Schlafengehn zu essen.

Kind.

Ach, liebste Mutter, sei nicht böse!
Da kam ein armes Kind vor's Haus
Und betete; das hörte Keiner.

Da gab ich ihm mein Butterbrot,
Und sagt', es solle fleißig beten,
So geb' ihm unser Herr Gott mehr.
Da freute sich das arme Mädchen,
Und sagte dreimal: Gottes Lohn!

Mutter.

Mein Herzenskind, das Allerbeste,
Was ich nur habe, geb' ich dir;
Und wolltest du mir das nicht sagen?

Kind.

Vor Freuden dacht' ich nicht daran,
Daß selbst ich nichts gegessen hatte.

Mutter.

Nun weißt du denn doch, wie das thut,
Wenn arme Kinder ungegessen
Zu Bette gehn.

Kind.

Ach, liebe Mutter,
Heb' alle Tage ja was auf
Für arme Kinder, wenn sie kommen!
Das Hungern, ach! thut gar zu weh.

Luischen.

Luischen war ein wildes Kind,
Noch wilder fast wie Knaben,
Und alle Lehren schlug's in Wind,
Die ihm die Aeltern gaben.

Einst lärmte sie im Blindekuh,
Wie Bauern in der Schenke,
Schrie, wie ein Fuhrmann, he! und hu!
Und sprang auf Tisch' und Bänke.

Der Schweiß floß von der Stirn aufs Kleid,
Wie große Regentropfen;
Man hörte schon zehn Schritte weit
Ihr Herz im Busen klopfen.

So schlich sie heimlich fort, und lief,
Frisch einen Trunk zu wagen,
Ihr Bruder Karl ihr nach, und rief:
Halt ein! sonst muß ichs sagen.

Luischen droht' ihm, nahm das Glas,
Und tranks mit vollen Zügen.
Karl, sprach sie drauf, Karl, sagst du was,
Gewiß, so sollst du's kriegen!

Karl schwieg, und dacht': ein wenig Bier
Wird keinen Schaden bringen!
Und damit lief er weg von ihr,
Noch brav herumzuspringen.

Er platzt' am andern Morgen früh
In seiner Schwester Kammer;
Ach, wie erschrak er über sie!
Was sah er da für Jammer!

Die arme Kleine konnte schier
Nicht stehen, liegen, sitzen;
Bald stach sie's dort, bald wieder hier,
Wie lauter Nadelspitzen.

Karl lief in Garten, schrie und rang
Die Haut sich von den Händen;
Sah himmelwärts, und schluchzte bang,
Den Tod noch abzuwenden.

Indeß rührt man ihr Tropfen ein,
Die gut, nur bitter waren.
Da half kein Bitten und kein Dräun,
Sie ließ den Löffel fahren,

Und schrie: Ich kann unmöglich ja
Die Gall' hinunterbringen!
Doch! sagte freundlich die Mama,
Versuch's; mußt dich nur zwingen.

Ja! sprach der Doktor, liebes Kind,
Sonst dringt der Tod zum Herzen!
Was half's? Luischen schlug's in Wind,
Und litt viel lieber Schmerzen.

Erfüllt ward, leider! nur zu bald,
Was hier der Doktor sagte:
Luischen lag schon starr und kalt,
Noch eh' es wieder tagte.

Karl sah sie, schrie erschrecklich: Ha!
Und fiel in Ohnmacht nieder;
Er fiel, weg war sein Athem da,
Und kam auch niemals wieder.

Man legte Beid' in einen Sarg,
Den, wenn ihr einstens reiset,
Man heut zu Tag' euch noch in Wang,
Nicht weit von Leipzig, weiset.

Göckingk.

Zwei Knaben.

Zwei Knaben luſtwandelten einſtmals in einem Garten. Der Gärtner gab ihnen die Warnung, ſie möchten ja den Bienenſtöcken nicht zu nahe kommen, ſonſt würden ſie geſtochen werden.

Mich hat noch niemals eine Biene geſtochen, ſagte der eine Knabe, und ging dreiſt hinzu. Aber ehe er ſichs verſah, bekam er einen Stich, der ihn nicht wenig ſchmerzte.

So wurde er durch Schaden klug; der Andre hingegen war es durch Belehrung geworden. Welcher von Beiden mag wol der Verſtändigſte geweſen ſein?

C.

Der Geburtstag.

Uebermorgen ſchon iſt Bruder Heinrichs Geburtstag, ſagte die kleine Friederike, und ich weiß noch nicht, liebe Mutter, womit ich ihm wol eine Freude machen kann.

Könnteſt du mir nicht Etwas geben, was ich ihm ſchenkte?

Das könnte ich wol; aber ich kanns ihm ja auch eben ſo gut ſelbſt geben. Meinſt du nicht, daß mir das Schenken auch Freude macht?

Und ſieh nur, wenn ich dir erſt gebe, was du ihm ſchenken willſt, ſo habe ichs ja doch geſchenkt, und nicht du, mein Kind.

Ja, das iſt wol wahr, liebſte Mutter; aber ich möchte ihm doch gar zu gern Etwas ſchenken.

Nun gut, Friederikchen; laß sehn, was hast du denn wol? — Dein Mirtenbäumchen? —

Ach, das habe ich gar zu lieb! sagte Friederike mit einem Seufzer.

Dein Lämmchen?

O Mutter, das möchte ich gar zu gern behalten!

Dein Paar Lachtäubchen?

Von Allem, liebe Mutter, sind mir die das Liebste.

Und darum wolltest du sie deinem Bruder nicht schenken? Eben das, was man werth hält, schenkt man Denen, die man lieb hat.

Deine Börse mit den silbernen Geldstücken, die du von der Tante neulich bekamst, wäre für ihn eben kein sonderliches Geschenk, weil du sie nicht gebrauchen kannst, und also auch nicht liebst, und weil auch er sie nicht gebrauchen kann.

Aber das heißt wirklich schenken, wenn man gern und freudig giebt, was uns selbst und Dem, der's bekommt, in der That angenehm und werth ist.

Aber, liebe Mutter, muß ich denn dem Bruder Heinrich Alles geben, was ich lieb habe?

Nein, mein Kind, du kannst geben, was und so viel du willst.

Friederike besann sich einige Minuten, und dann — Ja, meine Täubchen, meine lieben freundlichen Täubchen soll er haben, und die schönsten Blumen aus meinem Garten pflücke ich ihm zum Strauße. —

Die Mutter umarmte sie, und sagte: Da wirst du ihm und mir viele Freude machen.

Auch mir selbst, rief Friederike mit Lebhaftigkeit; schon jetzt freue ich mich herzlich.

Und übermorgen sollst du dich noch mehr freuen; denn du sollst ihn und seine liebsten Gespielen in deinen

Garten bitten, und sie da mit frischer Milch und mit schönen Früchten bewirthen.

Friederike küßte der Mutter dankbar die Hand, tanzte vor Freuden rund um sie herum, und rief zu wiederholten Malen: O wenn's doch erst übermorgen wäre!

Der arme Mann und sein Kind.

Ein armer Mann, gedrückt von mancher Noth,
Nahm in die Hand sein letztes Brot,
Und schnitt davon ein Stückchen ab,
Das er dem kleinen Kinde gab,
Das bei ihm stand, und: Gott! ach, Gott!
Seufzt' er dabei.
Beweglich bot
Das kleine Kind das Stückchen Brot
Dem Vater wieder:
Nehmt es doch,
Sprach es; ich bitt' euch; ich will noch
Wol warten, Vater; weint nur nicht!

Der Vater wendet sein Gesicht,
Und sagt: Ich schneide noch ein Stück;
Behalt' es, Kind.
Mit nassem Blick
Sieht er auf seinen Sohn herab,
Auf seinen Trost, und schneidet ab.

Doch, wie erschrickt er! — Plötzlich fällt
Ein Haufen glänzend Silbergeld
Aus seinem Brot.

Ach, was ist das?
Sagt er erschrocken; Söhnchen, laß
Die Thaler liegen; ich will gehn;
Der Bäcker soll sie liegen sehn.
Vermuthlich hat der Mann das Geld,
Das aus dem lieben Brote fällt,
Hineingebacken; der muß es
Auch wieder haben. Bleib indeß
Dabei; ich will geschwinde gehn.

Er geht. Des Knaben Augen sehn
Ganz starr die blanken Thaler an;
Allein er rühret sie nicht an.

Der Bäcker kommt, sieht sie und spricht:
Freund, das sind meine Thaler nicht;
Nein, glaubt es mir.

Doch, wißt ihr was?
Ein reicher Mann macht euch den Spaß.
Denn hört, das Brot, das ihr geholt,
War nicht von mir; ihr aber sollt
Nicht fragen, und, von wem es ist,
Auch nicht erfahren.

Dieses wißt,
Daß gestern Abend Einer kam,
Der mir das Brot gab, das ich nahm,
Und sagte: wenn ein armer Mann,
Der krank ist, nichts verdienen kann,
Ein Brot holt, Freund, so gebt ihm dies!
So sagt' er; ja, das ist gewiß!

Drauf kamt ihr, und ich gab es euch.
Seht, wie Gott sorgt; nun seid ihr reich!
Das Geld hat einen rechten Glanz.

Der arme Mann erſtaunte ganz,
Und auch ſein Kind. Er nahm das Brot,
Sah himmelwärts, und ſprach: Ach Gott!
Und ſchnitt ſich noch ein Stückchen ab,
Und ſagte:
Den, der mir es gab,
Den ſegne Gott! Ach, lebte doch
(Er weint) Nun deine gute Mutter noch,
Du liebes Kind!
Das Söhnchen ſpricht:
Weint, Herzensvater, weint doch nicht!

Die aufrichtigen Kinder.

Wilhelm und Hannchen bekamen an einem ſchönen Nachmittage von ihrer Mutter die Freiheit, ganz allein im Garten zu ſpielen.

(Sie hatten ſich denſelben Morgen durch ihr ſehr gutes Betragen dieſe Erlaubniß erworben.)

Eine ganze Zeit ſpielten ſie ſo ſchön und ſo vergnügt, als gute Kinder immer zu ſpielen pflegen.

Nun ſtanden an der Gartenmauer verſchiedene Obſtbäume, unter welchen ein junger Pfirſichbaum war, der zum erſten Male trug. Er hatte wenig, aber deſto ſchönere Früchte.

Die Mutter hatte noch keine davon gebrochen, ob ſie gleich ſchon reif waren; ſie wollte ſie dem Vater, der verreiſet war, aufheben, bis er wiederkäme.

Weil ſie den Kindern einmal verboten hatte, Früchte im Garten zu pflücken, oder aufzuleſen, und ohne Erlaubniß zu eſſen, und des Gehorſams von ihnen ſchon gewohnt war, ſo ſagte ſie diesmal der Pfirſichen wegen nichts.

Als nun die Kleinen genug gespielt hatten, liefen sie mit einander umher, besahen die schönen Früchte an den Bäumen, und freuten sich darüber.

Sie kamen auch an den Pfirsichbaum, und da lagen zwei schöne Pfirsichen auf der Erde, die eben heruntergefallen waren. Wilhelm sah sie zuerst, vergaß das Verbot der Mutter, langte danach, aß eine, und gab Hannchen die andre, die sie auch verzehrte.

Als sie damit fertig waren, fiel's Hannchen ein, daß die Mutter ihnen oft verboten habe, Früchte zu essen, die sie ihr nicht vorher gezeigt hätten.

Ach, lieber Wilhelm, sagte sie, wir sind ungehorsam gewesen; nun wird unsre gute Mutter unwillig auf uns werden; was wollen wir machen?

Wilhelm.

I, sie weiß es ja nicht!

Hannchen.

Aber sie muß es wissen, lieber Wilhelm; du weißt ja, daß sie uns auch große Fehler leichter vergiebt, wenn wir nur aufrichtig sind und sie gestehen.

Wilhelm.

Ja, aber wir sind ungehorsam gewesen, und du weißt auch, daß sie den Ungehorsam allemal bestraft.

Hannchen.

Und wenn sie uns nun auch straft, so thut sie's ja aus Liebe, und wir werden dann künftig nicht so leicht wieder vergessen, was sie uns verboten oder befohlen hat.

Wilhelm.

Du hast Recht, liebes Hannchen. Aber sie wird auch wieder betrübt werden, daß sie uns strafen muß — und traurig kann ich sie gar nicht sehen.

Hannchen.

Ich auch nicht, lieber Wilhelm; aber wird sie nicht

noch betrübter werden, wenn sie erfährt, daß wir ihr einen Fehler verschweigen? Und würden wir sie, mit einem heimlichen Vergehen im Herzen, dreist ansehen können? Und müßten wir nicht roth werden, wenn sie uns liebkoset, uns ihre liebrn Kinder nennt, und wir's nicht mehr verdienen?

Wilhelm.

Ach, Hannchen, ich sehe schon, du weißt das besser, als ich. Komm, wir wollen hingehen, und ihr unsern Ungehorsam gestehen.

Sie umfaßten sich Beide und gingen Hand in Hand hin.

Liebste Mutter, sagte Hannchen, wir sind ungehorsam gewesen: strafe uns nur, wie wit's verdienen. Aber sei uns nicht böse, und kränke dich nicht; wir hatten dein Verbot blos vergessen.

Hierauf erzählte Wilhelm, was sie gethan, ganz genau, wie es die Wahrheit war.

Die gute Mutter war von der Aufrichtigkeit ihrer Kinder so gerührt, daß sie Thränen vergoß. Die Strafe des Ungehorsams erließ sie ihnen diesmal gern, weil, wie sie mit Recht glaubte, die aufrichtige Reue, die sie darüber empfanden, schon hinreichend war, sie künftig zu warnen, wenn sie wieder in Gefahr kämen, ungehorsam sein. J.

Die Katze, die alte und die junge Maus.

Die Katze zu der jungen Maus.

Du allerliebstes kleines Thier,
Komm doch ein wenig her zu mir,
Ich bin dir gar zu gut. Komm, daß ich dich nur küsse!

Die alte Maus.

Ich rathe dir, Kind, gehe nicht!

Die Katze.

So komm doch! Sieh nur, dieſe Nüſſe
Sind alle dein, wenn ich dich einmal küſſe.

Die junge Maus.

O Mutter, höre doch, wie ſie ſo freundlich ſpricht!
Ich geh' —

Die alte Maus.,

Kind, gehe nicht!

Die Katze.

Auch dieſes Zuckerbrot, und andre ſchöne Sachen
Geb' ich dir, wenn du kommſt.

Die junge Maus.

Was ſoll ich machen?
O Mutter, laß mich gehn!

Die alte Maus.

Kind, gehe nicht;

Die junge Maus.

Was wird ſie mir denn thun? Welch ehrliches Geſicht!

Die Katze.

Komm, Närrchen, komm!

Die junge Maus.

Nun ja! — — Ach Mutter! hilf! — O weh!
Sie würgt mich! — Ach, die Unbarmherzige!

Die alte Maus.

Zu ſpät! Es iſt verdient, was dich betroffen;
Wer ſich nicht rathen läßt, hat Hülfe nicht zu hoffen.

C.

Das heldenmüthige Kind.

Ein Knabe war noch nicht acht Jahr,
Als ihn auf's nächste Dorf, wo etwa Kirchmeß war,
Um auch einmal ihm eine Luft zu machen,
Der Vater mit zu Pferde nahm.
Der Knabe, der vorher nicht aus der Stube kam,
Sah lauter wunderbare Sachen.
Neugierig war er von Natur,
Denn das ist überhaupt den kleinen Leuten eigen.
Wie vielmal bat er nicht den Vater, abzusteigen,
Und ihm bald Das, bald Jenes recht zu zeigen.
Bald sah er eine große Flur,
Die war ihm schon ein Reich; ein Hügel — Pirenäen;*)
Ihm waren Teiche große Seen,
Ein Birkenbusch ein ungeheurer Wald.
Zum Unglück kam aus einem Bauergute
Ein großer Pudelhund daher.
Was ist das? sprach das Kind, das nie mit Fragen ruhte.

Ach! — rief im Scherz der Vater — Sohn! ein Bär! ein Bär!
Umarme mich! Er lechzt nach unserm Blute!
Hier müssen wir des Todes sein.

Gut, sprach das Kind, mir fällt ein Mittel ein:
Gleich, Vater, wirf mich von dem Pferde!
Indem ich mich nun fressen lassen werde,
So jage du davon. Das wird doch dich befrei'n.

---

*) Große Gebirge, die zwischen Spanien und Frankreich liegen.

O, welch ein Muth in scheinbaren Gefahren
Für einen Knaben von acht Jahren!

Gellert.

Es ist nicht gut, ungehorsam zu sein.

Vier kleine Mädchen spielten, nachdem ihre Lehrstunden geendigt waren, mit einander im Garten.

Ihre Lehrerinn, die ihre Freundinn war, und sie immer begleitete, war auch diesmal bei ihnen.

Es war eben um die Zeit, da das Obst anfing zu reifen, und wenn dann und wann etwas herunterfiel, so kamen die Kleinen, fragten, ob es reif sei, und baten um Erlaubniß, es zu essen.

Ein Geschäft nöthigte die Lehrerinn, den Garten und ihre Kleinen auf eine Viertelstunde zu verlassen.

Esset ja, so lange ich weg bin, kein Obst, liebe Kinder, und leset auch keins auf! Mit diesen Worten verließ sie die Kinder, und diese versprachen, gehorsam zu sein.

Indem die Kinder unter einem Baume dasaßen und spielten, fiel eine schöne Birne vor ihnen zur Erde.

Ihrer Gewohnheit nach wollten Alle danach greifen; aber geschwind besannen sie sich, daß es ihre Lehrerinn verboten habe, und daß es Unrecht wäre, wenn sie es thäten.

Nur die kleine Rosette (die Jüngste von ihnen) wollte ihrer Begierde nicht widerstehen; sie lief hin, langte nach der Birne, und sagte zu ihren Schwestern: Ich werde sie mir gut schmecken lassen; sieht's doch Mamsell nicht.

Indem sie das sagte, kam die Lehrerinn den Gang herunter. Die Kleinen liefen ihr entgegen, und sie erkundigte sich nach ihrem Gehorsam.

Die drei ältern versicherten sie davon mit dem heiteren Gesichte, welches das Bewußtsein der Unschuld allemal giebt; Rosette aber verstummte.

Gut, sagte die Lehrerinn, euch Dreien gebe ich die Erlaubniß, euch von der Hecke dort Himbeeren, Kirschen und Stachelbeeren zu pflücken; denn auf euch darf ich mich verlassen, daß ihr nichts Unreifes oder Verbotenes esset. Ich werde nach der Lindenlaube dort gehen.

Du, Rosette, kannst nicht Theil an dem Vergnügen der Andern nehmen; denn du möchtest, weil ich's nicht sehe, an verbotenen Früchten oder an zu großer Menge der erlaubten dich ungesund essen, und ich liebe dich noch immer zu sehr, als daß ich das zugeben könnte.

Rosetten schmerzte die Folge ihres Ungehorsams; allein dieser Schmerz hatte für sie eine sehr glückliche Wirkung.

Sie wurde nämlich dadurch zum Nachdenken geleitet; sie erkannte, wie vielen Gefahren ein Kind sich jeden Augenblick durch diesen Fehler aussetzt, und nahm sich fest vor, ihn von Stunde an abzulegen.

Sie that's, und genoß nun, wie die übrigen Geschwister, der ganzen Liebe aller Derer, die sie kannten, und konnte an allen kleinen Freiheiten, die man jenen verstattete, ohne weitere Gefahr Theil nehmen.

Karolkine Rudolphi.

Der Bauerknabe,

als er den kranken Karl erblickte.

Wie? Karlchen krank? Das süße Kind,
Das gestern noch gelacht? —
Daß krank auch reiche Kinder sind,
Das hab' ich nie gedacht.

Ein ſolches Kind hat nimmer Noth,
Darf nicht aus Hunger ſchrein;
Konfekt ißt es und Zuckerbrot,
Trinkt Kaffee und trinkt Wein.

Und ich und Hannchen ſind geſund,
Wie eine Roſe roth;
Wir nehmen faſt nichts in den Mund,
Als Käſ' und Butterbrot.

Und Milch und Waſſer trinken wir
Bei immer frohem Sinn.
Du lieber Gott, wie dank' ich dir,
Daß ich nicht Karlchen bin!

Gleim.

Willſt du froh beim Spiele ſein, ſo ſpiele mäßig, und gewöhne dich zum Fleiße.

Ich möchte heute wol ſpielen, liebe Mutter, ſagte die kleine Laurette.

Den ganzen Tag?

Ja, Mütterchen!

Deine Bitte ſei dir gewährt, ſagte die liebreiche Mutter, die ihren Kindern ungern Etwas abſchlug; ich fürchte nur, es wird dir leid werden.

Nein, nein, liebe Mutter! — und damit hüpfte Laurette fort, all ihr Spielzeug zu holen.

Sie brachte es; aber nun war ſie allein, denn ihre Geſchwiſter waren bis zu ihren Spielſtunden beſchäftiget.

Sie bediente ſich anfangs ihrer Freiheit, ſo gut ſie konnte, und ſpielte eine lange Zeit; aber ihr Vergnügen am Spiel nahm nach und nach ab.

Jetzt hatte ſie alle ihre Spiele für ſich wiederholt,

und wußte keins mehr. Das Spiel fing an, ihr ekelhaft zu werden.

Sie kam zur Mutter, und bat sie, ihr doch neue Spiele zu sagen, und mit ihr zu spielen; aber die Mutter hatte nothwendige Geschäfte außer dem Zimmer, und mußte ihre Bitte diesmal abschlagen.

Mißvergnügt saß nun die Kleine da, und erwartete mit Ungeduld die Stunde, da ihre Brüder aus den Lehrstunden und ihre Schwestern von ihrer Arbeit zum Spielen zusammenkommen würden.

Sie lief ihnen, als sie endlich kamen, entgegen, klagte ihnen, wie lang die Zeit ihr gewährt, und wie sehnlich sie sie erwartet habe.

Diese empfingen sie freundlich, und fingen ihre besten Spiele mit ihr an, die sie sonst nur an Festtagen spielten, um ihre Laurette wieder froh zu machen.

Doch ihre gefälligen Bemühungen waren umsonst; sie klagte von neuem, dies sei ihr Alles so alt, und sie wisse vor langer Weile nicht zu bleiben. Gewiß habe man sich unter einander beredet, heute nichts zu spielen, was ihr Freude machen könne.

Darauf nahm Ida, die älteste Schwester, ein verständiges Mädchen von elf Jahren, sie bei der Hand, und sagte freundlich zu ihr:

Höre, Laurettchen, wenn du nicht böse werden willst, so will ich dir sagen, wer Schuld an deinem Mißvergnügen ist. Du selber bist es; denn wir Alle sind ja, wie du siehst, froh genug, ob wir gleich diese Spiele alle so oft und öfter gespielt haben, als du.

Aber wir haben gearbeitet und etwas Nützliches gethan, darum schmeckt uns das Spiel. Hättest du erst durch Fleiß das Vergnügen des Spiels verdient, gewiß würde es dir dann auch so süß sein, als uns.

Die Mutter, die dazu kam und Ida sprechen gehört hatte, versicherte Lauretten, daß sie die Wahrheit gesagt habe.

Elise Reimarus.

Fritzchen,

am Weihnachtsabend.

O sagt mir doch, ihr lieben Leute,
Wie fang' ich armer Knab' es an,
Daß meinen guten Aeltern heute
Ich dankbar mich bezeigen kann?

Da seht nur, was für schöne Gaben
Sie wieder mir zum heil'gen Christ
So mildiglich beschéret haben! —
O, was das Alles herrlich ist!

Dich, buntes Futteral mit Messern,
Dich, liebes, goldnes Bilderbuch,
Und o, du allerliebstes Pferdchen,
Nie, niemals seh' ich euch genug.

Wie möcht' ich doch den theuren Beiden
Gern wieder was zu Liebe thun!
Allein — ich Armer kann vor Freuden
Nur weinen, kann sonst gar nichts thun.

O sagt mir doch, ihr lieben Leute,
Wie fang' ich armer Knab' es an,
Daß meinen besten Aeltern heute
Ich dankbar mich bezeigen kann?

C.

Karl und Lieschen.

Es war ein angenehmer Frühlingstag, und Karl und Lieschen sollten mit ihrem Vater nach einem schönen Garten gehn, der vor dem Thore lag.

Indeß der Vater sich in der Nebenkammer ankleidete, blieben beide Kinder in seinem Zimmer.

Karl, der über das Ausgehen große Freude hatte, hüpfte lustig herum und schlug unvorsichtigerweise mit seinem Stocke eine kleine niedliche Blume ab, die der Vater in einem Topfe gezogen hatte.

O Schade! sagte Lieschen, und hob das Blümchen von der Erde auf.

Sie hatte es noch in der Hand, als der Vater in's Zimmer trat.

Was hast du gemacht, Lieschen? fragte er mit etwas unwilligem Gesichte. — Mir die Blume abzureißen, von der du wußtest, daß ich sie so gern erhalten hätte, um Samen davon zu ziehen!

O, lieber Vater, stotterte Lieschen, indem sie ihn bei der Hand faßte, sei doch nur nicht böse!

Böse? antwortete der Vater; das bin ich nicht. Aber, da es dir in dem Garten, der nicht unser ist, auch einfallen könnte, Blumen abzureißen, so darf ich dich nicht mitnehmen.

Lieschen schlug die Augen nieder und schwieg. Da konnte Karl sich nicht länger halten; er trat vor den Vater hin, mit großen Thränen in den Augen, und sagte:

Nicht Schwester Lieschen, lieber Vater, ich war es, der die Blume abschlug. Ich muß also zu Hause bleiben, und Lieschen mit dir gehn.

Der Vater, der über das gute Herz seiner Kinder

und über die Liebe, die sie zu einander hatten, ganz gerührt war, nahm sie Beide in seine Arme, küßte sie und sprach: Ihr seid Beide meine lieben Kinder, und sollt Beide mit mir gehen.

Die Blume würde mir lange nicht so viel Freude gemacht haben, als mir die Hoffnung macht, daß ihr euch immer lieben und Beide zu guten Menschen aufwachsen werdet.

Da hüpften sie an seiner Seite froh zum Garten.

C.

Auf ein andermal bedächtiger.

Hänschen jagte einst im Garten
Einen bunten Schmetterling:
Willst du nicht ein wenig warten,
Sprach er, kleines schwaches Ding?

Gut! Ich will dich doch wol kriegen!
Und verfolgt' ihn überall;
Konnte was im Wege liegen:
Hänschen denkt an keinen Fall.

Ich will dich doch endlich haben!
Schrie er, und sah in die Höh';
Doch da war ein großer Graben,
Hänschen fällt darein — o weh!

Fritzchens guter Vorsatz.

Nun will ich doch, das lob' ich an,
In meinem ganzen Leben,
Wenn Gust mir was zu Leid gethan,
Ihm brüderlich vergeben.
Jüngst schlug er mich beim Kreiselspiel;
Ich ging, ihn zu verklagen,
That sehr bedrückt, und weinte viel,
Und sah ihn wieder schlagen.

Die Rache wäre jemals süß?
Ich hab' es nicht gefunden!
Ich sah ihn schlagen, und gewiß,
Mir brannt's wie heiße Wunden.
Ich thu's nicht wieder! Armer Gust!
Es dauert mich noch immer!
Wie weint' er! Hätt' ich das gewußt,
Verklagt hätt' ich ihn nimmer.

Und künftig, wenn er wieder schlägt
(Er hat nicht oft geschlagen),
So bitt' ich, daß er sich verträgt,
Und denk' an kein Verklagen.
So leben wir in Einigkeit,
Und sind uns gut von Herzen;
Verspielen unsre Tändelzeit,
Und sparen uns viel Schmerzen.

Overbeck.

Malchen.

Eine kleine Erzählung.

Sei stets ein frommes, gutes Kind,
Daß ich mich deiner freue,
Und rede nichts, und thue nichts,
Was, Malchen, dich gereue!

So sprach die gütige Mama
Zu Malchen, ihrem Kinde,
Und lehrte ihr zugleich dabei,
Das, was gereut, sei Sünde;

Und Das, was böse Sünde sei,
Das könne Jeder wissen;
Ein Stimmchen in uns sag' es laut:
Dies Stimmchen heiß' Gewissen.

Einst kam nun Malchen ganz allein
Des Morgens in die Laube;
Stand Kaffee, Thee und Zucker da,
Auch Kuchen, wie ich glaube.

Nun kriegte unser Malchen Lust,
Und wollte Zucker essen;
Daß Zuckeressen Kindern schad't,
Das hatte sie vergessen.

Sie nahm — gleich war das Stimmchen da —
Geschwind, will's nicht genießen;
Ich will was Böses, denn das sagt
Mir laut ja mein Gewissen.

Nun kam Mama, und gern verzieh
Sie ihrem lieben Kinde.
Merk's, dein Gewissen warnte dich,
Mein Kind, vor einer Sünde.

Dies ist das Stimmchen — weißt du noch?
Es wird dich immer lehren;
Doch mußt du, liebes Malchen, auch
Dem guten Stimmchen hören.

O, haltet's immer hoch und werth,
Ihr Alle, liebe Kleinen!
Daß nicht Papa, daß nicht Mama
Um böse Kinder weinen!

Overbeck.

Junker Hans.

Der Junker Hans war flink und rasch,
Und kühn in allen Dingen;
Mitunter auch ein wenig basch,
Und nicht recht gut zu zwingen.
Er lernte seine Lektion,
Und damit, meint' er, wär' er schon
Der weitern Zucht entflogen,
Und that sehr ungezogen.

Die guten Aeltern warnten ihn,
Und sagten wol mit Grämen:
Hans, läßt du dich nicht besser ziehn,
Wird's kein gut Ende nehmen.

Hans hörte kaum mit halbem Ohr,
Nahm seine sechs Vokabeln vor;
Drauf eine kurze Pause,
Und nun hinaus zum Hause.

Und vor dem Hause lief vorbei
Ein ledigloser Schimmel.
Das war dem Junker Hans so neu,
Ihm däucht', er käm' in Himmel:
Ein ledigloser Gaul? Was kann
Willkommener mir sein? Wohlan,
Ich will aus freien Stücken
Erproben seinen Rücken! —

Gesagt war allezeit gethan:
Er packt den Gaul beim Schopfe,
Der Schimmel stutzt ihn seitwärts an,
Und schüttelt mit dem Kopfe.
Doch, schütteln hin, und schütteln her!
Mein Haus hinauf, und fort jagt er;
Die Aeltern, ach! von weiten
Sehn ihren Junker reiten.

Um Gotteswillen! hinter ihm!
Die Mutter ruft's mit Schrecken.
Der Vater rennt mit Ungestüm,
Den Knaben zu entdecken.
Doch ringsumher kein Gaul zu sehn,
Die Aeltern wollen fast vergehn;
Sie schicken, wen sie haben,
Zu forschen nach dem Knaben.

Deß stieg dem Junker nichts zu Sinn,
Sein Herz sprang hoch vor Freuden!
Und mir nichts, dir nichts, ritt er hin,
Wol über Busch und Weiden.
Und schupp! ging's rasch an einen Stein:
Der Schimmel stürzt' und brach ein Bein;
Mein Hans, von seinem Sitze,
Versank in eine Pfütze.

Der Schimmel seufzt, der Junker schreit,
Als woll' ihn wer ermorden.
Kein menschlich Antlitz weit und breit!
Es war schon Nacht geworden.
Die Finsterniß wuchs immer mehr,
Von ferne bellten Hunde her;
Es winselte der Schimmel,
Der Junker schrie gen Himmel.

Sein Schrein drang endlich allgemach
Zu eines Weibleins Ohren
Vom nächsten Dorf, das, alt und schwach,
Vom Wege sich verloren.
Ach! lieber Gott! sprach sie bei sich,
Und wankte matt und kümmerlich
Herbei an ihrer Krücke,
Dem Junker Hans zum Glücke.

Und als sie fand das kranke Roß,
Und fand den bangen Knaben,
Da ward ihr bald das Herz so groß,
Des Wohlthuns Lust zu haben:

Komm, sprach sie, armes Kind, mit mir;
Ich will auch sorgen für dein Thier,
Und binden seine Wunden,
Wenn wir nach Haus gefunden. —

O Frau, das Thier gehört mir nicht!
Ach hätt' ichs nie gesehen!
Errettet nur mich armen Wicht,
Und laßt den Schimmel gehen! —
Ihn gehen lassen, böses Kind?
Sprach's Weiblein zornig und geschwind,
Und siehst, daß er die Knochen
Ob deinem Stolz gebrochen?

Da kroch alsbald der kleine Tropf
Behend' aus seiner Pfütze.
Sie deckt' ihm den beklommnen Kopf
Mit ihrer warmen Mütze,
Und nahm den Knaben bei der Hand,
Ging irrend über manches Land;
Bis an dem Laut von Hunden
Sie sich zurecht gefunden.

Da legt sie ihn gar mildiglich
In ihr schneeweißes Bette,
Und fordert einen Mann zu sich,
Daß er den Schimmel rette. —
Und puck! puck! klopft es an der Thür.
Holla! wer ist so spät noch hier? —
Bergt ihr den kleinen Knaben,
Den wir gesuchet haben?

Den kleinen Knaben berg' ich wol,
Er liegt in süßem Schlummer.
Sei euer Herz des Trostes voll,
Und lasset allen Kummer!
Den kleinen Knaben geb' ich euch,
Wenn er euch kennen wird, sogleich. —
Sie kannten sich; Entzücken
Sprach laut aus allen Blicken.

O Mutter, das euch Gott belohn' —
Fahr' hin, mein Kind, mit Freuden! —
Die Aeltern danken euch den Sohn!
Gott wendet ihre Leiden!
Lebt wohl! lebt wohl! — Sie zogen hin,
Und milder ward des Knaben Sinn;
Er dacht' an seinen Schimmel,
Und seufzte still gen Himmel.

Und als er nun nach Hause kam,
War Alles noch im Jammer.
Den Weg er augenblicklich nahm
Zu seiner Aeltern Kammer,
Und stürzt sich ihnen in die Arm';
Da wird das Herz den Aeltern warm,
Es fließen Freudenzähren
Dem lieben Gott zu Ehren.

Die Aeltern brachten Geld und Dank
Der guten alten Mutter.
Der Schimmel kriegte lebenslang
Bequemlichkeit und Futter.

Der Junker Hans ward fromm und gut,
Und beugte seinen raschen Muth:
Und sah in allen Dingen
Es sich nach Wunsch gelingen.

Overbeck.

Lied eines Fröhlichen.

Heida! täglich freu' ich mich
Und bin guter Dinge!
Lieben Leute, seht, wie ich
Fröhlich hüpf' und springe!

Meinen Lebensweg bestreut
Unschuld noch mit Rosen:
Glücklich, wer sich stets so freut,
Stets so geht auf Rosen.

Drum, wenn ich nun älter bin,
Will ich mich bestreben,
Immer, bei vergnügtem Sinn,
Tugendhaft zu leben.

Meine Pflichten thu' ich dann
Unter frohen Scherzen,
Thue Alles, was ich kann,
Mit vergnügtem Herzen.

Vater, Mutter, Jedermann
Mag dann Fritzen leiden;
Und erlang' ich das: o dann
Spring' ich hoch vor Freuden!

Trifft dann auch ein Stärnlein mich
Einſt in meinen Tagen;
Heida! was bekümmr' ich mich!
Werd's ja auch wol tragen.

Overbeck.

Wohl dir, daß du unter geſitteten Menſchen geboren biſt.

Einſt verlor ſich ein kleines Kind, von ſeinen Aeltern weg, in einen Wald, wo viele Bären waren.

Die Bären thaten ihm nichts zu Leide, ſondern fütterten es, und liefen es mit ſich laufen.

Da wurde das Kind wie ein Bär, kroch auf allen Vieren, wurde haarig, fraß rohe Wurzeln, lernte nie ſprechen, blieb ohne alle Vernunft.

Ein anderes Kind kam unter eine Heerde wilder Schafe. Dieſes wurde ein Schaf, blökte wie ein Schaf, fraß nichts als Schafskräuter, lernte nie ſprechen, blieb ohne alle Vernunft.

Und du, mein Kind, kamſt unter Menſchen, und zwar unter geſittete Menſchen; alſo kannſt du ſprechen, biſt ſchon etwas vernünftig und wirſt, will's Gott! noch vernünftiger werden.

So wie die Alten ſind, ſo werden gemeiniglich auch die Jungen. Sind jene klug, ſo werden es dieſe auch; ſind jene dumm, ſo bleiben es auch dieſe.

Kann wol ein Kind ſtricken lernen, wenn im ganzen Lande Niemand iſt, der ſtricken kann?

Aber auch, ſind die Alten Diebe und Räuber, ſo ſtehlen die Kinder gleichfalls, und haben nichts Arges

daraus. Und fressen jene gar Menschen; nun so werden die Kinder auch kleine Menschenfresser.

Wohl dir also, daß du unter gesitteten Menschen geboren bist!

Schlözer.

Der furchtsame Knabe.

Eine alberne Magd hatte einem Kinde viele abgeschmackte Dinge von einem schwarzen Manne in den Kopf gesetzt.

Dieses Kind sah einmal einen Schornsteinfeger ins Haus kommen, den es noch nie gesehen hatte. Darüber erschrak es, und lief vor Schrecken in die Küche, sich da zu verstecken.

Eben war es hinein, so war auch schon der schwarze Mann hinter ihm.

In voller Angst rannte es zur andern Thür hinaus in eine Stube, und kroch hinter den Ofen.

Kaum aber hatte sichs ein wenig erholt, so hörte es den fürchterlichen Mann dicht neben sich hinter der Wand im Schornsteine krahen.

Von neuem erschreckt sprang es aus der Stube und dem Hause hinaus, in den Garten, versteckte sich hinter einen Baum, sah mit verstörten Blicken und mit pochendem Herzen nach allen Seiten, und siehe! da kam plötzlich die schwarze Gestalt oben aus dem Schornstein hervor.

Nunmehr fing das Kind an, aus allen Kräften um Hülfe zu schreien.

Der Vater kam, und fragte, warum es so schreie? — Das Kind wies mit schüchterner Geberde auf den Schornstein; denn noch war es so außer sich, daß es nicht die Kräfte hatte, ein Wort hervorzubringen.

Der Vater lächelte, und belehrte den kleinen furchtsamen Menschen, wie wenig Ursache er gehabt, sich zu ängstigen.

Der Knabe schämte sich, und hörte nachher niemals wieder auf die Erzählungen abergläubiger Leute.

C.

Die Blumen.

Ludwig und Karoline wurden von ihrem liebreichen Vater oft mitgenommen, wenn er ausging. Besonders geschah dieses, wenn sie durch Folgsamkeit und gutes Betragen seine Zufriedenheit verdient hatten.

Eines Nachmittags, da sie sich auch ein vorzügliches Recht zu diesem Vergnügen erworben hatten, nahm sie der Vater Beide an die Hand, und führte sie in einen herrlichen Garten.

Als sie dahin kamen, baten ihn die Kleinen, ob sie wol allein darin spielen dürften? Der Vater erlaubte es ihnen, und ging mit dem Besitzer desselben ins Gartenhäuschen, um sie ihrer Freude ganz zu überlassen.

Der Garten war voll der schönsten Blumen. Beide Kinder waren sonst bescheiden, wenn sie etwas wünschten, und warteten gern, bis es ihnen gegeben oder erlaubt wurde. Diesmal aber vergaßen sie sich, und mochten ihrer Begierde, Blumen zu haben, nicht widerstehen.

Sie gingen Beide, und pflückten die schönsten, die sie fanden.

Karoline wies ihren Strauß dem Bruder; der fand, daß der seinige nicht so schön sei, und lief hin, um andere zu pflücken.

Geschwind lief Karoline hin, und pflückte auch noch

einen. Den fand Ludwig wieder beſſer, und wollte ſich nicht zuvorkommen laſſen. Und ſo pflückten ſie in die Wette, Ludwig Hut und Taſchen, Karoline Schürze und Körbchen voll, bis faſt alle Beete kahl waren.

Nun erſt fiel es Karolinen ein, wie unbeſonnen und unbeſcheiden ſie geweſen waren; ſie mochte die verheerten Beete nicht mehr ſehen, die noch vor wenig Minuten ſo ſchön waren, und die ſie verwüſtet hatten.

Vor Scham wußte ſie nicht, wo ſie die gepflückten Blumen laſſen ſollte. Da bat ſie ihren Bruder Ludwig, ſie ihr abzunehmen; aber dem ging es eben ſo.

Indem ſie nun beſchämt und traurig daſtanden, kam der Vater mit ſeinem Freunde, und erſchrak, als er die Verwüſtung im Garten und die Unluſt an ſeinen Kindern ſah.

Sie wollten erzählen und konnten nicht; endlich brachte es Ludwig ſtotternd heraus.

Der Vater bat ſeinen Freund für ſie um Verzeihung, der zum Glück Einer von den Menſchen war, die leicht verzeihen, und es gern thut.

Dann blickte er ſie ernſthaft an, und wollte ſie wieder verlaſſen.

Aber die Kinder hingen ſich an ſeinen Arm. O, beſter Vater! baten ſie, laß uns nicht wieder allein; du ſiehſt, wir ſind noch nicht gut genug, daß wir allein bleiben können. Wir wiſſen nun, wie nöthig wir deine Aufſicht haben. Gewiß, wir wollen nicht eher wieder verlangen, allein zu ſein, als bis wir uns gewöhnt haben, immer an uns zu denken, und uns immer erſt zu fragen, obs auch gut iſt, was wir thun wollen.

C.

Fritz und der Käfer.

So, — Pünktlein! — nun hinaus ins Feld,
Der Abend ist so schön;
Nun will ich Thierchen groß und klein
Im Mondesglanze sehn!

Da kommt der schöne Mond schon her;
Willkommen, lieber Mann.
Wie man dich und die Sternelein
Doch nie genug sehen kann.

So sagte Fritz, und sprang ins Feld,
Und freute herzlich sich;
That recht daran. — Mach's eben so;
Erst lern', — dann freue dich!

Stand da ein kleiner Apfelbaum,
An dessen Stämmchen kroch
Ein brauner Käfer sorgenlos,
Der nicht von dannen flog.

Gleich war nun unser Fritzchen da:
Komm her, du Räuber, her!
Empfang den Lohn; denn du zerfrißt
Mein Bäumchen gar zu sehr.

Er nahm das Thierchen, band am Fuß
Ein seidnes Fädchen ihm!
Und wenn es angstvoll aufwärts flog,
Wollt' er's herunterziehn.

Es flog, er zupfte — und das Bein
Am Fädchen riß; da sprach —
Der Käfer? — nein, des Knaben Herz,
Als sprach's dem Käfer nach:

Denk', ich sei Mensch, und Käfer du;
Dich hungere, wie mich;
Und weil du deine Nahrung suchst,
Nur darum quält' ich dich!

Ein Gott hat dich und mich gemacht;
Quäl' ja kein Thierchen mehr!
Ach, wüßtest du, wie weh mir's thut,
Mein Füßchen, ach, wie sehr!

Fritz ließ den Käfer; doch für ihn
War alle Lust dahin.
Nehmt, was das Herz des Knaben sprach,
Ihr Kinder, ja zu Sinn!

Overbeck.

Fritzens Morgenlied.

Du, lieber Gott, hörst gern es an,
Wenn Kinder Dank dir bringen;
Drum will ich jetzt, so gut ich kann,
Dir auch mein Loblied singen.

Mich hat ein sanfter Schlaf erquickt,
Ich bin gesund und fröhlich.
Wie Viele sind nicht so beglückt,
Sind krank, sind nicht so fröhlich!

Ja, lieber Gott, dir sag' ich Dank;
Du läſſest jeden Morgen
Mit nöthiger Speiſe und mit Trank
So gütig mich versorgen.

Für meine Aeltern dank' ich dir,
Die mich so zärtlich lieben;
Auch für die Freunde dank' ich dir,
Die mich im Guten üben.

O, laß mir dieſe Aeltern noch
Recht lange, lange leben!
Thu, lieber Gott, o thu es doch,
Laß ſie noch lange leben!

Wir wollen (ich und Bruder Guſt)
Sie auch recht oft erfreuen;
Wir wollen lernen, recht mit Luſt,
Nie Fleiß noch Mühe ſcheuen.

Wir wollen leben, ſo wie hier
Die Menſchen leben ſollen,
Wenn ſie ſich hier, und dort, bei dir
Im Himmel, freuen wollen.

Overbeck.

Der Klügſte giebt nach.

Johann und das Pferd.

Zornig ſchlägt Johann ſein Pferd;
Und da dies ſich wieder wehrt,
Steiget ſeine Wuth auf höchſte.

Einer, der vorübergeht,
Muſt mit Lachen aus: Ei, ſeht!
Wer iſt da doch wol der Klügſte?

Zwei Kinder, die ſich ſelbſt leiten und führen wollen.

Anton.

Vater, ich wollte, daß ich ſchon groß wäre, ſo groß wie du!

Vater.

Und warum wollteſt du das, Anton?

Anton.

Ja, dann hätte mir Keiner mehr was zu befehlen, und ich könnte thun, was ich wollte.

Vater.

Das wäre wol was Schönes, gelt, Anton?

Anton.

O ſo herrlich!

Vater.

Lieschen, was ſagſt du dazu? Möchteſt du auch wol thun dürfen, was du Luſt hätteſt?

Lieschen.

Das glaub' ich!

Anton.

Das ſollte gehn! Du, und ich, Lieschen — juch!

Vater.

Nun hört, Kinder; die Freude kann ich euch wol machen. Von morgen früh an ſollt ihr die Erlaubniß haben, zu thun, was ihr wollt.

Beide (aufjauchzend).

Sollen wir?

Vater.

Eure gute Mutter, und ich, und alle Erwachsene im Hause wollen euch einmal nicht zu befehlen haben.

Beide (hüpfend und springend).

Nicht? O je! o je! das soll einmal eine Lust sein.

Vater.

Ja, was noch mehr ist, wir wollen euch diese Freiheit nicht bloß morgen, sondern so lange geben, bis ihr uns selbst bitten werdet, daß wir sie euch wieder nehmen mögen.

Anton.

O, das soll denn gewiß lange währen!

Vater.

Nun, es soll mir lieb sein, wenn ihr künftig euch werdet selbst leiten können. Morgen also bekümmert sich um euch kein Mensch.

Der Morgen kam. Statt daß die Kinder sonst um sechs Uhr geweckt wurden, weckte sie jetzt Niemand, und sie schliefen daher bis nach acht Uhr.

Von langem Schlafen aber wird man träge und unlustig; das waren denn Anton und Lieschen auch, da sie endlich von selbst erwachten, und Jedes sein Bett verließ.

Indeß ermunterten sie sich doch bald durch den fröhlichen Gedanken, daß sie heute thun und lassen könnten was sie wollten.

Aber was wollen wir denn nun, Lieschen? fragte Anton seine Schwester, da Beide angezogen waren, und ihr Frühstück verzehrt hatten.

Lieschen.

Ja, wir wollen spielen.

Anton.

Aber was?

Lieschen.

I nu, wir wollen Kartenhäuser bauen.

Anton.

O, das ist ein dummes Spiel; das mag ich nicht!

Lieschen.

So laß uns Blindekuh spielen.

Anton.

Ja, wir Beide! — Wenn du sonst nichts weißt!

Lieschen.

Oder mit Knippkügelchen.

Anton.

Das mag ich auch nicht mehr leiden.

Lieschen.

Na, so sag du was Besseres.

Anton.

Weißt du was? Wir wollen den ganzen Tag auf Steckenpferden reiten.

Lieschen.

O, das ist was Rechts! Nein, das thu' ich nicht.

Anton.

Na, so wollen wir Fuhrmann spielen; du sollst das Pferd, und ich will der Kutscher sein.

Lieschen.

Ja, daß du mich wieder mit der Peitsche träfest, wie letzt; weißt du noch?

Anton.

I nu, das that ich ja nicht gern!

Lieschen.

Ja, aber es that doch weh; nein, nein, da wird nichts aus.

Anton.

O, du willst auch gar nichts! — So laß uns Jagd spielen; ich will der Jäger, und du sollst der Hirsch sein. Komm, komm, Lieschen!

Lieschen.

Mit deinem Jagdspielen: da kommst du mir immer mit.

Anton.

Na, so will ich gar nicht mit dir spielen; daß du's nur weißt!

Lieschen.

Und ich nicht mit dir; daß du's auch nur weißt!

Mit diesen Worten ging der Eine in diese, der Andere in jene Ecke des Zimmers, und ließ die Lippe hängen.

Lange saßen sie da und maulten, und sprachen kein Wort mit einander. Darüber schlug endlich die Glocke zehn, und von dem schönen Vormittage waren nun nur noch zwei Stunden übrig, als Anton sich endlich umwandte, und zu seiner Schwester sagte:

So komm denn; ich will Knippkügelchen mit dir spielen.

Lieschen.

Ja, aber ich habe keine Kügelchen, und du bist mir noch zwölf schuldig, die mußt du mir erst geben.

Anton.

O, was ich dir gestern schuldig war, das gilt heute nicht mehr.

Lieschen.

Ei, warum denn nicht?

Anton.

Ja, weil uns heute Keiner was zu befehlen hat.

Lieschen.

O, ich werd' es wol dem Vater sagen!

Anton.

J, der Vater will uns heute ja auch nichts zu befehlen haben!

Lieschen.

Na, so spiele ich nicht!

Anton.

So laß es bleiben.

Abermals eine traurige Pause; abermals Jedes in seinem Winkel! Anton pfiff, Lieschen fing an zu trillern; Anton holte sich eine Peitsche, um damit zu klatschen, Lieschen ihre Puppe, um damit zu plaudern; Anton brummte, Lieschen seufzte.

Darüber hörte man die Glocke elf schlagen, und von dem schönen ungebrauchten Vormittage war nun nur noch eine einzige Stunde übrig.

Anton warf unmuthsvoll seine Peitsche, und Lieschen ihre Puppe weg. Beide sahen einander an, und wußten nicht, was sie sagen wollten.

Endlich sprach Lieschen:

Nun so komm denn; ich will dein Pferd sein.

Anton.

Na', das ist gut! Sieh, hier habe ich einen langen Bindfaden; der soll mein Zügel sein. Da, nimm ihn in den Mund.

Lieschen.

Warum nicht gar! Kannst ihn mir ja um den Leib, oder an den Arm binden!

Anton.

Wie du doch sprichst! Hast du denn nicht gesehen, daß die Pferde das Gebiß im Maule haben, und daß der Zügel dran sitzt?

Lieschen.

Ich bin ja aber kein rechtes Pferd.

Anton.

Ja, du mußt dich aber doch so anstellen.

Lieschen.

O, das ist nicht nöthig!

Anton.

O, du willst auch Alles besser wissen! So nimm doch!

Lieschen.

Nein, in den Mund nehm' ich ihn nicht.

Anton.

So laß es bleiben! So will ich gar nicht spielen.

Lieschen.

Und ich auch nicht.

Wiederum der vorige langweilige Auftritt; Anton in der einen, Lieschen in der andern Ecke. Anton nahm wieder seine Peitsche, Lieschen ihre Puppe; aber die Peitsche wollte dem Einen, die Puppe der Andern kein Vergnügen machen. Anton seufzte, Lieschen weinte; zuletzt weinte Anton auch.

Darüber wurde es Mittag, und der Vater kam, sich zu erkundigen, ob es ihnen gefällig sei, zum Essen zu kommen.

Aber was fehlt euch denn? fragte er, da er sie Beide weinen sah.

O nichts! antworteten die Kinder, wischten sich die Thränen ab, und folgten dem Vater zum Mittagsessen.

Auf dem Tische waren diesmal vielerlei Gerichte, auch Wein, und ein Weinglas bei jedem Teller.

Kinder, sagte der Vater, wenn ich euch noch zu befehlen hätte, so würde ich euch nicht von allen diesen Gerichten essen, auch keinen Wein, oder höchstens nur sehr wenig trinken lassen, weil ich weiß, daß vielerlei Speisen und der Wein den Kindern schädlich sind.

Aber ihr seid nun heute einmal eure eigene Her-

ren; ihr dürft also auch essen und trinken, was ihr Lust habt.

Die Kinder ließen sich dieses nicht zweimal sagen; das eine forderte sich Dies, das andere Jenes, und Beide schenkten sich ein ganzes Glas voll Wein ein.

Aber, Kind, flüsterte die Mutter dem Vater ins Ohr, sie werden krank danach werden.

Ich weiß wol, liebe Frau, antwortete der Vater leise; aber es ist besser, daß sie einmal krank werden, und dabei schon jetzt lernen, wie sehr man sich durch Unmäßigkeit schadet, als daß wir jetzt für ihre Gesundheit sorgen, und ihnen diese wichtige Lehre dadurch entziehen.

Die Mutter sah ein, daß der Vater Recht habe, und ließ es geschehen.

Jetzt stand man auf. Der Bauch der Kleinen war ungewöhnlich ausgespannt, und ihr Köpfchen fing an zu schwindeln.

Komm, Lieschen! schrie Anton, und riß das taumelnde Mädchen mit sich fort in den Garten.

Der Vater folgte ihnen von fern nach.

In dem Garten war ein kleiner Fischteich, auf dem Teiche ein kleiner Kahn, und Anton hatte Lust, hineinzutreten.

Aber weißt du nicht, sagte Lieschen, daß uns das verboten ist?

Verboten? antwortete Anton; weißt du denn nicht, daß uns heute nichts verboten ist?

Ach ja, das ist auch wahr, sagte Lieschen, gab ihrem Bruder die Hand, und Beide traten in den Kahn.

Hier näherte sich der Vater; doch fand er für gut, sich noch nicht zu zeigen.

Er wußte, daß der Teich nicht sehr tief war. Und

wenn sie nun auch hinein fielen, dachte er, so kannst du sie ja gleich wieder herausziehen.

Die Kinder wollten den Kahn losmachen, um darin zu fahren; aber es fand sich, daß er fest angekettet war.

So wollen wir wackeln! rief der rüstige Anton, und fing an, den Kahn auf- und niederschwanken zu lassen.

Aber plötzlich geriethen Beide ins Stolpern; Eins ergriff das Andere, um sich zu halten; und plump! lagen Beide über Bord und im Wasser.

Schnell, wie der Blitz, sprang der Vater hinzu, ergriff mit jeder Hand eins seiner thörichten Kinder, und trug sie halb entseelt nach Hause.

Hier mußten Beide sich auf die heftigste Weise übergeben, indem man sie rüttelte und umkleidete; bis sie endlich, ganz ermattet und mit fürchterlichen Kopfschmerzen, zu Bette getragen wurden.

Zu den Kopfschmerzen gesellten sich auch Bauchweh und beständige Uebelkeit, welche von Zeit zu Zeit ein neues heftiges Erbrechen mit großen Beängstigungen verursachte.

In diesem traurigen Zustande brachten sie also die ganze übrige Hälfte des Tages unter unaufhörlichem Seufzen und Weinen hin, bis sie endlich vor Mattigkeit einschliefen.

Früh, am andern Morgen, trat der Vater vor ihr Bett, und fragte, wie sie geschlafen hätten?

Ach, gar nicht gut! antworteten Beide mit leiser, kränklicher Stimme.

Wir haben immer aufstehen müssen, und der Kopf und der Bauch haben uns sehr weh gethan.

Ihr armen Kinder! sagte der Vater; ich beklage euch!

Aber — fuhr er nach einer Weile fort — wie steht

es denn heute mit eurem freien Willen? Ihr werdet ihn doch wieder haben wollen?

O ja nicht! ja nicht! riefen Beide mit großer Heftigkeit.

Aber warum nicht? fragte der Vater. Ihr sagtet ja, daß das so herrlich sei, thun zu können, was man wolle!

O, wir sind wol recht dumm gewesen! antwortete Anton.

Ja gewiß, recht dumm! sagte Lieschen.

Vater.

Ihr wollt also nicht wieder eure eigene Herren sein?

Beide.

O nein, nein! lieber Vater; sage du uns wieder, was wir thun sollen; da gehts uns viel besser.

Vater.

Bedenkt euch wohl, was ihr thut; denn wenn ich euch wieder befehlen soll, so werde ich damit anfangen, euch etwas sehr Unangenehmes zu befehlen.

Beide.

O, wir wollen gern Alles, Alles thun!

Vater.

Seht, hier habe ich ein bräunliches Pulver, heißt Rhabarber, schmeckt sehr häßlich, aber ist ungemein gut für Leute, die, so wie ihr, sich durch Unmäßigkeit den Magen verdorben haben. Wenn ihr nun wollt, daß ich euch wieder befehlen soll, so gebiete ich euch, dies Pulver einzunehmen. Soll ich?

Beide.

Ja, ja, lieber Vater! Und wenns auch noch so garstig schmeckt.

Der Vater rührte Jedem ein Pulver ein, und gab es ihnen. Die Kinder, ohne den Mund dabei zu verziehen, schluckten die bittere Arzenei beherzt hinunter. Diese that ihre Wirkung, und Beide genesetten.

Wenn man ihnen nachher eine recht große Strafe drohen wollte, so sagte man zu ihnen: ihr sollt wieder eure eigene Herren sein! und die Kinder zitterten dabei mehr, als andere, zu welchen man sagt: ihr sollt die Ruthe kriegen!

C.

Am 24sten Jenner 1781.

Im Morgenland ein König war,
Hieß nur der kleine König;
War Mohr, und hatte wollicht Haar,
Und stotterte ein wenig.

Nun will ich! sprach er immer, nun! —
Wol recht hieß er der Kleine!
Wollt' immer große Thaten thun,
Und that der Thaten keine!

Schlief immer, bis die Sonne hoch
Am Himmel war gestiegen;
Man weckt' ihn; — laßt mich! sprach er, doch
Nur noch ein wenig liegen. —

In Preußenland ein König ist*),
Der ist ein großer König;
Thut Thaten mit Vernunft und Muth,
Thut immer sich zu wenig!

---

*) Friedrich der Einzige.

Fragt ſich, wenn er zu Bette geht,
Was Gutes iſt geſchehen;
Kann wahrlich! ſeine Majeſtät
Sonſt nicht zu Bette gehen.

Sein Feſt wird heut gefeiert ſehr,
In Dörfern und in Städten;
Ach! wenn ich doch ſein Bauer wär',
Wie wollt' für ihn beten!

Schall.

Der arme Mann.

Nimm's, armer Mann! und danke nicht,
Du durfteſt es wol nehmen.
Dein ſchlechtes Kleid, dein bleich Geſicht,
Die ſprachen — zum Beſchämen!

Gewiß, ich wurde roth, wie Glut,
Als ich mit halbem Blicke
Auf mich ſah, auf mein friſches Blut,
Und dann auf deine Krücke.

Du haſt ſo wenig, armer Mann,
Und was dir ward, iſt Leiden! —
O, ſieh mich nur ein wenig an,
Ich kann von dir nicht ſcheiden.

Dein Auge hat wol viel geweint,
Und viel gewacht, du Lieber!
Und deine Stirne, wie es ſcheint,
Wird alle Tage trüber.

Der Locken sind nur wenig mehr,
Und werden fallen müssen!
Ach, armer Mann! du zitterst sehr
An Händen und an Füßen!

Der kalte Winter nahet sich
Mit Schnee und vielem Schrecken;
Da ist kein Pelz, kein Bett für dich,
Dich armen Mann zu decken.

Da ist für dich kein warmer Herd,
Die krumme Hand zu laben! —
Und bist vielleicht inwendig werth,
Ein goldnes Haus zu haben!

O Gott! wie wird mir im Gesicht!
Wie wird mir; daß ich bebe! —
Nimm's, armer Mann! und zürne nicht,
Daß ich so wenig gebe!

Overbeck.

Feldlust.

Hinaus ins Feld! und Lauf und Sprung
Getrieben sonder Scheu!
Es giebt der stillern Tage gnung,
Da sitzt man auf dem Ei.

Doch so wie heute sitzt man nicht,
Man rennt, so weit man kann,
Mit freudehellem Angesicht
Feldein und berghinan.

Und dünket sich ein Kerl, ein Held,
Der sich zu tummeln weiß;
Der, wenn er aus dem Gleise fällt,
Sich wieder schwingt ins Gleis.

Gottlob, daß ich ein Junge bin,
Mit Hosen angethan,
Der seinen frohen, freien Sinn
Lebendig machen kann!

Willkommen, Feld und Busch und Thal!
Willkommen, schöner Baum!
Ihr kleinen Sänger allzumal
In jenes Wipfels Raum!

Gebt Acht, ich klettre zu euch hin,
Und mach' ein Lied mit euch;
Denn weil ich nun ein Junge bin,
Seht ihr! so geht das gleich.

Kommt Schwester Lotte dann daher,
Und suchet Schatten hier,
Und seht nach Blumen sich umher —
Mit einmal piep' ich ihr.

O Wunder! Was ist das für Klang?
Sie sucht, und weiß nicht wie?
Dann fall' ich plötzlich mit Gesang
Darein, und schrecke sie!

Doch gleich ist Alles wieder gut:
Will er herunter, er? —
Dann schick' ich erst ihr meinen Hut,
Und mich selbst hinterher.

Overbeck.

Der Nebel.

An einem schönen Herbstabende ging Lotte mit ihrem Vater ins Freie.

Nicht sehr weit von ihnen stieg aus einer niedrigen Wiese eine dicke Nebelwolke empor, welche von fern das Ansehen eines weißen Sandhügels hatte.

Vater, Vater! schrie Lotte; o sieh doch, was ist das da unten auf der Wiese?

Vater.

Es ist Nebel, mein Kind.

Lotte.

Aber es scheint ja ganz dicht zu sein, als wenn man's mit Händen greifen könnte!

Vater.

Wenn wir da wären, würden wir ihn kaum bemerken.

Lotte.

O, das sagst du wol nur so! Wenn wir da wären, würden wir ihn anfassen können.

Vater.

Meinst du? Komm, wir wollen hingehen.

Lotte.

O, das ist schön! Ich will oben drauf klettern! da wird man recht weit um sich sehen können!

Sie liefen hin. Da sie an Ort und Stelle gekommen waren, bemerkten sie kaum einen feinen Dunst, der nur, von fern gesehen, so dicht zu sein geschienen hatte.

Vater.

Siehst du Lotte, daß ich die Wahrheit sagte? Wo ist nun der weiße Berg, den wir von dorther sahen?

Lotte.

Fort! — Aber das ist doch närrisch; es schien so viel hier zu sein, und nun ist fast gar nichts da.

Vater.

Wundere dich nicht darüber, liebe Lotte; es giebt in der Welt der Dinge mehr, die in einiger Entfernung wunder was zu sein scheinen; und kommt man zu ihnen, so sind sie nichts, als ein leerer Dunst.

Lotte.

Was sind das für Dinge, Vater?

Vater.

Erinnerst du dich an die schöne geputzte Dame, die uns gestern in dem prächtigen Staatswagen begegnete?

Lotte.

Ach ja! das war einmal eine prächtige Kutsche! und so schöne, allerliebste Pferde davor! Und der Kutscher und die beiden Bedienten, die hintenauf standen, die schimmerten einmal recht von Silber!

Vater.

Das muß wol eine rechte Lust sein, so eine vergoldete Kutsche mit so raschen Pferden und so schön gekleideten Bedienten zu haben, und selbst so aufgeputzt zu sein, wie die Dame war. Nicht wahr, Lotte?

Lotte.

Ja, das glaube ich!

Vater.

Aber sahst du nicht, wie verdrießlich und kränklich die schön geputzte Dame in ihrer herrlichen Kutsche dasaß, recht als wenn sie zur Strafe darin eingesperrt gewesen wäre?

Lotte.

Ja, das ist wahr; sie sah eben so aus, wie unsere Marie, da sie das Fieber hatte.

Vater.

Sie mußte ja also doch wol nicht zufrieden sein, un-

geachtet sie in der schönen Kutsche saß, und so viele prächtige Sachen hatte.

Lotte.

Nein.

Vater.

Siehst du, Lotte? Alle die äußere Pracht also, die uns, von fern betrachtet, oft so sehr gefällt, muß sich ja wol eben so verhalten, als dieser Nebel, der uns von fern auch ganz anders vorkam, als wir ihn jetzt sehen, da wir uns selbst darin befinden. Schöne Kleider, schöne Kutschen und Pferde, schöne Häuser und Gärten können uns nicht glücklich machen; man kann sie besitzen, und doch sehr unzufrieden dabei sein. Thöricht ist es also, sich solche Dinge eifrig zu wünschen. Wer danach läuft, der läuft nach einem bloßen Dunste, der ihm nichts hilft, sobald er ihn erreicht hat.

Erinnere dich daran, mein Kind, so oft du wieder einen Nebel aufsteigen siehst, und bedenke dann immer, was ich dir oft gelehrt habe, daß nichts, als Güte des Herzens, wahre Rechtschaffenheit und nützliche Geschäftigkeit uns eine dauerhafte Glückseligkeit gewähren können. Willst du das, liebe Lotte?

Lotte antwortete mit einem stummen, herzlichen Kusse auf des Vaters Hand.

Zeno und sein heißhungriger Schüler.

Zeno war ein Lehrer der Weisheit und Tugend im alten Griechenlande.

Unter seinen Schülern zeichnete Einer sich durch große Gierigkeit im Essen und Trinken aus. Heißhungerig riß er bei jeder Mahlzeit seinen Mitschülern Alles vor dem Munde weg.

Zeno suchte ihm diesen Fehler abzugewöhnen, und ließ in dieser Absicht zur nächsten Mahlzeit nur einen einzigen, aber sehr großen Fisch zubereiten.

Sobald derselbe aufgetragen war, zog er die Schüssel zu sich, und schien in Begriff zu sein, ihn ganz allein zu verzehren, ohne den Mitspeisenden Etwas davon abzugeben.

Da machte der heißhungerige Schüler ein paar große Augen, sah seinen Lehrer starr an, und schien ihm stillschweigend seine unmäßige Gierigkeit vorzuwerfen.

Wie? sprach hierauf Zeno zu ihm, nimmt's dich Wunder, daß ich auch einmal gefräßig bin, da du selbst von deinen Mitschülern erwartest, daß sie deine eigene Gierigkeit alle Tage dulden sollen?

Am Weihnachtsabend.

Lieber heilger Christ,
Komm und hör'! wir flöten,
Fiedeln und trompeten!
Komm, da's Weihnacht ist!

Bring viel Schönes mit!
Was wir gerne haben,
Bring uns kleinen Knaben
In der Tasche mit!

Fritz.

Mir ein Steckenpferdchen!

Ludwig.

Mir ein Buchsbaumgärtchen!

Hermann.

Einen Gänsewagen,
Die mit Füchsen jagen!

Hans.
Einen Harlekin
Mit der Violin!
Fritz.
Einen Grenadier
Mit der Flinte mir!
Ludwig.
Und viel Zuckerpuppen!
Alle.
Ach ja! Zuckerpuppen!
Hans.
Mandeln und Rosinen!
Alle.
Mandeln und Rosinen!
Hermann.
Nüss' und Honigkuchen!
Alle.
Eia! Honigkuchen!
Und was sonst noch ist,
Lieber heilger Christ!
Hans.
Aber keine Ruthen!
Alle.
Fi! die bösen Ruthen!
Fritz.
Denn wir sind ja fromm!
Alle.
Ach, so komm, so komm!
Heilger Christ, o komm!
Komm, da's Weihnacht ist,
Lieber heilger Christ!

Der Wagehals.

Der Knabe, Alexander Wagehals, verdiente seinen Namen mit Recht.

Alle seine Gespielen, die Dasjenige mieden, was ihnen als gefährlich bekannt oder vorgestellt war, hieß er feige Memmen.

Er selbst aber hatte keinen Zeitvertreib so lieb, als denjenigen, wobei Etwas zu wagen war.

Sah er irgendwo eine Leiter stehen, so mußte er hinauf, wenn er gleich nicht beurtheilen konnte, ob sie sicher war, oder fest stand.

Ein paar Nüsse zu kriegen, wagte er sich auf die schlanksten und dünnsten Zweige der Bäume, und das gemeiniglich, wenn kein Erwachsener dabei war.

Wo ein Absatz von fünf oder sechs Stufen war, da mußte er immer mit einem Sprunge hinunter.

Er hatte zwar schon manchen kleinen Schaden genommen, und war wegen seiner kindischen Verwegenheit von seinen Aeltern und Aufsehern oft bestraft worden; aber er besserte sich nicht, ehe er durch folgenden großen Schaden zu spät klug geworden war.

Einst sprang er auf Balken herum, die neben einander abgesondert auf dem Wasser lagen.

Er trat fehl, fiel, brach das Bein, und blieb, mit dem Arme sich anhaltend, zwischen zwei Bäumen, mit dem Unterleibe im eiskalten Wasser, eine Zeit lang hangen.

Er wurde zwar mit genauer Noth gerettet, aber das Bein wurde, nach Erduldung großer Schmerzen, übel geheilt, und durch außerordentliche Erkältung hatte er sich die Schwindsucht zugezogen.

Als ein Krüppel und kränklicher Jüngling lebte er bis in sein zwanzigstes Jahr, wo er starb.

Fritzchens Danklied

nach überstandener Krankheit.

Du lieber Gott, wie gut bist du!
Du giebst uns viel Vergnügen!
Ich kann die Nacht in süßer Ruh
Auf meinen Kissen liegen.

Vor kurzem noch war ich so krank,
Da konnt' ich gar nicht schlafen!
Ach, manches Kind ist noch wol krank,
Und kann auch gar nicht schlafen.

Und manches krümmt sich wol auf Stroh,
Voll Angst und voller Schmerzen:
Ich bin gesund — deß bin ich froh,
Kann wieder munter scherzen.

Froh dank' ich, Gott! froh dank' ich dir
Für alle, alle Freuden!
Ach, lieber Gott, wie wohl ist mir,
Wie wohl, nach so viel Leiden!

Nun will ich auch mit heiterm Sinn
Mein ganzes Leben leben;
Und stets, so lang' ich munter bin,
Für Gutes mich bestreben.

Overbeck.

Als Schweſter Lotte verreiſet war.

Der Abend iſt gekommen,
Die Welt iſt ohne Licht;
Mein Täubchen ſitzt beklommen,
Und kennt die Gegend nicht.

Es möchte gern in Schlummer
Die Aeuglein ſchließen zu;
Doch Eines macht ihm Kummer,
Und gönnt ihm keine Ruh.

Sein Männchen iſt geflogen
Wol über manches Haus,
Iſt viel umhergezogen,
Und bleibt noch immer aus.

Das Täubchen kann nicht raſten,
Das Täubchen ſitzt beklemmt;
Es wird ſo lange faſten,
Bis Männchen wiederkömmt.

Ach, wie dem armen Täubchen,
So iſt auch mir zu Sinn!
Ich hatt' ein Schweſter-Täubchen,
Und ach! es flog dahin!

Und Fritzchen kann nicht raſten,
Und Fritzchen ſitzt beklemmt;
Er wird ſo lange faſten,
Bis Lotte wiederkömmt.

Overbeck.

Das kleine Hannchen,

da sie eine Henne mit ihren Jungen erblickte.

Ach! geschwinde, liebste Mutter,
Gieb mir für die Hühner Futter!
Fast sind ihre Kröpfe leer;
Ach! geschwinde Futter her!

Tuk, tuk, tuk, in vollem Haufen
Kommen sie dahergelaufen;
Ach! wie hüpfen groß und klein;
Keines will das Letzte sein.

Wie die Mutter ihre Jungen
Füttert! — und den lieben Jungen
Schmeckt das Futter gar zu gut!
Was nicht eine Mutter thut!

Voll sind ihre kleinen Kröpfe,
Alle drücken ihre Köpfe
Nun gesättiget, mit Lust,
An der Mutter weiche Brust.

Diese will sie gerne decken;
Wie die Kleinen sich verstecken!
O, wie sanft läßt sichs da ruhn;
Was doch nicht die Mütter thun!

So genieß' ich deiner Pflege,
Liebste Mutter; öfters lege
Ich den Kopf in deinen Schooß —
Groß ist deine Liebe, groß!

Deine Hände ſtehn mir offen;
Was kann ich von dir nicht hoffen!
O, wie gütig biſt du mir!
Immer, immer dank' ichs dir.

Overbeck.

Man muß ſich ſo wenig, als möglich, von Andern bedienen laſſen.

Konrad ſah eine Reihe wilder Gänſe hoch durch die Luft fliegen, und bewunderte den regelmäßigen und feierlichen Zug derſelben.

Nach einer Weile fragte er den Vater: Können die zahmen Gänſe auch ſo fliegen?

Nein! war die Antwort.

Konrad.

Wer füttert denn die wilden Gänſe?

Vater.

Keiner!

Konrad.

Ja, wie können ſie denn leben?

Vater.

Sie ſuchen ſich ihre Nahrung ſelbſt.

Konrad.

Aber im Winter?

Vater.

Sobald der Winter bei uns eintritt, ziehen ſie in wärmere Länder, und im Frühjahr kommen ſie wieder zurück.

Konrad.

Warum können denn die zahmen Gänſe nicht eben ſo gut fliegen, und warum ziehen ſie nicht auch in wärmere Länder, wenns hier Winter wird?

Vater.

Weil alle zahme Thiere verzogene Weichlinge sind, die den Gebrauch ihrer Glieder und ihrer Sinne zum Theil verlernt haben.

Konrad.

Warum haben sie denn das gethan?

Vater.

Weil Andere zu sehr für sie sorgten, und ihnen das Leben zu gemächlich machten.

Sieh, lieber Konrad, daraus kannst du lernen, wie nöthig es ist, daß ein Kind sich nicht zu viel von andern Leuten bedienen lasse, sondern sich vielmehr gewöhne, Alles, was zu seinem Anzuge und zu seinen Geschäften gehört, so viel möglich selbst zu verrichten.

Denn so wie es den Thieren geht, wenn sie nicht mehr für sich selbst zu sorgen haben, so geht es auch den Kindern, wenn die alten Leute ihnen aufwarten und ihnen Alles gar zu gemächlich machen. Da lernen sie niemals ihre Glieder und ihre Sinne recht gebrauchen, und bleiben ungeschickt und unbehülflich ihr Leben lang.

Siehst du nun, warum ich immer so darauf halte, daß man euch keine Handreichung thue bei Dingen, die ihr selbst machen könnt?

Konrad.

Ja, nun will ich auch gewiß mir gar nicht mehr helfen lassen! sonst könnte es mir auch so gehen, wie den Gänsen, die das Fliegen verlernen.

C.

Sei nicht zu voreilig mit deinem Tadel.

Der Vater und Fritz waren bei einem Buchbinder gewesen, und hatten ihn arbeiten gesehn.

Der Mann hatte die Gefälligkeit gehabt, ihnen Alles zu zeigen, was zu seiner Kunst gehört, und Beide dankten ihm dafür.

Das ist doch ein recht guter Mann! sagte Fritz beim Weggehen.

Ein dienstfertiger und gefälliger Mann! setzte der Vater hinzu.

Fritz.

Aber Eins hat mir nicht an ihm gefallen, Vater!

Vater.

Was war denn das?

Fritz.

Daß er so schmutzig war.

Vater.

War er das?

Fritz.

O ja! Er hatte so lange Nägel an den Fingern!

Vater.

Wirklich?

Fritz.

Ja gewiß, Vater; es sah recht ekelhaft aus. Und dann so hatte er eine so schmierige Mütze auf. Fi, ich hätte sie nicht anfassen mögen!

Vater.

Das ist wahr.

Fritz.

Wie Einer doch so unreinlich sein kann.

Vater.

Aber, Fritz, hast du wol recht Acht gegeben, da er den Pappband mit gefärbtem Papier überzog? Und hast du recht gesehn, wie er es machte, um das mit Leim beschmierte Papier hinten am Rücken des Buchs so hinterzuschieben, daß es sich nicht in Falten lege?

Fritz.

Ja, da brauchte er seine langen Nägel dazu.

Vater.

Und hast du auch bewerkt, was er that, da das gefärbte Papier rund herum festgeklebt war, und er nun das Buch zwischen die Presse bringen wollte?

Fritz.

O ja! da rieb er erst den ganzen Band mit seiner schmierigen Mütze.

Vater.

Warum mochte er das wol thun?

Fritz.

Ja, das weiß ich nicht!

Vater.

Ich habe dies schon mehr gesehn, und nach der Ursache mich erkundigt. Sie ist diese: wenn er dies Ueberstreichen mit seiner schmierigen Mütze unterließe, so würde das Buch nachher an dem Holze der Presse oft so fest sitzen, daß er Etwas daran zerreißen müßte, um es wieder los zu bekommen.

Fritz.

J, warum denn?

Vater.

Darum, weil der nasse Leim durch das gefärbte Papier dringt, und also dieses Papier und das Holz der Presse fest mit einander verbinden würde. Wenn nun aber der Mann erst mit seiner schmierigen Mütze darüber fährt, so wird das feuchte Papier dadurch etwas fettig gemacht, und dann hat er nicht zu besorgen, daß es an dem Holze werde kleben bleiben.

Fritz.

Sieh, das ist närrisch!

Vater.

Merkst du nun, daß der Mann seine Nägel mit Fleiß wachsen läßt, und daß er mit gutem Vorbedacht eine so schmierige Mütze trägt?

Lerne hieraus, lieber Fritz, daß wir mit unserm Tadel nicht so voreilig sein müssen. Oft scheint Etwas tadelnswürdig zu sein, was doch im Grunde sehr vernünftig ist, weil eine gute Absicht dabei obwaltet. Man muß daher sein Urtheil so lange zurückhalten, bis man mit völliger Gewißheit weiß, warum Einer so und nicht anders gehandelt hat. Aber dieses Warum erfahren wir nur selten; daher muß man sich auch nur selten erlauben, das Betragen anderer Leute zu tadeln.

Fritz.

Gut, das will ich mir merken!

So geht's, wenn man nicht gehorsam ist.

Julchen war schon über fünf Jahre alt, und hatte noch nicht einmal gelernt, gehorsam zu sein. Könnt ihrs glauben, Kinder?

Eines Tages wollte ihre Mutter aufs Land reisen, und Julchen sollte unterdeß zu Hause bleiben. Warum? weil man sich auf ihre Folgsamkeit noch nicht verlassen konnte, und weil die Mutter an dem fremden Orte nicht Zeit hatte, Acht auf sie zu geben.

Die Mutter wollte aber bei dieser Gelegenheit erfahren, ob sie ihr Töchterchen wol ein ander Mal mitnehmen dürfe. Deßwegen stellte sie es auf die Probe.

Höre, Julchen, sagte sie, hier lasse ich dir ein Kästchen zurück, und da hast du den Schlüssel dazu.

Julchen.

Was soll ich damit, liebe Mutter?

Mutter.

Du sollst das Kästchen hier auf dem Tische stehen lassen, und es nicht eher eröffnen, bis deine Hofmeisterinn kommt, um es aufzuschließen. Verstehst du, Kleine?

Julchen.

O ja, liebe Mutter; ich soll das Kästchen nicht aufschließen, bis meine Hofmeisterinn kommt.

Mutter.

Wirst du denn das auch halten?

Julchen.

O ja, liebe Mutter!

Mutter.

Nun, wenn du folgsam bist, sollst du auch ein Paar schöne Täubchen haben, die du dir so lange schon gewünscht hast.

Julchen.

O je! o je! das soll einmal eine Freude sein! Aber was ist denn da in der gläsernen Flasche, die dabei steht?

Mutter.

Schöne süße Schafmilch; die sollst du diesen Mittag zu Erdbeeren essen.

Julchen (hüpfend).

O, das ist herrlich!

Die Mutter küßte sie hierauf, und fuhr fort.

Nun war Julchen sehr begierig, zu wissen, was doch in dem Kästchen sein möchte; aber die Hofmeisterinn konnte noch nicht kommen.

Sie wartete wol eine Viertelstunde, und wußte sich vor Ungeduld nicht zu lassen; aber die Hofmeisterinn blieb aus.

Sie lief aus der Stube in die Kammer, aus der Kammer in die Küche, aus der Küche auf die Flur; aber da war keine Hofmeisterinn zu sehen und zu hören.

Sie kam zurück in die Stube; besah, befühlte, beroch das Kästchen; aber das half Alles nichts. Sie konnte nicht erforschen, was darin sei.

Endlich riß ihr die Geduld; sie vergaß das Verbot der Mutter, steckte den Schlüssel hinein, drehete, der Deckel sprang auf, und — hurr! flogen ein paar bunte, allerliebste Tauben heraus.

Hurtig wollte Julchen sie fangen, um sie wieder einzusperren; aber sie flatterten umher, warfen die Flasche mit der Schafmilch um, und husch! da waren sie zum offenen Fenster hinaus.

Und was hatte nun Julchen von ihrem Ungehorsam?

Die schönen Tauben waren fort, die süße Schafmilch lag auf der Erde, für Julchen gab's diesen ganzen Tag nichts als Brot und Wasser, und da ihre Mutter die Geschichte hörte, sah sie wol ein, daß sie ihr leichtsinniges Töchterchen in langer Zeit noch nicht mit aufs Land nehmen könne.

So gehts, ihr Kinderchen, wenn man nicht gehorsam ist!

C.

Die beiden ungleichen Brüder.

Hört, Kinder, eine merkwürdige Geschichte von zwei ungleichen Brüdern!

Sie waren Söhne eines Bauermannes. Der Eine hieß Peter, der Andere Gottlieb.

Peter war ein böser Junge; er war gierig, faul und tückisch.

Gottlieb hingegen war ein liebes, gutes Kind, sanft wie ein Schäfchen, und fleißig wie eine Biene. Auch

gab er von Allem, was er hatte, seinem Bruder gern die Hälfte, oft sogar sein ganzes Butterbrot.

Einstmals wurden Beide in den Wald geschickt, und was sie zu Mittag essen sollten, das wurde ihnen mitgegeben.

Es ward heiß; ganz ermüdet von dem weiten Wege und von der Sonnenhitze, setzten sie sich unter einen Baum, und Gottlieb schlief ein.

Gierig warf der heißhungrige Peter sich über das Essen her, und verschlang Alles, was sie mitgebracht hatten.

Kaum hatte er dies gethan, so lief er davon, und kehrte zurück nach dem Dorfe.

Es ward Abend; die Sonne ging unter, und der arme Gottlieb erwachte.

Wie er sich die Augen rieb! Wie er nach seinem Bruder sich umsah! Und da er ihn nirgends erblickte, und nun bemerkte, daß er von ihm verlassen sei: Gott! wie er da anfing zu weinen und zu jammern!

O, ich armes, armes Kind! rief er aus; was soll ich nun machen? Wie soll ich den Weg nach Hause finden! Was soll ich anfangen, wenn ich die Nacht hier im Walde zubringen muß! O, ich armes, unglückliches Kind!

Indem er noch so klagte, kam eine prächtige Kutsche mit sechs schönen weißen Pferden vorbeigefahren. In der Kutsche saß ein reicher, reicher Mann, der auch ein recht guter, lieber Mann war.

Dieser hörte den armen Gottlieb weinen, und rief dem Kutscher: halt! Der Kutscher hielt, und ein Bedienter führte den weinenden Gottlieb herbei.

Als nun der reiche Herr vernahm, wie es dem armen Knaben gegangen sei, ließ er ihn in seinen Wagen

heben! und nun ging es fort in ſauſendem Galopp bis zu des Herrn Schloſſe.

Hier wurde er herrlich geſpeiſet und getränkt, und man ließ ihn in einem ſchönen weichen Bette ſchlafen.

Am andern Morgen wollte der gute Herr ihn zu ſeinen Aeltern bringen laſſen; aber der Kleine war noch ſo jung, daß er ſeine Aeltern und das Dorf, worin ſie wohnten, nicht zu nennen wußte.

Er mußte alſo bleiben, und weil er ein ſo gutes, folgſames Kind war, ſo gewann der gute, reiche Herr ihn ſehr lieb, und ließ ihn ſorgfältig erziehen.

Endlich, da er groß geworden war, ſchenkte der Herr ihm ein Haus, und ſo viel Land und Wieſen dazu, daß er viele Kühe und Pferde halten und recht vergnügt davon leben konnte.

Eines Abends, da er von ſeinem Felde nach Hauſe ging, begegnete ihm ein armer Mann, der ganz in Lumpen gekleidet war.

Er gab ihm Etwas, und ließ ſich in ein Geſpräch mit ihm ein, um zu hören, wodurch er denn ſo elend geworden ſei?

Ach, ſagte der Arme, das habe ich in der Jugend an meinem armen unſchuldigen Bruder verdient.

Wie ſo? fragte Gottlieb.

Da erzählte der arme Mann, daß er einſt ſeinen kleinen ſchlafenden Bruder im Walde verlaſſen habe; daß dieſer darauf vermuthlich von wilden Thieren ſei zerriſſen worden, und daß der liebe Gott es ihm nachher immer übel habe ergehen laſſen.

Denkt, Kinder, wie der gute Gottlieb die Augen aufreißen mußte, da er aus dieſer Erzählung erkannte, daß der arme Mann ſein Bruder war!

Mein Bruder! rief er, und fiel ihm um den Hals.

Der erstaunte Bruder war wie vom Donner gerührt. Er wollte eine Entschuldigung stammeln, aber er konnte nur weinen.

Fröhlich, als ob er einen großen Fund gethan habe, eilte Gottlieb mit ihm nach Hause, und ließ ihn kleiden und sich erquicken.

Peter hatte die Bosheit seiner Jugend schon längst bereut; Gottlieb hatte sie ihm schon längst vergeben. Jener half nunmehr den Acker bauen, und dieser theilte mit ihm Alles, was er hatte.

So lebten Beide viele Jahre in fröhlicher Geschäftigkeit, in brüderlicher Liebe und Einigkeit. C.

Fritzchen,

an ein Vergißmeinnichtblümchen.

Dich auch so grausam abzubrechen!
Nicht wahr, mein Blümchen, könnt'st du sprechen,
Du würdest sagen; thu' es nicht!
Allein, vergieb mir armen Knaben,
Ich thu' es nur, um Trost zu haben;
Gewiß! aus Leichtsinn thu' ichs nicht.

Ich hab' ein Schwesterchen; wir liebten
Uns sonst so herzlich; wir betrübten
Uns niemals, weder ich, noch sie.
Ach, wie sie oft mit süßen Blicken
Mir Kirschen bot vom Ast zu pflücken;
O, das vergeß' ich ihr doch nie!

Daß sie mich einst noch sollte kränken,
Wie hätt' ich so was können denken
Von ihr! und doch hat sie's gethan.

Ach, jedem Steine möcht' ichs klagen —
Ich wollt' ihr eben etwas sagen;
Sie ging, und sah mich gar nicht an.

Kann Schwesterchen mich so betrüben?
Mein Schwesterchen mich nicht mehr lieben? —
Ich Armer, wüßt' ich nur, warum?
Ich habe schon so viel geweinet,
So viel gefragt; allein wie's scheinet,
So kümmert sie sich wenig drum.

Komm, komm, ich will dich zu ihr tragen,
Mein Blümchen, und ihr flehend sagen:
Sieh, Schwester, hier! — Vergißmeinnicht! —
Und will sie dich nicht von mir nehmen,
So will ich mich zu Tode grämen:
Gott oben, der vergißt mein nicht.

Overbeck.

Fritzchen,

da sein Schwesterchen wieder freundlich war.

Nun sei auch alles Leid vergessen!
Fort, Gram, aus meinem ganzen Sinn!
Ich will nun wieder Aepfel essen,
Und Kreisel treiben, wie vorhin.

Sie hat mir nun die Hand gegeben,
Und: liebes Fritzchen! mir gesagt;
Und — ach! in ihrem ganzen Leben
Hat sie noch nie so süß gelacht.

Das war ein Augenblick! Ich dachte,
Der ganze Himmel stieg' herab,
Als ich mich heimlich an sie machte,
Und sie mir da das Händchen gab.

Ich sah sie an mit warmen Blicken;
Da ward ihr helles Auge naß!
O, ich vermag's nicht auszudrücken;
Wie ward mir so! wie fühlt' ich das!

Bist du mein Schwesterchen noch immer? —
Bist du mein gutes Fritzchen noch? —
Ja, ja, ich änderte mich nimmer;
Ich war und bin dein Fritzchen noch,

Und du bist meine kleine, süße,
Unendlich süße Schwester, du! —
Da gaben wir uns Herzensküsse,
Und alle Engel sahen zu.

Overbeck.

Der dankbare Anton.

Minna.

Liebe Mutter, erzähle mir doch ein Geschichtchen; bitte, bitte!

Mutter.

Laß sehen, wie viel du gestrickt hast?

Minna.

Warum?

Mutter.

Weil ich, wie du weißt, nur dann etwas erzählen kann, wenn du recht fleißig gewesen bist. — (Sie besieht

das Strickzeug.) I nun, das geht ja wol an! Ich bin zufrieden, Minna!

Minna.

Nun, erzählst du mir auch was?

Mutter.

Wenn mir etwas einfällt. Komm, wir wollen mit unserer Arbeit in die Laube gehn; unterdessen werde ich mich wol auf etwas besinnen.

(In der Laube.)

Minna.

Nun, Mutter?

Mutter.

Ja, was erzähle ich dir denn? — Hast du die Geschichte vom kleinen dankbaren Anton schon gehört?

Minna.

Nein, liebe Mutter! Was ist das für eine?

Mutter.

Du sollst sie hören.

In Flandern — weißt du auch noch, wo Flandern liegt?

Minna.

O ja, in den Niederlanden.

Mutter.

Richtig! In Flandern also lebte ein armer, armer Mann, der auf der ganzen Welt fast nichts hatte, als einen kleinen guten Sohn von sechs Jahren, welcher Anton hieß.

Der kleine Anton war eben so arm, als sein Vater, und hatte auf der ganzen weiten Welt weiter nichts, als — ein Kaninchen.

Minna.

Ach, Mutter, das sind allerliebste Thierchen, die Kaninchen! Wenn ich doch auch eins hätte!

Mutter.

Liebe Minna, du haſt ſo viele andere Dinge zu deinem Vergnügen, daß du ein Kaninchen füglich entbehren kannſt. Du haſt gute reinliche Kleider, wohlſchmeckendes und geſundes Eſſen und Trinken, ein bequemes Bettchen, eine niedliche Puppe, ein Lämmchen, ein Paar Täubchen und einen ganzen Schrank voll Bücher und Spielſachen. Von alle Dem hatte der arme Anton nichts.

Minna.

Himmel! er hatte nicht einmal Kleider?

Mutter.

Alte ſchmutzige Lumpen, welche kaum ſeine Blöße deckten!

Minna.

Und kein Bett?

Mutter.

Ein wenig Stroh, in einem Winkel auf der Erde!

Minna.

Und nichts zu eſſen und zu trinken?

Mutter.

Zu eſſen oft gar nichts; wenns ihm recht gut ging, ſo hatte er ein Stück ſchwarzes trocknes Brot und einen Trunk Waſſer dazu.

Minna.

O, der arme Anton! Wenn er doch hier wäre, ich wollte ihm alle Tage von meinem Frühſtück und von meinem Veſperbrot die Hälfte geben!

Mutter.

Nun, höre weiter! — So arm der kleine Anton jetzt auch war, ſo lebte er doch vergnügt; denn ſein liebes Kaninchen erſetzte ihm Alles. Auch war es wirklich ein ganz allerliebſtes Thierchen.

Minna.

Wie sah es denn aus?

Mutter.

So weiß, wie der Schnee, wenn die Sonne darauf scheint; ach, und sein weißes Fellchen war so weich, so weich wie Seide! Seine Augen schienen ganz von Feuer zu sein.

Minna.

Allerliebst!

Mutter.

Und dabei war es so zahm, an den kleinen Anton so gewöhnt! So oft sein Vater ihm ein Stück Brot nach Hause brachte, setzte er sich damit hinter die Hütte ins Gras. Dann brauchte er nur zu rufen: Hänschen! Hänschen! gleich war sein liebes Kaninchen da, hüpfte ihm in den Schooß, setzte sich auf die Hinterfüße, und nahm ihm ein Stückchen Brot nach dem andern aus dem Munde.

Minna.

O liebe, beste Mutter, so ein Kaninchen muß ich auch haben!

Mutter.

Du kannst ja dein Lämmchen und deine Tauben eben so gewöhnen. Glaube mir, Kind, alle Thiere sind dankbar und lieben uns, wenn sie sehen, daß wir sie lieb haben.

Nun — um wieder auf unsern Anton zu kommen — ungeachtet er oft Hunger, Kälte und vieles Ungemach ausstehen mußte, so war er doch nicht traurig darüber, weil sein liebes Kaninchen ihm alle Tage so viel Freude machte.

Aber nun kam eine schlimme Zeit. Der arme Anton wurde krank, sehr krank!

Minna.

Was fehlte ihm denn?

Mutter.

Er hatte Steinschmerzen.

Minna.

Steinschmerzen? Das verstehe ich nicht.

Mutter.

Wohl dir, daß du nie erfahren hast, was für eine schmerzhafte Krankheit darunter verstanden wird! — Du weißt doch, daß in unserm Leibe eine Blase ist, worin alle die überflüssigen Feuchtigkeiten sich sammeln, welche wir nicht bei uns behalten können?

Minna.

O ja, das weiß ich wol!

Mutter.

Nun stelle dir vor, in dieser Blase entstehen zuweilen Steine, wie ein Taubenei groß, auch wol noch größere, welche sich vor die kleine Oeffnung der Blase legen, daß das Wasser davor nicht herauslaufen kann. Denke, was das für Schmerzen machen muß, wenn die Blase voll ist, und man das Wasser nicht kann laufen lassen!

Minna.

Himmel! — Aber wie können denn solche Steine in der Blase entstehen?

Mutter.

Du mußt wissen, liebes Kind, daß die Steine, wie alle andere Körper, aus ganz feinen Theilchen bestehen. Willst du das recht deutlich sehen, so hole mir einen Hammer.

(Minna holte einen Hammer, und die Mutter schlug damit auf einen kleinen Stein, bis er zu lauter Staubtheilchen zertrümmerte.)

Siehst du, Minna? Aus so feinen Theilchen bestehen die härtesten Steine. Dergleichen Theilchen nun kommen oft mit Speise und Trank vermischt in unsern Leib, und besonders in die Blase. Da setzen sie sich dann zuweilen aneinander und werden Stein. Das war nun jetzt dem armen kleinen Anton widerfahren, und er litt daher ganz fürchterliche Schmerzen.

Minna.

Kann denn das nicht geheilt werden?

Mutter.

Nicht immer: zuweilen muß man daran sterben. Oft aber schneiden die Aerzte dem Kranken ein Loch in den Leib, um den Stein herauszunehmen. Wenn ihnen das gelingt, so ist dem Uebel abgeholfen.

Minna.

Ließ der arme Anton sich denn auch so ein Loch schneiden?

Mutter.

Das hätte er gern gethan, um der unausstehlichen Steinschmerzen loszuwerden. Aber es fand sich kein mitleidiger Arzt, der die Mühe, ihn zu schneiden, umsonst übernehmen wollte, und Geld konnte sein Vater nicht darauf verwenden, weil er keins hatte. Da mußte also der arme Anton liegen, und sich krümmen und winseln, daß es einen Stein hätte rühren mögen.

Minna.

O, der arme Junge!

Mutter.

Da kam denn oft sein liebes Kaninchen, und setzte sich neben ihn aufs Stroh, und sah ihn so kläglich an, als wenn es sagen wollte: Ach, du armer Anton, wie dauerst du mich! Und Anton sah sein liebes Kaninchen dann wieder so wehmüthig an, als wenn er sagen wollte:

Du liebes Thierchen, nun werde ich dich doch wol bald verlassen müssen!

Nun wohnte in der Nachbarschaft ein reicher und mitleidiger Mann. Der hörte von Antons Leiden und von seines Vaters Armuth reden. Gleich kam er selbst gegangen, um zu sehen, ob das Alles wahr sei, und wie er ihm helfen könne?

Als nun dieser gute Mann in die Hütte trat, und den armen, kranken Anton so ganz verhungert und abgezehrt auf seinem Strohlager liegen sah, so konnte er sich der Thränen kaum enthalten.

Armes Kind, sagte er, gieb dich zufrieden, ich will für dich sorgen!

Und gleich ließ er den kranken Knaben in ein schönes Haus tragen. Hier wurde er in ein hübsches, reinliches Bettchen gelegt, und so verpflegt, als wenn er des reichen Mannes leiblicher Sohn gewesen wäre.

Auch mußte gleich ein geschickter Arzt geholt werden, der ihm hülfe. Die Mittel, welche dieser anwandte, hatten eine so glückliche Wirkung, daß der Knabe nach vierzehn Tagen gesund und wohl wieder zu seines Vaters Hütte zurückkehren konnte.

Diesem hatte der reiche Mann unterdeß auch etwas zu verdienen gegeben, und den guten Anton hatte er noch obenein vom Kopfe bis zu den Füßen kleiden lassen. Vater und Sohn fanden sich also nunmehr glücklicher, als sie je gewesen waren, und das treue Kaninchen machte vor Freuden hohe Luftsprünge, da es seinen lieben Anton wiedersah.

Da sagte der gerührte Vater zu seinem Sohne: Sieh, lieber Anton, wie glücklich uns der liebe Herr gemacht hat! Was wollen wir denn nun ihm dafür wieder thun, um ihm unsere Dankbarkeit zu bezeigen?

Anton bedachte sich einen Augenblick; dann rief er freudig aus: O, ich will ihm mein liebes Kaninchen bringen!

Minna (erstaunt).

Ah!

Mutter.

Thue das, liebes Kind, sagte der Vater, es ist dein Liebstes, es ist dein ganzer Reichthum. Besser kannst du ihm deine Dankbarkeit nicht bezeigen. Sage ihm auch, dein Vater wolle alle Wochen einen Tag umsonst für ihn arbeiten.

Der Kleine fing sein Kaninchen, und ungeachtet es ihn schmerzte, sich davon zu trennen, so lief er doch so freudig damit fort, als wenn es ihm erst jetzt sei geschenkt worden, und er es nun nach Hause trage.

Minna.

O, wenns der reiche Mann nur nicht annimmt!

Mutter.

Hättest du es nicht genommen?

Minna.

Nein, Mutter, gewiß nicht!

Mutter.

Nun, der reiche Mann hatte auch ein Herz, wie man es haben muß. Er hörte den kleinen Anton erst ruhig an. Aber dann nahm er ihn auch auf die Arme, küßte ihn, und sagte:

Recht so, gutes Kind! Man muß dankbar sein gegen Diejenigen, die uns Gutes erwiesen haben. Aber ich bin mit deinem guten Willen schon zufrieden. Nimm dein Kaninchen nur wieder mit; ich kaufe dir noch eins dazu, damit du ein Pärchen hast.

Der gute Mann hielt Wort. Er that aber auch noch mehr; er bezahlte für den armen Anton das Schul-

geld, damit er etwas lerne, und seinem ehrlichen Vater gab er so viel zu verdienen, daß Beide ferner keinen Mangel leiden durften.

Anton wurde groß und gut, war immer fromm und arbeitsam; auch ging es ihm immer wohl, und wenn nachher Aeltern ihre Kinder zur Dankbarkeit ermuntern wollten, so erzählten sie ihnen die Geschichte von Anton und seinem Kaninchen. C.

Aufmerksam.

Kind.

Lieber Vater, warum darf denn Gottfried nicht ausgehn?

Vater.

Weil er in der Schule nicht aufmerksam gewesen ist.

Kind.

Was heißt denn aufmerksam? Das Wort verstehe ich nicht.

Vater.

Bist du denn noch niemals aufmerksam gewesen?

Kind.

Ich weiß nicht.

Vater.

Du weißt es wol, aber du verstehst nur das Wort nicht. Wenn dein Lehrer bei dir sitzt, und mit dir redet, was thust du dann?

Kind.

Ich höre zu.

Vater.

Das ist gut; aber indem du zuhörst, denkst du nicht auch zugleich an etwas?

Kind.

Ja!

Vater.

An was denkst du denn?

Kind.

Ich denke an Das, was mir der Lehrer sagt!

Vater.

Nun gut, wenn du das thust, so bist du aufmerksam; und so mußt du allemal sein, wenn du etwas hörst oder siehst. Du könntest aber auch, wenn dein Lehrer mit dir redet, unterdessen an etwas Anderes denken, z. B. an deine Spielsachen oder ans Essen, und wenn du das thätest, alsdann wärest du nicht aufmerksam, sondern unachtsam.

Kind.

Ha, ha!

Vater.

Es ist aber nicht recht, wenn man unachtsam ist; denn da lernt man nichts, das heißt, man behält nichts von Dem, was der Lehrer sagt.

Siehe, so hat es Gottfried heute gemacht; darum darf er auch nicht mit ausgehn. Denn wenn man nicht recht thut, so darf man auch kein Vergnügen haben.

Erste Nahrung des gesunden Menschenverstandes.

Körper.

Kind.

Lieber Vater, ich fragte heute den Herrn Ernst, was der Mond sei? und da antwortete er mir: es sei ein Körper. Ich kann das nicht begreifen. Der Mond

sieht doch gar nicht so aus, wie ein Mensch, und ich denke, die Menschen haben nur einen Körper.

Vater.

Liebes Kind, Herr Ernst hat wol Recht gehabt; du mußt nur das Wort Körper recht verstehen lernen.

Kind.

Wie muß ich das machen?

Vater.

Acht geben, so will ichs dir sagen. Körper nennt man alle Dinge, die man sehen und fühlen kann. Du kannst deinen Leib sehen und fühlen; also ist dein Leib —

Kind.

Ein Körper!

Vater.

Aber, was meinst du nun, sollte der Stein, der hier liegt, auch wol ein Körper sein?

Kind.

Ich glaube, ja.

Vater.

Kannst du ihn sehen?

Kind.

Ja.

Vater.

Kannst du ihn auch fühlen?

Kind.

Ja.

Vater.

Also ist der Stein allerdings ein Körper. Ferner, der Baum, der da steht, kannst du ihn sehen?

Kind.

Ja.

Vater.

Auch fühlen?

Kind.

O ja.

Vater.

Also ist der Baum auch —

Kind.

Ein Körper.

Vater.

Nun wollen wir vom Monde reden. Kannst du den Mond sehen?

Kind.

Ja, ich sehe ihn am Himmel stehen.

Vater.

Kannst du ihn auch fühlen?

Kind.

Nein, fühlen kann ich ihn nicht.

Vater.

Warum nicht? Nicht wahr, darum, weil er weit von dir ist? Aber wenn du ganz nahe zu ihm kommen könntest, so würdest du ihn wol fühlen, so gut wie du die Erde fühlen kannst, auf der du stehst. — Denn dort steht z. B. ein Haus, das kannst du sehen; aber kannst du es auch fühlen?

Kind.

Nein.

Vater.

Warum nicht?

Kind.

Weil es weit von hier ist.

Vater.

Hältst du es darum für keinen Körper?

Kind.

O ja, denn wenn ich dort wäre, so würde ich es anrühren können.

Vater.

Du hast Recht, und wenn du bei dem Monde wärest, würdest du ihn auch anrühren können; aber dahin können wir nicht kommen.

Kind.

Warum nicht?

Vater.

Weil zwischen hier und dem Monde nichts als Luft ist, und durch die Luft können wir nicht fliegen.

Kind.

Das ist Schade; das sollte einmal gehen! — Aber was ist denn die Luft?

Vater.

Die Luft ist auch ein Körper.

Kind.

O, das sagst du wol nur so! ich kann sie ja nicht sehen.

Vater.

Das ist wahr; aber du fühlst sie doch.

Kind.

Ich bitte um Vergebung, lieber Vater, ich fühle sie auch nicht.

Vater.

Nicht? Reiche mir doch einmal die Hand her. (Er bläst darauf.) Fühlst du nichts auf der Hand?

Kind.

Ja, ich fühle Wind.

Vater.

Dieser Wind ist nichts als Luft, die ich mit meinem Munde nach deiner Hand hingetrieben habe. Du kannst sie fühlen, sie muß also auch —

Kind.

Ein Körper sein.

Vater.

Aber siehe, hier ist mein Schatten; siehst du ihn?

Kind.

Ja.

Vater.

Fühlst du ihn auch? Kannst du ihn angreifen?

Kind.

Ich will einmal sehen. (Greift danach) Nein, Vater, ich fühle ihn nicht.

Vater.

Also ist auch der Schatten kein Körper.

Kind.

Was ist er denn, Vater?

Vater.

Der Schatten ist eigentlich gar nichts, sondern nur ein Fleck, dahin das Licht nicht scheinen kann, weil ihm ein Körper im Wege steht. — Merke dir also: Alles, was du sehen und fühlen, vornehmlich fühlen kannst, wenn du dabei bist, das ist ein Körper. Also Sonne, Mond, Sterne, Luft, Erde, Wasser, Thiere, Bäume, Steine u. s. w., das Alles sind Körper; denn das Alles kannst du sehen, und wenn du nahe genug dabei bist, auch fühlen.

Kind.

Vater, da habe ich ein Räthsel gemacht!

Vater.

Ei, ei! Laß doch hören!

Kind.

Was ist Das, was man sehen und doch nicht fühlen kann, wenn man auch gleich dicht dabei ist?

Vater.

Brav! das soll ja wol der Schatten sein?

Kind.

Ja, du hast's errathen; nun will ich geschwind zu Julchen laufen, die soll sich einmal recht den Kopf darüber zerbrechen!

Erste Nahrung des gesunden Menschenverstandes.

Wesen und Mensch.

Vater.

Was bist du, mein Kind?

Kind.

Ich bin ein Mensch.

Vater.

Was ist ein Mensch?

Kind.

Ein Mensch ist — ein Mensch ist —

Vater.

Ja nun, was ist er denn? Ich sehe, du kannst nicht das rechte Wort finden.

Kind.

Ein Mensch ist — ich weiß nicht, wie ich sprechen soll.

Vater.

Wie, wenn du sagtest: ein Mensch ist ein Baum?

Kind.

Ich bitte um Vergebung, ein Mensch ist kein Baum.

Vater.

Oder ein Ding? — Ein Mensch ist ein Ding?

Kind.

Erlaube, lieber Vater, ich bin wol ein Mensch; aber ich bin kein Ding.

Vater.

Oder eine Sache? Ein Mensch ist eine Sache! Wie klänge denn das?

Kind.

Nicht gut.

Vater.

Nun, so will ich dir ein Wort sagen, das du gebrauchen kannst: ein Wesen. Ein Mensch ist ein Wesen.

Kind.

Ein Wesen — ein Wesen — das verstehe ich gar nicht.

Vater.

Siehe, mein Kind, wenn ich einer Sache gar keinen andern Namen zu geben weiß, so kann ich sie doch ein Ding nennen. Ist es nicht wahr, du magst sehen, was du willst, oder hören, was du willst, so fragst du: was ist das für ein Ding? Aber eben darum, weil man das Wort Ding auch von sehr schlechten und geringen Sachen sagt, bekommt das Wort selbst eine schlechte Bedeutung, und darum schickt's sich nicht wohl, daß man einen Menschen ein Ding heißt; und weil das Wort Wesen eben so viel bedeutet, als das Wort Ding, so spricht man lieber: der Mensch ist ein Wesen, als: der Mensch ist ein Ding. Also, der Mensch ist ein Wesen; aber was für ein Wesen?

Kind.

Ein lebendiges Wesen.

Vater.

Aber das ist unser Kater auch; also ist Kater und Mensch wol einerlei?

Kind.

O fi!

Vater.

Aber warum denn nicht, mein Kind?

Kind.

Er sieht ja gar nicht aus, wie ein Mensch.

Vater.

Das ist wahr, aber ein Mensch sieht auch nicht gerade so aus, wie der andere. Das bloße Aussehen kann's also wol nicht machen. — Wie nennt man alles Das, was man vom Menschen sehen kann — seinen Kopf, Hals, Rumpf, Arme und Beine — mit einem Worte?

Kind.

Den Leib des Menschen.

Vater.

Wie nennt man aber das unsichtbare lebendige Wesen, was in diesem Leibe wohnt, und was da macht, daß der Leib selbst auch lebendig ist?

Kind.

Die Seele des Menschen.

Vater.

Wie, wenn wir also sagten: der Mensch ist ein lebendiges Wesen, welches aus einem Leibe und aus einer Seele besteht?

Kind.

Ja, das ist recht.

Vater.

Aber hat nicht der Kater auch einen Leib?

Kind.

Ja.

Vater.

Hat er nicht auch eine Seele?

Kind.

Nein, das glaube ich nicht.

Vater.

Aber warum nicht? Lebt nicht der Leib des Katers auch? Und muß also nicht auch in ihm ein unsichtbares

lebendiges Wesen, oder eine Seele sein, die diesen seinen Leib lebendig macht?

Kind.

Ja doch!

Vater.

Also ist ja der Kater auch ein lebendiges Wesen, welches aus einem Leibe und aus einer Seele besteht? Also sind Kater und Mensch ja doch einerlei? — Du stutzest, Kind? weißt nicht, was du dazu sagen sollst? Höre zu, ich will dir sagen, worin der Unterschied besteht. Glaubst du etwa, daß der Kater im Stande sei, so wie wir, über Etwas nachzudenken, Etwas so recht zu begreifen, wie du jetzt begriffen hast, was ein Wesen ist?

Kind.

Nein, das kann er wol nicht.

Vater.

Das macht, seine Seele ist nur eine unvernünftige Seele, die unsrige aber ist vernünftig.

Kind.

Ah, nun weiß ich, wie ich sagen muß, wenn ich gefragt werde: was ein Mensch ist!

Vater.

Und wie willst du denn nun sagen?

Kind.

Ich will sagen: ein Mensch ist ein lebendiges Wesen, das aus einem Leibe und aus einer vernünftigen Seele besteht.

Vater.

Das ist recht gesagt! So wird Keiner den Menschen mit dem Kater verwechseln können.

Kind.

Aber giebt's denn noch mehr Wesen, als den Menschen und den Kater?

Vater.

Liebes Kind, ich kann alle Sachen Wesen heißen, wenn sie gleich sonst gar nicht einerlei sind. Z. B. ein Mensch ist etwas ganz Anderes, als ein Baum, und ein Baum etwas ganz Anderes, als ein Stein; aber Wesen kann ich sie alle Drei nennen, denn, Wesen kann ich Alles nennen, was nur irgendwo ist.

Kind.

Also sind alle Thiere wol auch Wesen?

Vater.

Ja, man kann sie so nennen.

Kind.

Und die Blumen auch?

Vater.

Ja!

Kind.

Gut, das will ich mir merken, und wenn ich einer Sache keinen andern Namen zu geben weiß, so will ich sie ein Wesen nennen.

Vater.

Recht so! du bist ein gutes, lernbegieriges Wesen! Dafür sollst du auch einen Kuß haben.

Erste Nahrung des gesunden Menschenverstandes.

Theil.

Vater.

Weißt du denn nun bald alle Theile deines Leibes zu nennen?

Kind.

Ja, wenn ich nur erst wüßte, was ein Theil ist?

Vater.

Das sollst du bald wissen. Sieh, hier ist ein Apfel; den schneide ich jetzt mitten von einander; nun siehst du zwei Stücke; sind dies zwei ganze Aepfel?

Kind.

Nein, es sind zwei Stücke.

Vater.

Recht, und diese Stücke heißen Theile. In wie viel Theile habe ich also den Apfel getheilt?

Kind.

In zwei Theile.

Vater.

Und nun kann ich diese zwei Theile wieder in mehrere Theile theilen; denn wenn ich nun jedes Stück wieder mitten von einander schneide: wie viel Stücke sind es dann?

Kind.

Viere.

Vater.

Recht; nun habe ich also den Apfel, der vorhin ganz war, in vier Stücke zerschnitten; jedes solches Stück heißt ein Theil, und alle vier Theile zusammen machen einen ganzen Apfel aus.

Siehe, mein Kind, so könnte man alle Körper theilen, und wenn man sie auch nicht wirklich von einander schneidet, so sind doch die Theile da, ob sie gleich bei einander bleiben. Also auch dein Leib hat solche Theile.

Kind.

Willst du denn meinen Leib auch von einander schneiden?

Vater.

Nein, das darf und werde ich nicht thun; denn da

würde ich dich tödten. Wir sehen aber doch die Theile deines Leibes, wenn er gleich nicht zerschnitten ist, so gut, als wir die Theile des Apfels sahn, ehe er zerschnitten war. So wie ich hier stehe, siehest du meinen ganzen Leib; der Kopf, der Rumpf, die Arme und die Füße sind Theile meines Leibes. Keiner von diesen Theilen ist für sich allein ein Leib, so wie kein Stück des Apfels für sich allein ein Apfel ist: z. B. mein Kopf — ist dieser ein Menschenleib?

Kind.

Nein.

Vater.

Aber ein Theil des Menschenleibes ist er, denn er gehört dazu. Ist mein Arm ein Menschenleib?

Kind.

Nein; er gehört aber zu deinem Leibe.

Vater.

Folglich ist er ein Theil meines Leibes, und so alle die übrigen Stücke und Glieder des Leibes. Weil nun nicht alle Theile unsers Leibes einerlei sind, so nennen wir einige feste und einige flüssige; weißt du auch, was fest und flüssig ist?

Kind.

Ich weiß es nicht recht.

Vater.

Ich will dir es gleich zeigen. Ich habe dir gesagt, daß man alle Körper zertheilen kann. Hier steht eine Schüssel mit Wasser; ich mache mit dem Messer einen Schnitt durch das Wasser, und wenn ich nun das gethan habe, siehest du dem Wasser an, daß ich es durchschnitten habe?

Kind.

Nein! es sieht noch eben so aus, wie zuvor.

Vater.

Das macht, weil die Theile, die ich mit dem Messer trennte, gleich wieder zusammen gingen; und daran kannst du allemal einen flüssigen Körper kennen. Was von sich selbst gleich wieder zusammengeht, wenn es getheilt wird, das ist flüssig; was aber getheilt bleibt, wenn man es von einander trennt, das heißt man fest. Z. B. ein Stück Holz; wenn ich das von einander schneide, so bleiben die zwei Stücken getrennt; sie gehen nicht wieder zusammen in eins, wie das Wasser, und daran erkennt man einen festen Körper. Nun wirst du auch von andern Dingen sagen können, ob sie fest oder flüssig sind: z. B. der Essig, ist er fest oder flüssig?

Kind. Flüssig.

Vater. Das Bier?

Kind. Flüssig.

Vater. Der Zucker?

Kind. Fest.

Vater. Das Blut?

Kind. Flüssig.

Vater. Die Knochen?

Kind. Fest.

Vater. Die Thränen?

Kind. Flüssig.

Vater. Die Haut?

Kind. Fest.

Vater. Aus was für Theilen besteht also dein Leib? Aus festen oder flüssigen?

Kind. Aus festen und aus flüssigen.

Erste Nahrung des gesunden Menschenverstandes.

Die Schifffahrt.

Fritzchen an seinen Freund Hänschen.

Das waren mir selige Tage!
Bewimpeltes Schifflein, o trage
Noch einmal mein Hänschen und mich!
O wieg' uns noch einmal behende
Von hinnen bis an der Welt Ende;
Zur Wiege begehren wir dich.

Wir fuhren und fuhren auf Wellen;
Da sprangen im Wasser die hellen,
Die silbernen Fische herauf.
Wir fuhren und fuhren durch Auen;
Da ließen die Blumen sich schauen,
Da liefen die Lämmer zu Hauf.

Wir schwebten in lüsternen Kreisen;
Da sangen die Lerchen die Weisen,
Da zirpeten Taucher im Rohr.
Wir schwebten auf strömenden Flächen;
Da rauschte Gemurmel von Bächen,
Da säuselten Lüftchen ans Ohr.

Wir spielten im treibenden Nachen,
Wir gaben uns Manches zu lachen,
Wir hatten des Spieles nicht Rast.
Wir ließen die Hörner erklingen,
Wir Alle begannen zu singen,
Und ich hielt mein Hänschen umfaßt!

Das waren mir selige Tage!
Du kleiner Gefälliger, sage:
Sie waren so selig auch mir!
Dann such' ich das Schifflein mir wieder,
Dann setz' ich mich neben dir nieder,
Und fahre durchs Leben mit dir.

Overbeck.

Fritz, der Näscher.

Fritz war ein herzensguter Junge,
Und Lernen war ihm nur ein Spiel;
Doch auf den Wohlschmack seiner Zunge
Hielt, leider! Fritzchen gar zu viel.

Ihm that's im Erd- und Himbeersuchen
Von allen Jungen keiner nach;
Und traun! er wär' um ein Stück Kuchen
Geklettert auf das Rathhausdach.

Mit Diebstahl hätt' er sein Gewissen
Um alle Welt zwar nicht beschwert;
Allein im Punkt der Leckerbissen
War's doch nicht ganz so unversehrt.

Selbst ein paar Kirschen oder Pflaumen
Zu stehlen hielt er für erlaubt;
Denn ach! ihm hatte schon sein Gaumen
Die Herrschaft über sich geraubt.

Die Speisekammer zu bemausen,
Stieg er ins Fenster einst hinein.
Da, dacht' er, giebt es was zu schmausen!
Da wird gewiß noch Torte sein!

Doch diesmal fand der gute Schlucker
Sich sehr betrogen. Wie er sah,
Stand nichts, als nur ein wenig Zucker,
In einem irdnen Näpfchen, da.

Mit seinem nassen Finger düpfte
Der Leckermund das Näpfchen aus,
Und aus dem offnen Fenster schlüpfte
Der Dieb gleich einer Katz' hinaus.

Doch bald fing er sich an zu krümmen,
Gleich einem Wurm, und ächzt' und schrie;
Denn solch ein Brennen, solch ein Grimmen
In den Gedärmen fühlt' er nie.

Vergebens war's, um Hülfe flehen;
Sein Naschen bracht' ihn mörd'risch um.
Was er für Zucker angesehen,
War größtentheils Arsenikum*).

Das reinliche Kind.

Zu Paris war ein kleines Mädchen, welches man die niedliche Marion nannte.

Diese Marion war so reinlich, daß es ein Vergnügen war, sie anzusehn.

Wann sie aß, oder trank, oder spielte, nahm sie sich immer sehr in Acht, daß sie sich ja nicht beschmutzte, und sobald sie merkte, daß ihre Hände oder ihr Gesicht nur im geringsten unrein waren, gleich lief sie zu ihrer Mutter, und sagte:

---

*) Ein starkes Gift.

Liebe Mutter, sieh, da sitzt mir was Schmutziges: sei doch so gut, und wasche mir es ab!

Von ihrem fünften Jahre an that sie dieses selbst, und da bat sie sich nur Wasser und ein Handtuch aus, so oft sie etwas Schmutz an sich bemerkte.

Ihre Wäsche war immer weiß, wie Schnee, und an ihren Kleidern sah man niemals etwas Befleckes oder Zerrissenes.

Eine vornehme Dame, welche dieses an der niedlichen Marion bemerkt hatte, erzählte es der Königinn, und die Königinn befahl ihr, die kleine niedliche Marion zu ihr zu führen.

Das geschah.

Die Königinn war erfreut, das liebe kleine Geschöpf zu sehen. Marion wollte ihr den Rock küssen; aber die Königinn gab ihr einen Kuß auf den Mund.

Sie ließ auch die kleinen Prinzessinnen kommen, daß sie mit ihr spielten, und zuletzt gab sie ihr mancherlei allerliebste Spielsachen, die ganze Schürze voll.

Seht, Kinder, so macht man sich beliebt durch Reinlichkeit.

Hört nun auch, wie es einst einem unreinlichen Kinde ging.

Dieses war Kasimir der Schmutzige, in der Russischen Stadt Moskau.

Hatte man je einen jungen Schmutzlümmel gesehn, so war es dieser.

Seine Hände, sein Gesicht, seine Kleider waren immer so beschmutzt, daß er fast einem Schornsteinfeger ähnlich sah.

Wer ihn ansah, der empfand Ekel, und mußte das Gesicht von ihm wegkehren.

Eines Tages wollte der Russische Kaiser seinen Kin-

dern, den jungen Prinzen und Prinzessinnen, ein Vergnügen machen. Er befahl also, daß man hübsche Kinder aus der Stadt nach seinem Schlosse führen solle.

Unglücklicherweise führte Jemand den Kasimir auch herbei. Seine Aeltern hatten ihn zwar reinlich angezogen; aber ehe er auf dem Schlosse ankam, hatte er sich, seiner Gewohnheit nach, von unten bis oben wieder besudelt.

Jetzt trat der Kaiser in den Saal, und hatte eine rechte Freude über die vielen artigen und reinlichen Kinder, die er da versammelt sah.

Auf einmal fiel ihm der schmutzige Kasimir in die Augen.

Wer, fragte er, hat uns dieses Schweinchen hergeführt? Fort mit ihm, zum Schornsteinfeger!

Sein Befehl wurde erfüllt. Kasimir mußte Schornsteinfeger werden.

Die andern Kinder lobte der Kaiser, und beschenkte sie, da sie wieder nach Hause gingen, mit vielen wunderschönen Sachen. C.

Ein bewährtes Mittel, recht lange, recht gesund und recht froh zu leben.

Wer von euch, ihr Kinder, Lust hat, ein recht hohes Alter zu erreichen, und wer von euch wünscht, immer recht gesund und froh zu sein, der höre mir zu!

Ich habe ein sicheres Mittel dazu entdeckt; hört, wie ich das angefangen habe.

Ich las in den Zeitungen, bei London in England sei ein Mann gestorben, der habe hundert und zehn Jahre gelebt, der sei nie krank, sondern immer munter und vergnügt gewesen.

Gleich ſchrieb ich hin nach London, und fragte: Wie hat der Mann denn das gemacht, daß er ſo alt geworden und immer ſo geſund und ſo vergnügt geweſen iſt? Und ich erhielt zur Antwort:

Er war immer freundlich und gefällig gegen Jedermann, zankte ſich niemals in ſeinem ganzen Leben, aß und trank nie mehr, als er nöthig hatte, um keinen Hunger und Durſt zu leiden, und war immer fleißig und arbeitſam von früher Jugend an. Deßwegen iſt er ſo alt geworden!

Das merkte ich mir in mein Gedächtnißbuch, worin ich Dasjenige aufzuſchreiben pflege, was ich nicht wieder vergeſſen will.

Bald darauf las ich wieder in den Zeitungen, bei Stockholm in Schweden ſei eine Frau geſtorben, die habe hundert und funfzehn Jahre gelebt; die ſei nie krank, ſondern immer munter und vergnügt geweſen.

Gleich ſchrieb ich nach Stockholm, und fragte: Wie hat die Frau denn das gemacht, daß ſie ſo alt geworden und immer ſo geſund und ſo vergnügt geweſen iſt? Und ich erhielt zur Antwort:

Sie war immer eine große Freundinn von Reinlichkeit, wuſch ſich alle Tage nicht nur Hände und Geſicht, ſondern auch den ganzen Oberleib und die Füße mit kaltem oder lauem Waſſer. So oft ſie aber Gelegenheit dazu hatte, tauchte ſie ſich ganz und gar darein. Daneben aß und trank ſie keine Leckereien, kein Zuckerbrot, keinen Kaffee, keinen Thee und keinen Wein. Deßwegen iſt ſie ſo alt geworden!

Das merkte ich mir abermals in meinem Gedächtnißbuche an.

Wiederum las ich in den Zeitungen, bei Petersburg in Rußland ſei ein Mann geſtorben, der habe

hundert und zwanzig Jahre gelebt; der sei nie krank, sondern immer munter und vergnügt gewesen.

Gleich schrieb ich nach Petersburg, und fragte: Wie hat der Mann denn das gemacht, daß er so alt geworden, und immer so gesund und vergnügt gewesen ist? Und ich erhielt zur Antwort:

Er stand immer früh auf, legte sich immer früh zu Bette, schlief nie mehr, als sieben Stunden, war nie müßig, arbeitete oft und viel in freier Luft, besonders in seinem Garten, saß und ging nie krumm oder schief, sondern immer ganz gerade, und verschmähete von ganzem Herzen die üppigen Vergnügungen der Stadtleute, an welchen er nie Theil nahm. Deßwegen ist er so alt geworden!

Ich schrieb mir auch dieses in mein Gedächtnißbuch.

Endlich las ich noch einmal in den Zeitungen, bei Edinburg in Schottland lebe noch jetzt ein Mann von hundert und zwanzig Jahren, der sei auch nie krank, sondern immer munter und vergnügt gewesen.

Gleich schrieb ich auch nach Edinburg, und fragte: Wie hat der Mann denn das gemacht, daß er so alt geworden, und immer so vergnügt gewesen ist? Und ich erhielt zur Antwort.

Er hat es eben so gemacht, wie der alte Mann bei London, wie die alte Frau bei Stockholm und wie der alte Mann bei Petersburg. Er hat sich aber auch besonders von früher Jugend an recht hart gewöhnt, hat nie über Frost oder Hitze, oder über andere Beschwerlichkeiten geklagt; er war bei Tage nie zu warm gekleidet, und des Nachts nie mit Federbetten bedeckt; er genoß immer die einfachsten und natürlichsten Nahrungsmittel, und war nie müßig. Besonders rühmt man von ihm, daß er in seiner Jugend seinen Aeltern und Lehrern im

mer viele Freude gemacht habe. Deywegen ist er so alt geworden!

Nachdem ich auch dieses aufgeschrieben hatte, dachte ich bei mir selbst: nun wärest du ja wol ein großer Narr, wenn du es nicht eben so machen wolltest, wie diese Leute es gemacht haben!

Ich schrieb mir also Alles, was man von diesen alten und glücklichen Leuten mir gemeldet hatte, auf eine weiße Tafel, und hing diese Tafel über meinem Schreibpult auf, damit es mir immer vor Augen schwebe, was ich thun und lassen müsse, um eben so lange und eben so vergnügt zu leben.

Alle Morgen und alle Abende las ich nun, was auf dieser Tafel stand, und bemühete mich, so viel mir immer möglich war, das Alles eben so gut zu machen.

Und nun kann ich euch, ihr lieben Kinder, als ein ehrlicher Mann versichern, daß ich seit der Zeit viel gesunder und vergnügter gewesen bin, als ich jemals war.

Sonst hatte ich fast alle Tage Kopfweh; jetzt alle Vierteljahre kaum noch ein einziges Mal.

Sonst durfte ich, so oft es regnete, oder schneite, oder windig war, nicht aus der Stube gehn, wenn ich nicht Schnupfen, Husten oder Bauchweh haben wollte; jetzt gehe ich alle Tage bei jeder Witterung aus, und kriege keinen Schnupfen, keinen Husten und kein Bauchweh mehr.

Sonst konnte ich keine halbe Stunde gehn, ohne daß ich müde, entkräftet oder schwindelig wurde; jetzt kann ich vier Meilen wandern, ohne müde, entkräftet oder schwindelig zu werden.

Ihr könnt denken, wie ich mich darüber freuen muß! Denn es ist doch gar zu schön, immer recht gesund, frisch und stark zu sein!

Aber ganz will es doch noch nicht mit mir gehn; Alles, was die alten Leute thaten, kann ich doch noch nicht nachmachen. Den Kaffee, zum Beispiel, den ich auch abgeschafft hatte, habe ich wieder anfangen müssen zu trinken, weil ich sonst nicht gut mit dem Kopfe arbeiten konnte.

Das machte mich bekümmert, und ich schrieb deßwegen an den alten Mann bei Edinburg, um zu hören, was doch wol die Ursache sei, warum ich noch nicht in allen Stücken es eben so machen könne, als er?

Und der alte Mann bei Edinburg antwortete mir: das komme daher, daß ich nicht früh genug, nicht schon als Kind so zu leben angefangen habe. Jung gewohnt, alt gethan! sagte er; jetzt sei ich schon viel zu alt dazu, um mich so sehr abzuhärten, daß ich eben so lange und eben so gesund und vergnügt, als er, leben könne. Aber ich solle doch nur fortfahren, mich nach ihm zu richten, so viel ich könne, so werde ich wenigstens gesunder sein und älter werden, als Andere, die es nicht so machen.

Da dachte ich in meinem Sinn: ach, wer doch nur noch jung wäre! Wie wollte ich mich bestreben, alles Dasjenige zu thun, was man thun muß, um es eben so weit in der Welt zu bringen, als jene alten Leute es gebracht haben!

Hätte mir das doch Einer in meiner Jugend schon gesagt!

Glückliche Kinder, die ihr dies leset, da ihr noch jung seid, und noch Alles nachmachen könnt.

Was hindert euch, künftig eben so gesund, eben so vergnügt und eben so lange zu leben, als der alte Mann bei London, die alte Frau bei Stockholm, und die alten Männer bei Petersburg und Edinburg?

Glückliche Kinder! C.

Die Fischer.

Es wohnt' ein Herr von Haren,
Vor etwa funfzehn Jahren,
Auf seinem Gute Wölbst.
Der hatte seine Freude
An seinen Söhnen; Beide
Erzog der Vater selbst.

Er ließ, sie zu vergnügen,
Bald einen Drachen fliegen,
Bald ihnen, doch von fern,
Im Forst die Eber zeigen,
Und bald Raketen steigen
Bis an den nächsten Stern.

Auf einem Teich, der mitten
Im Garten lag, durchschnitten
Sie oft auf einem Kahn
Die kleinen krausen Fluthen,
Mit ihren Angelruthen
Den giergen Hecht zu fahn.

Dies Fischen und dies Wiegen
Im Kahn war ein Vergnügen,
Das gern sich Tag für Tag
Gemacht die Junker hätten,
Nur daß der Kahn an Ketten
Und einem Schlosse lag.

Als Herr und Frau von Haren
Einst in der Kirche waren

Und sich deß nicht versahn,
Da suchten ihre Jungen
Den Schlüssel, ach! und sprungen
Damit fort nach dem Kahn.

Bei herzlich-frohem Muthe
Schwebt' ihre Angelruthe
Nun mitten über'n Teich.
Hei! rief ein Hirt, der nahe
Am Zaun stand und dies sahe,
Säh jetzt der Vater euch!

Doch unsre Junker kehrten
Den Rücken ihm, und hörten
Die Warnung kaum mit an.
Jetzt zuckt die Schnur; o Freude!
O, großer Fang für Beide!
Ein Karpfen hängt daran.

Der Eine bückt sich über
Den Rand des Kahns; darüber
Wird ihm der Kopf zu schwer.
Der Brüder will nicht sinken
Ihn lassen: Beid' ertrinken.

* * *

Folgt ihr den Eltern mehr!

Overbeck.

Die Freuden des Stadtlebens.

Karl, der achtjährige Sohn eines Landpredigers, hatte bisher die vielen Freuden genossen, welche das Landleben gewährt.

Ihr Stadtkinder, wollt ihr hören, worin diese Freuden bestanden? Ich will sie euch erzählen.

Früh Morgens um sechs Uhr war er schon mit seinem Vater im Garten, und was gab es da?

O, da gab es eine frische, stärkende Morgenluft und herrlichen Sonnenschein, die Einem das Herz so groß, so fröhlich machen!

Da gab es Blumen von allerlei Farben und Gestalten, die einen so süßen Wohlgeruch aushauchen!

Da gab's Erdbeeren, Johannisbeeren, Kirschen, Pflaumen, Stachelbeeren, Aepfel, Birnen, Aprikosen, Pfirsichen und Himbeeren!

Da gab es auch ein kleines Gärtchen, das unserm Karl ganz allein gehörte, das er selbst bearbeiten, bepflanzen und begießen half; und was in diesem Gärtchen wuchs, das kaufte die Mutter ihm für blanke Groschen ab.

Da war auch ein Bach, der den Garten umfloß, und in dem Bache waren Fische! Da stellte denn der Vater des Abends Reusen aus, und des Morgens lief er hin mit Karln, zu sehn, wie viel sie jedesmal gefangen hatten.

Wenn dieses geschehen war, so durfte Karl mit seinen Schwestern noch eine ganze Stunde im Garten spielen; dann kam der Vater, und setzte sich mit ihnen in eine Laube, und lehrte ihnen tausend angenehme und nützliche Sachen, bald Dieses, bald Jenes.

So verstrichen ein paar Stunden, ohne daß sie wußten, wie?

Nun ging Karl mit dem Vater wieder an den Bach. Sie entkleideten sich, und plunsch! sprangen Beide ins Wasser, und plätscherten, wie die Enten.

O, das war euch eine rechte Herzensluft!

Erquickt und gestärkt durch das kühle Bad, ging Jeder an seine Gartenarbeit; oder man besuchte das Feld, die schönen Saaten zu besehen, oder die Weide, wo das Vieh ging.

Da hatte Karl sein eigenes Schäfchen und sein eigenes Lämmchen, die ihm gleich entgegensprangen, um aus seiner Hand das Brot zu empfangen, welches er ihnen mitzubringen pflegte.

Er hatte auch sein Hühnchen, und sein Paar Täubchen, die so zahm waren, daß sie ihm auf Hand und Schulter flogen, so oft er sich nur blicken ließ.

Nach dem Mittagsessen wurde wiederum eine ganze Stunde in dem Garten gespielt. Dann setzte der Vater sich abermals mit den Kindern in die Laube, und wußte ihnen so vielerlei zu sagen und zu erzählen, daß sie nicht merkten, wo ihnen die Zeit blieb.

Zwischendurch wurde mit einer Armbrust nach dem Ziele geschossen, oder geangelt, oder Kegel geschoben, oder sonst etwas zur Erholung vorgenommen.

Dann erschien die Mutter mit einer Schale voll süßer Milch und Erdbeeren, oder was sonst die Jahreszeit eben mit sich brachte. Der Vater schüttelte Obst, und die Kinder lasen auf.

Den Rest des Tages brachte man mit Gartenarbeit und mit Spielen hin.

Im Herbst hatte Karl seinen Donenstieg im nahen Walde, und im Winter — o, da gab's erst recht ein königliches Vergnügen, wenn der Teich mit spiegelhellem Eise bedeckt war!

Da wurden Schlittschuhe angeschnallt, und nun flog Karl, so klein er auch noch war, wie ein Vogel dahin.

Der Sommer brachte ihm tausend Freuden, aber sobald die Zeit des Eislaufs gekommen war, gestand er

doch, daß kein anderes Vergnügen damit zu vergleichen sei.

Seht, Kinder, so waren unserm Karl die Tage verflossen! Nicht wahr, das konnte man doch ein angenehmes Leben nennen? Karl hielt es selbst dafür, und war deßwegen sehr zufrieden und glücklich.

Einst besuchte ihn ein junger Vetter aus der Stadt. Der schwatzte ihm so viel von Stadtlustbarkeiten — von prächtigen Mahlzeiten, schönen Häusern, schönen Kleidern, Schauspielen, Bällen und Mummereien — vor, daß dem armen Jungen der Kopf davon schwindelte.

Von dem Augenblicke an sehnte er sich, in der Stadt zu sein; und da sein Vater dieses merkte, sagte er zu ihm: Höre, Karl, ich weiß zwar, daß dein Wunsch, in der Stadt zu leben, thöricht ist; aber ich will ihn dennoch dir gewähren, damit du aus deiner eigenen Erfahrung lernest, was für ein Unterschied zwischen natürlichen und üppigen Vergnügungen ist. Mache dich fertig! Morgen sollst du mit deinem Vetter dahin reisen.

Karl war vor Freuden außer sich. Er packte seine besten Kleidungsstücke in einen Koffer, und am folgenden Morgen gings fort zur Stadt.

Was er für Augen machte, da er nun ins Thor fuhr, und zum ersten Mal das Gewühl einer großen und volkreichen Stadt, und die schön bemalten Häuser sah!

Ach, wie schön es hier ist! rief er einmal über das andere aus. — O, das ist noch nichts! antwortete der Vetter, du sollst noch andere Dinge zu sehn kriegen.

Jetzt waren sie angekommen. Das väterliche Haus des kleinen Vetters glänzte von prächtigem Hausgeräth, und die Leute darin waren so geputzt, daß der arme

Karl in seiner ländlichen Kleidung wie ein kleiner Bauer gegen sie abstach.

Komm, sagte er zu seinem Vetter, laß uns in euren Garten gehn; es wird mir hier so bange!

In unsern Garten? antwortete dieser; wir haben keinen!

Keinen Garten? — Nun, so laß uns nur auf euren Hof gehn!

Was nennst du unsern Hof? Wir haben keinen.

I, wo habt ihr denn eure Kegelbahn?

Nirgends, lieber Karl; hier in der Stadt hat man so was nicht.

Nicht? — Nun, so laß uns zu eurem Bache gehn, um uns zu baden!

Ja, wer einen Bach hätte! Sieh, Karl, hier an unser Haus stoßen hinten und auf beiden Seiten drei andere Häuser, und an diese wieder andere, und das geht so fort durch die ganze Stadt. Da sind keine Gärten, keine Bäche; nichts als Häuser und Straßen.

Nun, so laß uns auf die Straße gehn und Ball spielen!

Ja, das schickt sich nicht!

Warum nicht?

Da würden uns die Leute für Gassenjungen halten.

Karl seufzte aus tiefer Brust; aber was war zu thun? Er war nun einmal in der Stadt, und mußte aushalten.

Jetzt hatte sich die Abendgesellschaft eingefunden, und die Kinder wurden gerufen, um den Gästen ihre Aufwartung zu machen. Karl mußte mit.

Wie erschrak er, da er in einen hellerleuchteten Saal voll prächtig gekleideter Damen und Herren trat, die ihn alle mit großen Augen ansahen!

Was ist das für ein Bauerknabe? fragte eine Dame, indem sie mit dem Fächer auf Karl wies.

Die Frau vom Hause antwortete: es sei ihr kleiner Vetter vom Lande, der erst eben angekommen sei; man habe noch keine Zeit gehabt, ihn ordentlich zu kleiden, und bitte deßwegen um Entschuldigung.

Karl stand auf Kohlen. Komm, sagte er zu seinem Vetter, laß uns nun wieder in die andere Stube gehn!

Das schickt sich nicht, antwortete der Vetter; wir müssen nun wenigstens eine Stunde hier bleiben.

Wird denn nicht bald gegessen werden? fragte Karl, und der Vetter antwortete:

Gegessen? Wo denkst du hin? Es geht ja erst auf sieben, und vor zehn Uhr wird hier nicht zu Tisch gegangen.

Ach, du lieber Himmel! seufzte Karl. — Bis zehn Uhr wird gespielt! fuhr der Vetter fort.

Gespielt? O, das ist gut! So wird uns doch die Zeit nicht lang werden.

Ja, aber wir spielen nicht mit; man spielt mit Karten, und das thun nur die großen Leute; wir Kleinen müssen zusehen.

Ach, du lieber Himmel! seufzte Karl von neuem. Wie wirds mir hier gehn!

Jetzt wurden die Spieltische herbeigebracht; Alle setzten sich, und fingen an zu spielen; nur die Kinder blieben müßig.

Karl trippelte, gähnte, seufzte; aber Keiner hatte Acht auf ihn, Keiner gab sich mit ihm ab.

Ein paar Mal traten ihm die Thränen in die Augen; aber da half nun einmal nichts, er mußte aushalten.

Endlich sank er vor Müdigkeit auf einen Stuhl, der in der Ecke stand, und schlief ein.

Kaum mochte er fünf Minuten genickt haben, so verlor er das Gleichgewicht, und fiel mit großem Gepolter zur Erde.

Das machte nun ein allgemeines Aufsehen; Aller Augen waren auf ihn gerichtet; er stand mit Verwirrung wieder auf, und der Herr des Hauses sprach zu ihm:

Ei, ei, Karl! Führt man sich so in einer artigen Gesellschaft auf! Erinnere dich, daß du jetzt in der Stadt, und nicht bei deinen Bauern auf dem Lande bist!

Ach, du lieber Himmel! sagte Karl, ich habe ja nichts gethan; ich habe ja nur geschlafen, und da bin ich vom Stuhle gefallen!

Die ganze Gesellschaft brach in ein lautes Gelächter aus, und der Hausherr antwortete:

Aber man muß jetzt nicht schlafen, und es ist ungeschickt, vom Stuhle zu fallen.

Karl fing an zu weinen.

Bringt ihn hinunter, bis zum Essen gerufen wird, sagte die Hausfrau. Und so wurde der arme Junge in das Wohnzimmer geführt, wo sein kleiner Vetter zwar zuweilen zu ihm kam, aber doch nicht bei ihm bleiben konnte, weil er von Zeit zu Zeit wieder zu der Gesellschaft mußte.

Ach! seufzte nunmehr Karl, was für ein Narr bin ich gewesen, daß ich glaubte, in der Stadt sei's besser, als auf dem Lande!

Gegen zehn Uhr wurde er zu Tische gerufen. Da gab es zwanzigerlei Speisen, wovon die eine immer noch besser schmeckte als die andere; auch Zuckerwerk, Eingemachtes und Früchte — Alles von herrlichem Geschmack und in großem Ueberfluß.

Karl aß von Allem, ließ es sich trefflich schmecken, und dachte bei sich selbst: dasmal ist es doch besser in

der Stadt; so was haben wir doch bei uns auf dem Lande nicht!

Die Mahlzeit dauerte bis nach Mitternacht. Karls kleiner Magen war zur Ungebühr ausgedehnt, und seine Augen waren voll Schlafs.

Man brachte ihn zu Bette; aber wehe! wie gings ihm, da er ein paar Stunden geschlafen hatte!

Er erwachte von schrecklichen Bauchschmerzen, mußte oft aufstehen, und konnte die ganze Nacht kein Auge mehr zuthun.

Erst um acht Uhr stand man in diesem Hause auf, und eher konnte er auch keine Hülfe bekommen. Jetzt mußte er Arzenei einnehmen, und die Bauchschmerzen verließen ihn.

Nun wünschte er auszugehn, um die Stadt in Augenschein zu nehmen. Aber man sagte ihm, es schicke sich nicht, sich auf der Straße sehen zu lassen, ehe das Haar gehörig gekräuselt sei, und der Haarkräusler blieb unglücklicher Weise aus.

Karl mußte also bis zwei Uhr, da man zu Tische ging, sich mit langer Weile quälen.

Um vier Uhr erschien endlich der Haarkräusler; aber ehe er an Karls Kopf kam, schlug die Glocke fünf.

Nun saß er unter den Händen des Haarkräuslers; der zerrte, zupfte und riß ihn an den Haaren, daß ihm die Thränen aus den Augen liefen. Weil er noch niemals aufgesetzt worden war, so währte es eine Stunde und darüber, ehe der Künstler sein Werk vollendet hatte.

Jetzt war es geschehn, und nachdem Karl sein bestes Kleid angelegt hatte, hieß es, daß man ihm nun auch ein Vergnügen machen wolle.

Nun wirds kommen! dachte Karl, sprang vor Freuden in die Höhe, fiel seinem kleinen Vetter um den

Hals, fing an mit ihm zu ringen, und bauz! lagen Beide auf der Erde.

Karl war unglücklicherweise unten zu liegen gekommen; das war er nicht gewohnt; er rang also so lange, bis er den Vetter unterkriegte. Der Haarputz ging darüber rein verloren.

In diesem Augenblicke traten des Vetters Aeltern in die Stube. Himmel! wie die die Hände zusammenschlugen!

Karl meinte: es sei ja nur Spaß gewesen; aber da kam er an! So ein Spaß, hieß es, sei ein bäuerischer Spaß; den könne er auf dem Lande machen. Wenn er aber in der Stadt sein wolle, so müsse er sich nach den Sitten der Stadtleute richten.

Das vorgehabte Vergnügen, welches in einem Luftgange bestand, unterblieb; der Vetter kriegte Stubenarrest; Karl brachte den ganzen Abend mit Weinen zu, und am folgenden Morgen bat er, unter heißen Thränen, daß man ihn wieder zu seinem Vater aufs Land schicken möge. C.

Liebe und Gehorsam gegen die Eltern.

O Gott, mein Vater, dein Gebot
Sei mir ins Herz geschrieben:
Den Aeltern sollst du bis in Tod
Gehorchen und sie lieben.
O, dieser theuren, süßen Pflicht
Vergesse meine Seele nicht!

Nun, weil ich lebe, will ich sie
Von ganzem Herzen lieben,
Gern ihnen folgen, und sie nie
Erzürnen, nie betrüben;
Durch Sittsamkeit sie zu erfreun,
Das müsse meine Freude sein!

Von meiner ersten Kindheit an
Erzeigten sie mir Gutes!
Mehr, als ich je vergelten kann,
Erzeigten sie mir Gutes;

Und noch sind sie für mich, ihr Kind,
So zärtlich und so treu gesinnt!

So lang' ich lebe, will ich sie
Auch wieder zärtlich lieben,
Gern ihnen folgen, und sie nie
Erzürnen, nie betrüben.
Erwachsen einst, wie jetzt noch klein,
Will ich der Aeltern Freude sein.

Overbeck.

Folgen der Ordnung und Unordnung.

Karl und Erneſtinchen waren Geſchwiſter, aber von verſchiedener Gemüthsart.

Karl war die Ordnung ſelbſt; ſeine Kleider hielt er immer reinlich; ſeine Spielſachen und ſeine Bücher ſtanden immer am rechten Orte. Alles, was ſeine Aeltern ihm geſchenkt hatten, das ſchonte und verwahrte er, als ein Heiligthum.

Erneſtinchen that von dieſem Allem das Gegentheil. Ihre Kleidungsſtücke waren faſt immer beſchmutzt oder zerriſſen. Ihre Puppe lag des Tages wol zehnmal auf der Erde; ihre übrigen Spielſachen waren faſt immer verpoltert, und ſo oft ſie zur Schule gehen ſollte, mußte man erſt das ganze Haus durchſuchen, um ihre Bücher zu finden.

Karl, ſagte der Vater oft, indem er ihn in ſeine Arme ſchloß, wenn du fortfährſt, ſo ordentlich und ſparſam in allen deinen Sachen zu ſein, ſo wird es dir gewiß wohl gehn, du wirſt ein braver und zugleich ein wohlhabender Mann werden.

Erneſtine, ſagte die bekümmerte Mutter oft, wenn du fortfährſt, ſo unordentlich und nachläſſig mit deinen Sachen umzugehn, ſo wirſt du einſt in Armuth und große Noth gerathen.

Nun hört, ihr lieben Kinder, wie dieſe Vorherſagung an Beiden in Erfüllung ging!

Karl lernte die Handlung. So wie er, als Kind, es mit ſeinen Spielſachen und mit ſeinen Büchern ge-

macht hatte, so machte er es jetzt mit Allem, was sein Herr ihm anvertrauete.

Er hielt Alles zu Rathe, er legte Alles an seinen rechten Ort.

Sah er irgendwo ein Blatt weggeworfenes Papier liegen, so nahm er es auf, um gelegentlich etwas darein zu wickeln.

Fand er irgendwo ein Endchen Bindfaden, so legte er es in eine besondere Schublade, um es gelegentlich zu gebrauchen, wenn er Packete machen mußte.

Seine Wäsche war immer weiß, seine Kleidung immer reinlich, und so lange er in der Lehre stand, hatte man kein einziges Beispiel, daß er aus Unvorsichtigkeit oder Gedankenlosigkeit irgend ein Gefäß zerbrochen hätte.

Sein Herr bemerkte diese schöne Tugend bald an ihm, und gewann ihn deßwegen lieb.

Er vertrauete ihm immer mehr an, lieh ihm auch etwas Geld, um einen kleinen Handel für sich zu führen, und da er sah, wie sehr ihm Alles glückte, und wie sparsam er Alles zu Rathe hielt, so beschloß er, noch mehr für ihn zu thun.

Er hatte eine einzige Tochter, ein gutes, wohlgezognes Mädchen, und durch Klugheit, Arbeitsamkeit und Sparsamkeit hatte er sich ein großes Vermögen erworben.

Einst wurde Karl, der nun schon sechs und zwanzig Jahre alt geworden war, zu ihm in seine Schreibstube gerufen.

Er wußte nicht, was er da sollte; aber wie erstaunte er, da sein Herr ihn umarmte, und zu ihm sagte:

Lieber Karl, Ihr ordentliches und sparsames Betragen hat Ihnen meine ganze Liebe erworben.

Ich bin alt, habe, wie Sie wissen, nur eine einzige Tochter, und der Himmel hat mich mit vielen Gütern gesegnet.

Bevor ich sterbe, wünsche ich diese meine Tochter einem so ordentlichen und tugendhaften Manne zu geben, als Sie sind. Gefällt sie Ihnen, und glauben Sie glücklich mit ihr leben zu können, so sei sie die Ihrige, und mein ganzes Vermögen dazu!

Der junge Mann konnte vor Erstaunen und Freude nicht antworten. Er bückte sich auf die Hand des guten Alten, und benetzte sie mit Thränen der Dankbarkeit.

Die Vermählung wurde bald darauf vollzogen; Karl sah sich im Besitz einer liebenswürdigen Gattinn und eines großen Vermögens. Er lebte selbst glücklich, und sah sich im Stande, einige hundert Nothleidende mit seinem Ueberflusse zu unterstützen.

Das war die Folge des ordentlichen und sparsamen Lebens, wozu er schon als Kind sich gewöhnt hatte. —

Nun hört auch, wie es seiner Schwester, Ernestinen, der Unordentlichen, ging!

So wie sie als Kind gewesen war, blieb sie auch ihr ganzes Leben hindurch.

Ihre Aeltern starben, da sie sechzehn Jahr alt war, und was sie ihr nachließen, das ging schon acht Tage darauf, durch Ernestinens Schuld, verloren.

Weil sie auf nichts recht achtete, so ließ sie, da sie des Abends mit einem Lichte in die Kammer ging, einen Funken fallen; der Funken zündete, und ehe eine Stunde verging, stand ihr ganzes Haus in Flammen.

Sie selbst konnte sich nur eben noch durchs Fenster retten; ihr Haus, ihre Möbeln, ihre Kleider — kurz Alles, was sie hatte, wurde vom Feuer verzehrt.

Zwar schenkten mitleidige Leute ihr schon am folgenden Tage so viele Kleider wieder, daß sie anständig erscheinen konnte; aber sie beschmutzte und zerriß dieselben in so kurzer Zeit, daß Keiner Lust hatte, ihr abermals etwas zu schenken.

Eine reiche Frau, die von ihrem Unglücke gehört hatte, nahm sie zu sich, und versprach ihr ein ansehnliches Jahrgeld, wenn sie ihr helfen würde, die Haushaltung zu führen.

Da sollte sie nun danach sehen, daß die Bedienten und Mägde Alles hübsch ordentlich machten, daß Alles hübsch an seinen rechten Ort gesetzt wurde, und daß Alles nett und rein sei.

Aber wie wenig war sie dazu geschickt!

So oft sie zu Tische kam, sah sie selbst wie ein Aschenbrödel aus. Alles, was sie unter den Händen hatte, wurde beschmutzt, zerrissen, zerbrochen oder gestohlen. Die Bedienten, die sie zur Ordnung anhalten sollte, wurden in kurzer Zeit eben so unordentlich, als sie selbst war. Alles gerieth in Verwirrung.

Die Frau, welche so was in ihrem Hause nicht gewohnt war, machte ihr anfangs sanfte, dann harte Vorwürfe. Dann weinte Erneſtine, und verſprach, ſich zu beſſern. Aber ſchon am folgenden Tage war Alles wieder in eben der Unordnung.

Endlich wurde ſie abgedankt.

Nun irrte ſie verlaſſen und nothleidend umher. Zuweilen fanden ſich wieder mitleidige Leute, welche ihr helfen wollten; aber wenn ſie einen Verſuch mit ihr machten, ſo ſahen ſie bald, daß ſie zu nichts zu gebrauchen war, und zogen die Hand von ihr ab.

Jetzt mußte ſie betteln gehen.

Einſt begegnete ſie auf der Landſtraße einem wohlgekleideten Herrn zu Pferde. Sie zeigte ihm ihre Lumpen und ihr abgehungertes Geſicht, und bat ihn um ein kleines Almoſen.

Der wohlgekleidete Herr fragte ſie nach ihrer Herkunft, und o Himmel! wie erſchrak er, da er aus ihren Antworten erkannte, daß ſie ſeine Schweſter Erneſtine ſei!

Er nahm ſie mit ſich in das nächſte Städtchen, ließ ſie kleiden, miethete ihr ein kleines Haus, und verſprach, ihr alle Jahr ſo viel Geld zu ſchicken, daß ſie anſtändig davon leben könne.

Das that er auch; aber Erneſtine kam dennoch nie auf einen grünen Zweig. Wenn ihr guter Bruder Karl ihr heute hundert Thaler ſchickte, ſo waren ſie acht Tage darauf gemeiniglich ſchon verplämpert. Da mußte ſie denn wieder Noth leiden, bis ein neues Geſchenk von ihrem Bruder ankam.

So ſehr waren Unordnung und Verſchwendung ihr nun ſchon zur andern Natur geworden!

Sie lebte noch ſechs Jahr, faſt immer in Armuth und Elend, ungeachtet ihr guter Bruder ihr jährlich über vierhundert Thaler ſchickte.

Endlich ſtarb ſie auf einem Strohlager, denn ihre Betten hatte ſie verkaufen müſſen, und die Verachtung aller Menſchen folgte ihr bis ins Grab.

Seht, Kinder, ſo geht es Denen, die nicht in ihrer Jugend ſchon ſich an Ordnung, Sparſamkeit und gute Haushaltung gewöhnen! C.

Sämmtliche

Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Drittes Bändchen.

Kinderbibliothek.

Zweiter Theil.

In der Reihe die vierzehnte Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Inhalt.

	Seite
Der kleine Vogelfänger	1
An den Christmonat	4
Gespräch über das vorstehende Gedicht	8
Auf den Wechsel der Jahreszeiten	9
Man muß das Gute, aber nicht die Thorheiten Anderer nachahmen	10
Der Affe	11
Was sind Kennzeichen?	12
Was ist eine Eigenschaft?	16
Der Schmetterling und die Biene	20
Was ist Unterschied und Gleichheit?	21
Fritzchens Abschied von seinem Steckenpferde	24
Was heißt: glücklich sein?	26
Wie man's treibt, so geht's	30
Was ist Mitleid?	32
Soll man denen auch die bösen Wünschen will haben?	35
Was ist Ursache, und was ist Wirkung?	36
Der Schmetterling	41
Eulenspiegel und ein Fuhrmann	42
Das Kameel und die Katze	43
Der Rosenstock	44

Seite

Die beiden Hunde, Spitz der Gutherzige und Spatz der Neidische. Eine Fabel 46
Heldenthat eines siebenjährigen Kindes 48
Der schadenfrohe Kater und der unschuldig leidende Pudel. Eine Fabel 52
Der treue Hund 54
Fritzchens Abendgedanken 56
Der junge Reisende 58
Der übereilte Bau 59
Fritzchens Lob des Landlebens 60
Der Thau auf Rosenblättern 62
Das gute Mädchen 63
Der Knabe und sein Vater 65
Winterlied 66
Geschichte dreier braven Männer
1. Woltemade 68
2. Boussard 69
3. Ein Ungenannter 72
Das Lied vom braven Manne 73
Drei junge Reisende 77
Aesop 79
Der drollige Affenfang 80
Der Sklav und der Affe. Eine Fabel 81
Badelied 82
Gespräch zwischen dem Herrn v. G. und einem armen Greise 83
Gespräch über diesen letzten Vorgang 90
Man kann sich bessern, wenn man nur recht ernstlich will 93
Frühlingsliedchen 96
Wie sehr man Ursache hat, mit jeder Einrichtung der Natur zufrieden zu sein 96
Von der Eichel und dem Kürbiß 98

Seite
Gespräch. Minna und Lina 99
Die Klätscherinn 103
Der liebreiche Bruder 105
Fritzchens Morgengedanken 106
Schlimme Folgen der Unordentlichkeit 108
Nothwendigkeit der Ordnung 112
Die Selbstüberwindung 113
Friederikens Befreyung von der Herrschsüchtigkeit 114
Die Biene und die Taube 116
Glücklich besiegte Versuchung zum Bösen 117
Die Unschuld 119
Das belohnte Mitleiden 120
Die Macht der kindlichen Liebe 121
Whittington 121
Der glückliche Bauer 124
Jachzorn 124
Das beste Geschenk 127
Eine sonderbare Danksagung 128
Winterlied 129
Eine Handlung der Gerechtigkeit 130
Der Dachs und das Eichhorn 131
Geschenk an eine Tante an ihrem Geburtstage 132
Charlotte, Luise, Leonore, Malchen, etwa 10, 8, 7 und 6 Jahr alt 133
Henriette und die Mutter 140
Frühlingslied 144
Zwei ungleiche Brüder 145
Der Aufschub 147
Die Biene und die Hummel 148
Das Dörfchen 149
An ein junges Fräulein, dem man weis gemacht hatte, daß es besser sei, als andere Menschen 151

Seite.
Ein Liedchen ... 153
Das Ringſpiel ... 154
Fritzchens Tiſchgedanken ... 171
Fritzchen nach der Arbeit ... 172
Fritzchen an den Tod ... 174
Ein Bild vom menſchlichen Leben ... 175
Erntelied ... 176
Der Pfing ... 178
Das Gewitter ... 179
Fritzchen an ein Paar Tauben ... 180
Durch gegenſeitige Hülfeleiſtungen gehen die Geſchäfte des Lebens ihren Gang ... 182
Einige Beiſpiele von einer außerordentlichen Begierde nach Weisheit und Geſchicklichkeit ... 184
Der edelmüthige Bauer ... 186
Der Eſel und der Hund ... 190
Der gewiſſenhafte Tagelöhner ... 191
Zwei Hamſter ... 192
Der Ungerechte ſchadet ſich ſelbſt am meiſten ... 193
Der Eſel in der Löwenhaut ... 194
Erkenntlichkeit ... 197
Ein Knabe und eine Biene ... 198

Der kleine Vogelfänger.

Peter (stürzt ins Zimmer).

O Mutter! Mutter! sieh einmal,
Was ich hier hab'! ein Vögelchen, o sieh!

Mutter.

Ich seh'! Wer gab es dir?

Peter.

Ich selbst!
Auf seinem Neste fing ich es.

Mutter.

Und in dem Nest'?

Peter.

O, in dem Neste war
Ein ganzes Nest voll Jungen; ach, so klein,
So klein! Und ohne Federn noch!

Mutter.

Und was gedenkst du ihm zu thun?

Peter.

In einen Käfich setz' ich es, und dann
Häng' ich es hier ans Fenster hin.

Mutter.

Und dann?

Peter.

Geb' ich ihm Zuckerbrot,
Und Korn, und Milch, so viel es mag!

Mutter.

Und seine Jungen?

Peter.

O die hol' ich gleich;
Die sollen auch im Käfich wohnen!

Mutter.

So?
Allein, ich sorge, Kind, daß man
In diesem Augenblick, dich selbst
Zu holen, kommen wird.

Peter.

Wohin?

Mutter.

Zu deinem Vater.

Peter.

J, wo ist denn der?

Mutter.

In einem Loch, das man Gefängniß nennt.
Da soll er — so befiehlt der Fürst —
Zeitlebens sitzen, du mit ihm.

Peter (weinend).

Der böse, böse Fürst!

Mutter.

Warum?
Er will euch ja nichts thun; ihr sollt
Dort Alles haben, was ihr wünscht;
Nur sollt ihr nie heraus, nie mich,
Nie unsern Garten wiedersehn. —
Du weinst? Bedenke doch, der Fürst
Thut dir ja nur, was du dem Vogel thust!

Peter

(noch immer weinend, indem er den Vogel fliegen läßt).

Den Vogel mag ich nun nicht mehr.

Mutter.

Komm, armer Junge, setze dich

Auf meinen Schooß, und hör' mir zu.
Zu deinem Besten hab' ich dich
Umsonst erschreckt. Dein Vater ist
Nicht im Gefängniß; dich, mein Kind,
Wird Keiner holen. Sieh, ich wollte nur,
Du solltest fühlen, daß es böse sei,
Wenn einem armen Thierchen man
So ohne Noth das Leben bitter macht.
So wie jetzt dir zu Muthe war,
So war's dem Vogel auch, als du
Ihn fingst; was das Gefängniß dir,
Das war der Käfich ihm. Denn, Kind,
Auch Thieren ist die Freiheit werth,
Und ein Tirann ist Der, der ohne Noth
Sie ihnen raubt. Nicht wahr, mein Sohn,
Das hast du nicht bedacht?

Peter.

Ach nein!
Das hab' ich wirklich nicht bedacht!

Mutter.

So denke künftig dran, und laß
Nie aus der Acht, daß unser Vater, Gott,
Die Thiere, so wie uns, zur Freude schuf;
Und daß, wer ohne Noth sie quält,
Ein Wütrich ist, der nicht verdient,
Daß unser guter Vater, Gott,
Ihm selbst ein frohes Leben schenkt.

C.

An den Christmonat.

Der du mit Frost und Eise
Die armen Leute plagst,
Und grau, wie eine Meise,
Den schönen Himmel machst;
Der du uns kurze Tage
Und lange Nächte giebst,
Und, ach! zu meiner Plage
Das Stubensitzen liebst:

Ich mag dich gar nicht leiden,
Du rauher, kalter Mann!
Du raubst mir gar viel Freuden,
Und stellst dich gräulich an.
Du gönnest mir das Gehen
In Feld' und Walde nicht;
Ich soll durch Glas nur sehen,
Ich armer kleiner Wicht!

Die traurigen vier Wände
Sind meine liebe Noth;
Das Sitzen hat kein Ende,
Ich sitze mich noch todt.
Und, gleich als obs im Zimmer
Noch wunderherrlich wär',
Da heulst du draußen immer,
Und plätscherst hinterher.

Mit deinen Weihnachtsgaben
Hast du wol oft bethört
So manchen armen Knaben,
Daß er nicht aufgehört,

Dich herzuwünschen. Denke
Nur nicht zu schlecht von mir;
Was nützt mir dein Geschenke
Mit Regen vor der Thür?

Da kommt mir etwa eben
Ein Hut, ein neues Kleid. —
Wozu wird mir's gegeben?
Ich mache mich bereit,
Ich putze mich aufs beste —
Allein, da fällt ein Sprang! *)
Fort, Hut und Kleid und Weste,
Fort, in den Kleiderschrank!

Und dann die paar Rosinen
Und Feigen, die du hast;
Sie sollen ja nicht dienen,
Und sind dem Bauch zur Last.
Nein, frisches Obst vom Baume,
So aus der ersten Hand,
Das, das behagt dem Gaume;
Gedörrtes ist nur Tand.

Es lebe mir, es lebe
Der Sommer, warm und schön!
Der Kirschbaum und die Rebe
Sind nicht vorbeizugehn!
Das Beet voll Rittersporen
Ist herrlich auch zu sehn!
Dezember, hast verloren;
Der Sommer nur ist schön!

Overbeck.

*) Ein Regenschauer.

Gespräch
über das vorstehende Gedicht.

Fritz.

Vater, wie gefällt dir das Lied?

Vater.

Recht gut.

Fritz.

Mir nicht.

Vater.

Warum nicht?

Fritz.

J, das muß ja wol ein verzogener Weichling gewesen sein, der das gemacht hat!

Vater.

Ei, ei, Fritz, so rasch im Verurtheilen?

Fritz.

Ja, Vater, warum winselt er so über den Winter, als wenn, ich weiß nicht was für ein Unglück wäre!

Vater.

Aber ist es denn nicht wahr, Fritz, daß es im Winter stürmt, schneit, friert? —

Fritz.

Ja, aber deswegen ist es ja auch Winter! Und was thut das?

Vater.

Nun, es ist aber doch nicht angenehm, wenn Einem der kalte Nordwind so um die Nase bläs't!

Fritz.

Ja., aber was thut das?

Vater.

Oder, wenns oft vier Wochen hinter einander regnet, daß man fast gar nicht aus dem Hause gehen kann!

Fritz.

Ja, aber was thut das? — O, und ich gehe doch hinaus, wenns schon ein wenig regnet!

Vater.

Freilich, wenn man sich etwas hart gewöhnt hat, so nimmt mans so genau nun eben nicht.

Fritz.

Na, warum hat der Mann sich nicht auch so gewöhnt? So brauchte er nicht so zu winseln.

Vater.

Vielleicht verstehst du ihn unrecht; seine Meinung war wol nur, daß der Winter nicht völlig so angenehm, als der Sommer, wäre.

Fritz.

So hätte er das sagen sollen. Aber er sagt ja: der Sommer wäre nur allein schön; und das ist doch nicht recht gesprochen! O, wenn der Teich erst zugefroren ist, und wir dann auf Schlittschuhen laufen! Oder wenn Schnee gefallen ist, und wir dann im Schlitten fahren, das ist doch auch gewiß recht schön!

Vater.

Du hast Recht, Fritz; der Winter hat seine Freuden so gut, als der Sommer, und es freut mich, daß du das erkennst. Ein unverwöhnter, unverzärtelter und arbeitsamer Mensch kann in jeder Jahreszeit vergnügt sein; und es ist Thorheit oder Undank gegen den Schöpfer der Welt, wenn man bei jedem rauhen Lüftchen, welches uns anwehet, sogleich in Seufzer, Murren oder Klagen ausbricht. Aber dem Verfasser unsers Liedes thust du dennoch Unrecht, Fritz!

Fritz.

Ja, warum?

Vater.

Wenn der Maler einen verzärtelten Menschen mitten im Sommer in Pelzwerk eingehüllt und am hellen Kaminfeuer sitzend malte: was würdest du sagen? Etwa, daß er selbst ein großer Weichling sein müsse?

Fritz.

Nein! Ich würde nur sagen, daß er einen Weichling gemalt habe.

Vater.

Recht gesprochen! Aber eben so billig solltest du nun auch in deinem Urtheile über den Dichter sein, der unser Lied an den Wintermonat machte. Denn Maler und Dichter sind fast einerlei, nur daß Jener mit Farben, Dieser mit Worten malt; Beide wollen nur Etwas darstellen, oder ein Bild von Etwas machen.

Fritz.

Ja, dann!

Vater.

Unser Dichter, den ich sehr gut kenne, und der gewiß kein Weichling ist, wollte bloß beschreiben, was ein verzärteltes Stadtkind denkt und spricht, wenns im Winter etwas rauh ist; muß er nun deswegen selbst ein verzärtelter Mensch sein?

Fritz.

Nein! — aber daran hatte ich nicht gedacht.

Vater.

Also abermals eine Warnung, daß du künftig behutsamer im Urtheilen, und nicht sogleich mit deinem Tadel bei der Hand sein mußt! Fast jede Sache hat zwei oder mehr Seiten, von der man sie ansehen kann; und man sollte sich also billig nie erlauben, über Etwas zu urtheilen, was man nicht zuvor nach allen seinen Seiten angesehen hat.

Fritz.

Nun, das will ich mir gewiß merken!

Vater.

Daran wirst du wohl thun! Zur Belohnung für diesen guten Vorsatz will ich dir auch ein anderes Lied lehren, worin jede Jahreszeit ihr verdientes Lob erhält. Hier ist es: C.

Auf den Wechsel der Jahreszeiten.

Wie schön ist der Wechsel der Zeiten,
O Freunde, im wandelnden Jahr!
Wie herrliche Freuden bereiten
Und bringen dem Menschen sie dar!

Der Frühling schenkt Wonne und Leben
Der wiedererwachten Natur;
Hier grünen die Bäume, dort Reben,
Dort Saaten auf lachender Flur.

Der Sommer, mit heißeren Tagen,
Reift, was ihm der Frühling gebar;
Zu mindern der Sonnenglut Plagen,
Bringt kühlende Früchte er dar!

Des Jahres gewonnenen Segen
Genießet die herbstliche Zeit;
Dann reift uns die Traube entgegen,
Das Herz zu erquicken bereit.

Und schüttelt vom kalten Gefieder
Der Winter uns Schnee auf die Flur,
So schlägt uns sein Stürmen nicht nieder;
Sein Eislauf ergetzet uns nur.

Drum lieb' ich den Wechsel der Zeiten,
O Freunde, im wandelnden Jahr:
Wie herrliche Freuden bereiten
Und bringen dem Menschen sie dar!

Overbeck.

Man muß das Gute, aber nicht die Thorheiten Anderer nachahmen.

Gust sagte: ich bin ein Trommelschläger; stellte sich ans Fenster, und trommelte auf der Fensterscheibe.

Ich will auch trommeln, sagte Hänschen; stellte sich ans Fenster, trommelte, zerbrach die Scheibe, und schnitt sich in die Finger.

Gust und Hänschen standen am Bache; über den Bach war ein Stab gelegt, und Gust sagte: da will ich hinübergehn!

Ich auch! rief Hänschen.

Beide traten auf den Stab, wollten hinüber gehn, fielen aber Beide ins Wasser, und kamen nur so eben mit dem Leben davon.

Ich will mich scheren, sagte Gust, der seines Vaters Bartbecken stehen sah, seifte sich ein, und schabte die Seife mit einem Tischmesser wieder ab.

O, ich will mich auch scheren! rief Hänschen, seifte sich ein, nahm ein Messer, und schnitt sich in die Backe.

Da erzählte ihm sein Vater folgende Fabel:

C.

Der Affe.

Ein drollig Eichhorn tanzt' in bunten
Und krausen Sprüngen hin und her
Auf einer Eich', und war bald unten,
Bald oben, hüpfte kreuz und quer,
Und machte Männchen fein und zierlich.

Das sah ein Aff'. Ein Aeffchen ist,
Wie ihr schon aus der Fibel wißt,
Vor allen Thieren gar possirlich.
Er sah das Spiel ein Weilchen an;
Schnell klettert' er die Eich' hinan,
Den Vorrang in Possirlichkeiten
Dem Eichhornnärrchen abzustreiten.

Er that dem Eichhorn Alles nach,
Und machte Männchen, sprang behende
Von Zweig zu Zweigen; aber — ach!
Das Spiel nahm ein betrübtes Ende.
Wie konnt' es auch wol anders sein?
Der Affe fiel, und brach ein Bein.

Gereizt durch sein Gewinsel, kamen
Die Affenbrüder allzumal,
Und hörten, wie des Bruders Qual
Die weise Warnung anbefahl:
Nie fremde Thorheit nachzuahmen.

Overbeck.

Was sind Kennzeichen?

Kind.

Lieber Vater, du sagtest, ich sollte mich gewöhnen, allemal zu denken, wenn ich Etwas sähe oder hörte: aber sage mir nur, was soll ich da denken?

Vater.

O liebes Kind, da kannst du allerlei denken! Wenn du jetzt Etwas sieheſt oder höreſt, das du vorher noch niemals gesehn oder gehört hatteſt, so fällt dir dabei ein: was ist das? hernach: wo kommt das her? und endlich: wozu ist das nütze? oder, wozu gebraucht man das? Ist's nicht wahr, so oft du etwas Neues siehst, so fragst du: was ist das? Du willst von den Sachen, die du siehst, gern eine Kenntniß erlangen.

Kind.

Eine Kenntniß erlangen? Ich weiß nicht, was du damit meinst.

Vater.

Kenntniß von einer Sache erlangen, heißt so viel, als Etwas von ihr zu wissen bekommen. Man kennt eine Sache recht, oder hat eine gute Kenntniß von ihr, wenn man so viel von ihr weiß, daß man sie von allen andern Dingen unterscheiden kann. Z. E. hier liegt ein Haufen Obst: kannst du aus der ganzen Menge einen Borsdorfer Apfel herausſuchen?

Kind.

Nein, das kann ich nicht.

Vater.

Also kennst du auch die Borsdorfer Aepfel noch nicht recht, weil du kein Kennzeichen hast, wodurch du sie von allen andern Aepfeln unterscheiden kannst. Aber unter dieſem Obste sind auch einige Birnen: zeige mir sie.

Kind.

Hier ist eine Birne, hier noch eine!

Vater.

Warum kennst du sie denn?

Kind.

Die Birnen sehen anders aus, als die Aepfel.

Vater.

Ei, das glaub' ich nicht; die Aepfel sehen grün, und die Birnen auch grün aus.

Kind.

Ja, aber die Birnen sind unten am Stengel spitzig, und die Aepfel nicht.

Vater.

Gut, mein Kind, du hast dir also ein Merkmal gemacht, oder ein Kennzeichen, wodurch du die Aepfel von den Birnen unterscheiden kannst, und das ist die Gestalt: die Birnen haben eine andere Gestalt, als die Aepfel. Wenn du nun aber Feigen und Birnen unter einander liegen sähest, so würde dein Kennzeichen nichts taugen; denn die Feigen sind unten am Stengel auch spitzig, wie die Birnen. Du müßtest sie also an der Farbe erkennen; denn die reifen Feigen sehen braun aus, und die Birnen grün oder gelb. Alsdann wäre die Farbe dein Kennzeichen. Wir wollen es noch einmal versuchen. Hier liegen drei Bänder; das erste soll mein sein, das zweite dein, und das dritte deinem Bruder. Jetzt will ich sie durch einander mengen. Kennst du nun deins noch?

Kind.

Dieses hier.

Vater.

Woran kennst du es denn?

Kind.

Weil es roth ist, und die andern beiden sind nicht roth.

Vater.

Gut; also war hier die rothe Farbe dein Kennzeichen. Aber nun wollen wir drei rothe Bänder nehmen; das erste soll wieder mein sein, das zweite dein, und das dritte deinem Bruder. Ich menge sie unter einander, und nun zeige mir deins.

Kind.

Dieses hier.

Vater.

Woran kennst du es aber jetzt? Sie sind ja alle drei roth.

Kind.

Meines war das längste.

Vater.

Gut; also war hier die Länge dein Kennzeichen. Ferner: hier sind zweierlei Flöckchen; — sie sind blau, und sind auch von jeder Art, große und kleine. Die zur rechten Hand liegen, sind von Seide. Sieh sie beide recht an, greif sie an, und merke dir Etwas, woran du die wollenen, und auch Etwas, woran du die seidenen unterscheiden kannst.

Kind.

Nun habe ich mir Etwas gemerkt.

Vater.

Gut, ich will sie unter einander mengen, und nun lies mir ein seidenes und ein wollenes heraus.

Kind.

Hier ist ein seidenes, und hier ein wollenes.

Vater.

Woran kennst du sie denn?

Kind.

Die wollenen sind rauh, und die seidenen glatt.

Vater.

Recht wohl; das siehst du, und wenn du es auch nicht sähest, so könntest du es fühlen. Das ist ein gutes Kennzeichen. Noch Etwas: hier stehen drei Gläser; in dem einen ist Wein, in dem zweiten Essig, in dem dritten Wasser. Es ist ein Glas so groß und so voll, als das andere; der Wein sieht roth, der Essig roth, und das Wasser auch roth aus. Woran wolltest du nun wol erkennen, in welchem Glase der Wein, in welchem der Essig, und in welchem das Wasser ist?

Kind.

Ich müßte sie kosten.

Vater.

Weißt du denn, wie Wein, und wie Essig schmeckt?

Kind.

O ja, das weiß ich wol.

Vater.

Nun gut; das wäre also wieder ein Kennzeichen, der Geschmack. Aber gesetzt nun, du dürftest sie nicht kosten, und wolltest doch gern wissen, was in jedem Glase wäre; woran würdest du es sonst merken können?

Kind.

Wenn ich es nicht kosten dürfte, so weiß ich es nicht.

Vater.

So will ich dir noch ein anderes Kennzeichen sagen, den Geruch. Wein hat einen andern Geruch, als Essig, und Wasser hat gar keinen Geruch. — Kennst du deinen Bruder Karl?

Kind (lachend).

O, wenn ich den nicht kennte!

Vater.

Woran kennst du ihn denn?

Kind.

An seinem Gesichte.

Vater.

Recht! Also, wenn gleich funfzig andere Knaben daständen, so würdest du von allen funfzigen keinen Einzigen für deinen Bruder Karl ansehen; denn kein Einziger würde gerade so ein Gesicht haben, als er; und du hast dir in seinem Gesichte Kennzeichen gemerkt, wodurch du ihn von allen andern Menschen unterscheiden kannst. Solche Kennzeichen muß man sich von allen Sachen merken, damit man nicht ein Ding für das andere ansehe. Sobald du eine Sache von allen andern Sachen unterscheiden kannst, so heißt es: du hast sie kennen gelernt.

Nun will ich sehn, ob du dir gute Kennzeichen machen kannst. Hier sind zehn Kartenblätter; davon merke dir einmal dieses einzige. Suche dir ein Kennzeichen, woran du es immer kennst. Morgen will ich dich fragen, was es für eins gewesen; da sollst du es mir unter allen zehn herausſuchen.

Erste Nahrung des gesunden Menschenverstandes.

Was ist eine Eigenschaft?

Kind.

Wie sieht denn eine Eigenschaft aus? Ich habe gehört, der liebe Gott habe so schöne Eigenschaften; die möcht' ich einmal sehen!

Vater.

Liebes Kind, Gottes Eigenschaften kann man nicht sehen, so wie man auch den lieben Gott selbst nicht sehen kann, weil er kein Körper ist; denn nur die Körper kann man sehen, und also auch nur die Eigenschaften der Körper.

Kind.

Aber was ist denn das für ein Ding, eine Eigenschaft?

Vater.

Ich habe dir neulich gesagt, man müsse sich bei jeder Sache, die man sehe, höre u. s. w. Etwas merken, woran man sie kennen, d. i. von andern Sachen unterscheiden könne; weißt du das noch?

Kind.

Ach ja, Kennzeichen!

Vater.

Richtig! Wenn du nun dir an einer Sache Etwas gemerkt hast, woran du sie kennen willst, so mußt du Acht geben, ob du Das, was du dir gemerkt hast, allemal, oder nur manchmal an derselben Sache findest. Findest du es allemal, so heißt es eine Eigenschaft derselben Sache, und alsdann ist es ein sicheres Kennzeichen. Findest du es aber nicht allemal, so ist es auch keine Eigenschaft, und kein sicheres Kennzeichen. Ich will dir gleich ein Beispiel geben.

Sieh, hier sind zwei Körper — denn daß es Körper sind, weißt du daher, weil du sie Beide sehen und fühlen kannst. Das Eine ist ein Stück Leder, und das Andere ein Span Holz. Wirst du wol Beide kennen? Wirst du das Holz vom Leder unterscheiden können? Ich meine so, daß du nicht das Leder für Holz, und das Holz für Leder ansiehest. Sage mir einmal,

welches ist das Leder, und welches ist das Holz?

Kind.

Dies hier ist Leder, und das da Holz.

Vater.

Woher weißt du das?

Kind.

Weil du mir es gesagt hast.

Vater.

Ja, das taugt nichts. Denn wenn du nun einmal anderswo Holz und Leder beisammen siehst, und es ist Niemand dabei, der dir's sagen kann, so wirst du alsdann nicht wissen, was Holz, und was Leder sei. Du mußt dir selbst Kennzeichen machen, das heißt, du mußt dir an jedem Körper Etwas merken, wodurch du ihn kennen und von andern Körpern unterscheiden kannst. Sieht denn das Leder eben so aus, wie das Holz, und das Holz, wie das Leder?

Kind.

Nein, das Leder sieht braun, und das Holz weiß aus.

Vater.

Du machst dir also hier die Farbe zum Kennzeichen, woran du diese beiden Körper unterscheiden willst; aber findest du denn dieselbe braune Farbe allemal bei dem Leder, wie die weiße Farbe allemal bei dem Holze? Verstehst du das nicht, so will ich dich anders fragen: sieht denn alles Leder braun, und alles Holz weiß aus?

Kind.

Nein!

Vater.

Nun, also kannst du auch Beides nicht daran kennen; die braune Farbe ist keine Eigenschaft des Leders, und die weiße Farbe keine Eigenschaft des Holzes, weil man sie nicht allemal bei diesen Körpern an-

trifft. Denn hier will ich dir ein paar andere Stücke zeigen; die sehen Beide weiß aus. Nun wirst du nicht wissen, welches Holz, oder welches Leder ist. Aber nimm sie einmal in die Hand; vielleicht findest du etwas Anderes, woran du sie kennen kannst. Greift sich denn das Holz eben so an, wie das Leder?

Kind.

Nein; das Holz ist hart, und das Leder ist weich.

Vater.

Das ist schon besser; aber ich will dir noch Etwas darum zeigen. Siehe, das Leder kann ich biegen, und das Holz nicht. Ebendieses findest du wenigstens bei den meisten Arten von Leder, und bei den meisten Arten Holz; also ist es eine Eigenschaft des meisten Leders, daß es sich biegen läßt, es mag braun oder weiß, roth oder schwarz sein.

Sieh einmal deinen Bruder an. Er sieht jetzt blaß aus; aber sieht er immer blaß aus?

Kind.

Nein.

Vater.

Also ist das keine Eigenschaft von ihm, weil es sich nicht allezeit bei ihm findet. Du kannst dir also auch diese blasse Farbe nicht zu einem Kennzeichen deines Bruders machen. Aber wie sehen seine Haare aus?

Kind.

Schwarz.

Vater.

Hat er allezeit schwarze Haare?

Kind.

Ja.

Vater.

Also ist das eine Eigenschaft seiner Haare, und ein

Kennzeichen deines Bruders, daran du ihn wenigstens von allen andern Leuten in unserm Hause unterscheiden kannst, weil hier sonst Niemand schwarze Haare hat, als er.

Noch Etwas: dein Bruder ist lustig, und das ist er zu aller Zeit. Folglich ist das eine Eigenschaft deines Bruders, daß er lustig ist, weil man das immer an ihm findet.

Eben so hat jedes Ding seine Eigenschaften; z. B. der Mensch hat Eigenschaften des Körpers: er ist schön, er ist stark, er ist dick und dergleichen. Aber er hat auch Eigenschaften der Seele: er ist klug, er ist dumm, er ist fleißig, er ist mitleidig u. s. w.

Gott hat also auch Eigenschaften. Er ist z. B. sehr gütig, sehr weise oder verständig; er ist allwissend, das heißt, er weiß Alles; er ist allmächtig, das heißt, er kann Alles thun, was er will, und ist Herr über alle andere Dinge u. s. w.

Ein jedes Ding kann gute, und kann schlechte Eigenschaften haben. Gott hat lauter gute Eigenschaften, wie du nun wol verstehen wirst; denn ich weiß, du hältst es für gut, wenn Jemand freundlich, liebreich und freigebig ist, wenn er viel weiß und viel kann. Siehst du, das sind die schönen Eigenschaften Gottes, von welchen du gehört hast.

Erste Nahrung des gesunden Menschenverstandes.

Der Schmetterling und die Biene.

Wär's Wetter schön,
So sprach ein Schmetterling, ich wollte
Ins Feld, zu scherzen und zu tändeln, gehn.

Und ich, antwortete die Biene,
Ging' an mein Tagewerk ins Grüne,
Wär's Wetter schön.

Gleim.

Was ist Unterschied und Gleichheit?

Kind.

Lieber Vater, darf ich dich wol schon wieder Etwas fragen?

Vater.

Frage mich, mein Kind, so oft du willst; es ist mir allemal lieb, wenn du Lust hast, etwas zu lernen.

Kind.

Was ist denn ein Unterschied?

Vater.

Weißt du schon, was Gleichheit ist?

Kind.

Ich bitte um Vergebung, das weiß ich auch nicht.

Vater.

Nun, so wirst du doch noch wissen, was eine Eigenschaft ist?

Kind.

O ja, lieber Vater, das hast du mir ja erst gestern gelehrt.

Vater.

Nun sieh, wenn zwei Dinge einerlei Eigenschaften haben, so sind sie einander gleich; wenn aber das eine Ding andere Eigenschaften hat, als das andere, so heißt es, sie sind unterschieden.

Kind.

Haha!

Vater.

Du hast Recht, mein Kind; also ist der Unterschied zwischen diesen beiden Münzen in der Farbe, oder vielmehr in dem Metalle, woraus sie geprägt sind; denn du weißt doch noch, wie dieses gelbe Metall heißt?

Kind.

Gold.

Vater.

Und dieses weiße hier?

Kind.

Silber.

Vater.

Also ist in der Gestalt und der Größe dieser beiden Münzen eine Gleichheit; aber in der Farbe? —

Kind.

Eine Ungleichheit.

Vater.

Oder, welches einerlei ist, ein Unterschied.

Erste Nahrung des gesunden Menschenverstandes.

Fritzchens Abschied von seinem Steckenpferde.

Da stehe du in gutem Frieden,
Du liebes Steckenpferdchen, du!
Nun werd' ich dich nicht mehr ermüden;
Vor mir hast du nun gute Ruh!

Ich soll dich nicht mehr wiedersehen! —
Warum? die Großen sind dir feind!
Ich soll nun in die Schule gehen,
Und lesen in dem Kinderfreund!

Das wollt' ich gern! Wenn nur das Sitzen,
Das Sitzen nicht so lästig wär'!
Da muß man ganze Stunden schwitzen,
Darf nicht so springen rund umher!

Darf nicht Galopp und Trab da reiten!
Denn in der Schule fehlt's an Raum;
Und unter all' den großen Leuten
Da wagt es unser Einer kaum!

Je nun, ich will darob nicht klagen;
Es muß ja nun einmal so sein!
Und alle wackre Leute sagen:
Das Winseln sei für Weiberlein.

Doch, eh' wir von einander scheiden,
Du liebes, gutes, buntes Pferd!
Nimm meinen Dank für alle Freuden,
Die du sonst deinem Fritz gewährt!

Wie manche, manche frohe Stunde
Hast du mir Kleinen nicht gemacht!
Wie hat nicht oft aus Herzensgrunde
Die gute Mutter drob gelacht!

Wer war in trüben Wintertagen
Mein Trost und meine Lust, als du?
Wer schützte Fritzchen vor den Plagen
Der langen Weile dann, als du?

Wie herrlich schmeckte deinem Reiter
Sein Mittagsbrot, sein frischer Trank!
Wie fröhlich war sein Herz, wie heiter!
Wie süß sein Schlaf auf harter Bank!

Das dank' ich dir, und weiß doch nimmer,
Wie ich es dir vergelten soll!
Doch lieben will ich dich auf immer,
Du gutes Ding! — Nun lebe wohl!

Overbeck.

Was heißt: glückselig sein?

Kind.

Was sind denn das für Menschen: glückselige Menschen? Herr Ernst hat mir heute davon gesagt.

Vater.

Glückselig, mein Kind, heißen wir, wenn es uns wohl geht, und wenn wir nicht besorgen dürfen, daß es über kurz oder lang uns einmal übel gehen werde. Denn wenn es uns übel geht, oder wenn wir nur besorgen müssen, daß es uns künftig übel gehen werde, so heißen wir unglückselig. Hältst du dich für glückselig oder für unglückselig?

Kind.

Für glückselig.

Vater.

Warum?

Kind.

Weil es mir wohl geht, sehr wohl!

Vater.

Es ist wahr, du bist gesund, hast, was du brauchst, und du bist vergnügt; aber weißt du denn auch gewiß, daß es dir immer so wohl gehen werde, als jetzt?

Kind.

Nein, das weiß ich nicht gewiß.

Vater.

So bist du auch noch nicht recht glückselig. Aber wünschest du nicht, es zu werden?

Kind.

O gern, wenn ich nur wüßte, wie man es machen muß, daß man recht glückselig wird!

Vater.

Das will ich dir gleich sagen: du mußt klug und fromm werden, das heißt, du mußt den lieben Gott kennen lernen, ihn lieb haben, und so leben, wie er es haben will. Wenn du das thust, so wird dich Gott wieder lieb haben, und alsdann wird es dir immer wohl gehn, oder du wirst glückselig sein.

Viele Menschen halten sich für glückselig, weil sie gut Essen und Trinken und schöne Kleider haben, oder weil sie vornehm und reich sind; aber sie sind darum nicht glückselig.

Denn diese guten Dinge hören einmal auf, wenigstens wenn ihre Besitzer sterben; und wenn sie nun nicht klug und fromm gelebt haben, so wird es ihnen nach dem Tode übel gehn.

Du sollst mir darüber selbst deine Meinung sagen. Wenn du alle Tage gut Essen und Trinken und auch schöne Kleider hättest, wärest aber nicht gesund, hieltest du dich da für glückselig?

Kind.

Nein.

Vater.

Wenn du nun aber gesund wärest, und Alles vollauf hättest, wärest aber ungezogen und würdest deßwegen von allen Menschen verachtet und gehasset; hieltest du dich da für glückselig?

Kind.

Nein.

Vater.

Also sei nicht ungezogen, sondern gieb dir Mühe, daß du artig und sittsam werdest, damit die Leute dich lieb haben; weil du sonst nicht glückselig werden kannst!

Wenn du nun aber auch noch so viel Freunde hättest, wüßtest aber gewiß, daß der liebe Gott dich nicht lieb hätte, weil du nicht fromm lebtest: wärest du da glückselig?

Kind.

Nein.

Vater.

Also sei fromm, damit Gott dich lieben kann; sonst ist es ganz unmöglich, daß du glückselig werden kannst.

Damit du die Sache noch besser verstehen lernest, will ich dir Etwas erzählen.

Ich habe einmal zwei Knaben gekannt; der eine hieß Christoph, und der andere Martin.

Christoph hatte arme Aeltern, Martin reiche.

Christoph lebte von Brot und Wasser, Martin von Torte, Braten, Thee und Kaffee.

Christoph hatte Kleider von grober Leinwand und Wolle, Martin von Seide.

Welchen hältst du nun für glückseliger?

Kind.

Martin.

Vater.

Höre mir weiter zu.

Christoph hielt seine schlechten Kleider reinlich und ordentlich, Martin hatte seine kostbaren Kleider immer beschmutzt und zerrissen.

Christoph war fleißig und sittsam, Martin faul und unbändig.

Christoph war bei seinen schlechten Speisen gesund, Martin war bei seinen Leckerbissen immer krank, und mußte einen Tag um den andern Arzenei einnehmen.

Christoph hatten alle Leute lieb, Martin ward von allen Leuten verachtet.

Hältst du noch Martin für glückseliger, als Christoph?

Kind.

Nein; nun glaube ich doch, Christoph war glückselig, und Martin nicht.

Vater.

Und da glaubst du ganz recht. Noch Etwas will ich dir erzählen; höre mir zu, mein Kind!

Es lebten zwei Menschen in einer Stadt, ein Reicher und ein Armer.

Der Reiche hatte alle Tage viele köstliche Speisen, der Arme nicht einmal satt trockenes Brot.

Der Reiche hatte kostbare Kleider, der Arme ging halb nackend.

Der Reiche war gesund und guter Dinge, der Arme war krank und elend.

Der Reiche hatte immer viel Leute um sich, die sich seine Freunde nannten, und mit welchen er schmauſete und sich vergnügte; der Arme hatte keinen einzigen Freund, und Niemand wollte ihm helfen.

Welcher von diesen Beiden scheint dir nun glücklicher gewesen zu sein: der Reiche, oder der Arme?

Kind.

O, der Reiche!

Vater.

So scheint es; aber gieb nur Acht, wie es am Ende ablaufen wird.

Nun wuchs der Burſche ſo heran
Im zügelloſen Weſen;
Der Bart verkündigte den Mann,
Doch konnt' der Mann kaum leſen.

Leer war der Kopf und roh der Sinn,
Wild, ungeſtüm und flüchtig;
Die edle Jugendzeit war hin,
Hans war zu nichts nun tüchtig.

Groß war er wol, doch ungeſchickt,
Und ſeiner Aeltern Schande!
Zuletzt ging er, von Schimpf gedrückt,
Aus ſeinem Vaterlande!

Was half ihm das? — Ihm fehlte ſtets
Geſchick und Brot und Ehre!
Denn, Freunde, wie mans treibt, ſo gehts;
Merkt euch die weiſe Lehre!

Overbeck.

Was iſt Mitleid?

Vater.

Nun, du haſt geluſtwandelt?

Kind.

Ja, Vater.

Vater.

Erzähle mir doch, was haſt du denn geſehen? Was haſt du gehört?

Kind.

Lieber Vater, es begegnete uns ein Bettler.

Vater.

Ich habe dir schon mehrmals gesagt, du sollst nicht Bettler sagen. Bettler ist ein schimpflicher Name, und wenn die Leute gleich arm sind, so muß man sie deßwegen doch nicht schimpfen.

Kind.

Es begegnete uns ein Armer, der hatte kein Hemde an, sondern nur lumpige Kleider; das sah ganz abscheulich aus.

Vater.

Abscheulich? — Ich dächte vielmehr erbärmlich. Was sagte denn der Arme?

Kind.

Er bettelte. — Nicht doch; er wollte gern etwas haben.

Vater.

Gabst du ihm nicht etwas?

Kind.

Lieber Vater, ich hatte nichts.

Vater.

Aber dauerte dich denn nicht dieser arme Mann?

Kind.

Nein, lieber Vater, ich fürchtete mich vor ihm, und lief so hurtig, als ich konnte.

Vater.

Das hättest du nicht nöthig gehabt; der arme Mann würde dir nichts gethan haben. Besser wäre es gewesen, wenn du Mitleiden mit ihm gehabt hättest.

Kind.

Was ist denn das, Mitleiden?

Vater.

Ich will es dir erklären. Wenn deine Mutter Kopf-

ſchmerzen hat, und auf dem Bette liegt: iſt dir das lieb oder nicht lieb?

Kind.

Es iſt mir nicht lieb.

Vater.

Alſo dauert dich alsdann deine liebe Mutter?

Kind.

Ja, Vater, ſie dauert mich ſehr.

Vater.

Nun, eben dieſes Dauern heißt man Mitleiden. Moritz iſt dein guter Freund; warum weinteſt du denn, als er letzthin ſich in die Hand geſchnitten hatte, und ſo viel Blut aus der Wunde lief? Fühlteſt du denn etwas davon?

Kind.

Ich fühlte wol nichts, aber es dauerte mich doch.

Vater.

Nun ſiehe, dieſes Dauern iſt Mitleiden; denn weil du ihn lieb haſt, ſo wünſcheſt du ihm lauter Gutes, und kein Böſes; wenn er fröhlich iſt, ſo freueſt du dich mit ihm, und wenn er leidet, ſo leideſt du mit ihm.

Du ſollſt aber alle Menſchen lieb haben, und alſo auch mitleidig ſein, ſo oft du einen Kranken oder Elenden ſieheſt.

Damit du ihnen aber auch eine Freude machen kannſt, ſo mußt du von deinem Taſchengelde immer etwas aufheben, um den Armen, die dich bitten, etwas geben zu können.

Kind.

Nun, das will ich auch gewiß thun, lieber Vater!

Erſte Nahrung des geſunden Menſchenverſtandes.

Soll man denn auch die bösen Menschen lieb haben?

Kind.

Lieber Vater, du sagtest, ich solle alle Menschen lieb haben.

Vater.

Ja, mein Kind, das sagte ich.

Kind.

O das kann man aber doch nicht!

Vater.

Warum nicht?

Kind.

Ja, den Heinrich kann ich doch unmöglich lieb haben!

Vater.

Warum denn nicht?

Kind.

Weil er so ein böser Junge ist.

Vater.

Ist er das?

Kind.

Ja wol! er ist immer so unartig, und so ungehorsam, und will andere Kinder immer schlagen.

Vater.

Ei, das ist häßlich.

Kind.

Na, siehst du, Vater, den kann ich doch unmöglich lieb haben?

Vater.

Freilich nicht so lieb, als den guten Jakob, der immer artig und folgsam ist, und Keinem was zuwider thut; aber, wenn Heinrich in einen Graben fiele, und

nicht wieder herauskönnte: wolltest du ihn liegen lassen, oder würdest du ihm die Hand reichen, um ihm wieder herauszuhelfen?

Kind.

Ich würde ihm die Hand reichen.

Vater.

Oder, wenn du sähest, daß ein Schwein in seinen kleinen Garten käme, und ihn umwühlte: würdest du es wühlen lassen, oder würdest du es hinausjagen?

Kind.

Ich würde es hinausjagen.

Vater.

Oder wenn du etwas dazu beitragen könntest, daß Heinrich seine Untugenden ablegte und artig würde, so artig, als Jakob ist: würdest du das nicht gern thun?

Kind.

O, sehr gern!

Vater.

Du wünschest ihm also doch nichts Böses?

Kind.

Nein.

Vater.

Würdest du vielmehr gern sehen, wenns ihm gut ginge, und bist du bereit, ihm zu helfen, wenn du kannst?

Kind.

Ja.

Vater.

Nun, liebes Kind, mehr verlangt man auch nicht von dir.

Kind.

Aber ich meine, ich sollte ihn auch lieb haben?

Vater.

Ganz recht; aber das heißt ja auch schon, Jemand

lieb haben, wenn man wünscht, daß es ihm wohl gehe, und wenn man auch bereit ist, etwas dazu beizutragen.

Kind.

Ja, dann!

Vater.

Freilich giebt es noch eine andere Art, Jemand lieb zu haben, wenn man nämlich gern in seiner Gesellschaft ist, und sich über ihn freut, weil er gut und liebenswürdig ist. Aber auf diese Art kann man nur die guten Menschen lieb haben.

Kind.

Ja, so habe ich den guten Jakob lieb!

Vater.

Und so kannst du den unartigen Heinrich nicht lieb haben, bis er auch wird artig geworden sein: denn wer mag mit unartigen Leuten gern in Gesellschaft sein? oder wer kann sich über ihre Unarten freuen?

Was willst du nun aber thun, wenn er wieder zu dir kommt, oder wenn er dich bittet, daß du wieder zu ihm kommest?

Kind.

Ich will ihm sagen, er möge sich erst bessern und nicht wieder so unartig sein, sonst könne ich nicht mit ihm umgehen.

Vater.

Gut, Kind; thue das, so wirst du ihn vielleicht auf bessere Wege bringen. Und glückt es dir, o dann freue dich! Dann hast du recht was Gutes gethan, und der liebe Gott, welcher Wohlgefallen daran hat, wird dich dafür lieben und es dir immer wohl gehen lassen.

C.

Was ist Ursache, und was ist Wirkung?

Vater.

Hast du schon gesehn, daß dein schöner Nelkenstock verwelkt ist?

Kind.

Ach ja, lieber Vater!

Vater.

Aber weißt du auch die Ursache davon?

Kind.

Ursache? Ich weiß nicht, was du damit meinest.

Vater.

Ich wundere mich, daß du das nicht weißt, da du mich doch so oft um die Ursache der Dinge fragst, die dir vorkommen.

Kind.

Ich?

Vater.

Du! Als ich heute zu Mittage mein Messer und meine Gabel weglegte, fragtest du da nicht, warum ich nicht mehr essen wolle? Als dein Bruder gestern nicht mehr in die Stube kommen wollte, fragtest du ihn da nicht: Warum willst du denn nicht hereinkommen?

Kind.

Ja, das that ich.

Vater.

Nun siehe, mit diesem Warum? fragst du allemal nach der Ursache; z. B. wenn du sprichst: warum ist denn der Nelkenstock verdorrt? so heißt das eben so viel, als wenn du sprächst: ich möchte gern die Ursache wissen, warum der Nelkenstock verdorrt ist;

oder, ich möchte gern wissen, was daran Schuld sei, daß der Nelkenstock verdorrt ist. (Er giebt dem Kinde einen leichten Schlag mit der Feder.) Was war das?

Kind.

Ein Schlag.

Vater.

Wer war die Ursache davon?

Kind.

J, das wareſt du, Vater!

Vater.

Richtig. Du siehst also, daß man unter dem Worte Ursache Dasjenige versteht, wodurch Etwas hervorgebracht oder gemacht wird. Aber weißt du auch, wie man dasjenige nennt, was von einer Ursache hervorgebracht oder gemacht wird?

Kind.

Nein.

Vater.

Das nennt man eine Wirkung; ich z. B. war die Ursache des Schlages, und der Schlag war eine Wirkung. — Laß doch hören, ob du mich verstanden hast! Nicht wahr, das Feuer, welches jetzt im Ofen brennt, macht, daß es hier in der Stube warm ist? Was ist also das Feuer?

Kind.

O, nun weiß ichs wol! Es ist eine Ursache.

Vater.

Aber was ist die Wärme in der Stube, die von diesem Feuer herrührt?

Kind.

O, das weiß ich auch! Es ist eine Wirkung.

Vater.

Richtig! (Er nimmt ein Glas, und schlägt mit dem Messer daran.) Was hörst du?

Kind.

Ich höre, daß es klingt.

Vater.

Gut; aber was ist nun wol die Ursache dieses Klingens? Oder warum klingt das Glas jetzt, da es doch vorher nicht klang?

Kind.

Weil du mit dem Messer daran schlägst.

Vater.

Recht; also wird das Anschlagen die Ursache, und das Klingen die Wirkung sein. (Er nimmt einen Stahl, und schlägt mit dem Feuerstein daran.) Was siehst du da?

Kind.

Ich sehe Funken.

Vater.

Woher kommen denn die Funken?

Kind.

Sie kommen aus dem Stahle.

Vater.

Nicht so, mein Kind; denn wenn ich den Stahl auf dem Tische liegen lasse, oder ihn bloß in der Hand halte: siehest du Funken herauskommen?

Kind.

Nein, da sehe ich keine.

Vater.

Oder siehest du aus dem Feuersteine Funken kommen, wenn er auf dem Tische liegt?

Kind.

Nein, auch da sehe ich keine.

Vater.

Aber ſobald ich mit dem Feuerſteine an den Stahl ſchlage, ſiehe, ſo kommen Funken. Was iſt alſo die Urſache der Funken?

Kind.

Das Anſchlagen.

Vater.

Allerdings. Das Anſchlagen iſt die Urſache der Funken, und die Funken ſind eine Wirkung des Anſchlagens.

Erſte Nahrung des geſunden Menſchenverſtandes.

Der Schmetterling.

Es war einmal ein hübſches Ding
Von Farben und Geſtalt,
Ein kleiner bunter Schmetterling,
Erſt wenig Stunden alt.

Sein ausgeſchweiftes Flügelpaar
War purpurroth und blau,
Geſäumt war es mit Golde gar:
Auch trug ers recht zur Schau.

Zu allen Blumen flog er hin,
Und rief, wie's Mährchen ſpricht,
Den Andern zu: „Wie hübſch ich bin!
„Bewundert ihr mich nicht?

„Gewiß, kein Vogel iſt ſo ſchön,
„So liebenswerth, als ich!
„Denn Keiner iſt, ihr müßts geſtehn,
„So ſchön geputzt, als ich.“

Hier traf nun auch von ungefähr
Der kleine bunte Mann
Im Klee, von süßer Bürde schwer,
Ein muntres Bienchen an.

„Weg, Biene,“ schrie er, „packe dich!
„Wie häßlich siehst du aus!“
Thor, sprach sie lächelnd, kennst du mich?
Komm erst, und sieh mein Haus.

Geschicklichkeit ist wahre Zier,
Und Güte nur gefällt;
Allein dein Putz — was nützt er dir?
Was nützt er wol der Welt?

Weiße.

Eulenspiegel und ein Fuhrmann.

Eulenspiegel ging eines Tages über Feld.

Unterwegs begegnete ihm ein Fuhrmann, der auf einer steinigen Straße seine Pferde über die Gebühr antrieb, daß sie laufen mußten.

Kann ich, fragte er im Vorbeijagen, wol noch vor Abend zur Stadt kommen?

Eulenspiegel antwortete: wenn ihr langsam fahrt.

Der Kerl ist wol nicht klug, dachte der Fuhrmann, und trieb seine Pferde nur noch mehr an.

Gegen Abend kam Eulenspiegel auf demselben Wege zurück, und traf denselben Fuhrmann wieder auf der Straße an, und zwar in großer Verlegenheit.

Von dem Jagen auf steinigem Boden war ihm ein Rad gebrochen.

Er konnte also mit seinem Wagen nicht von der Stelle, und mußte sich bequemen, die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen.

Sagte ichs euch nicht, sprach Eulenspiegel, daß ihr langsam fahren müßtet, wenn ihr noch zur Stadt wolltet? —

Dieser Eulenspiegel hatte unter andern die sonderbare Gewohnheit, daß er lachte, so oft sein Weg bergan ging, und hingegen weinte, so oft er den Berg auf der andern Seite wieder hinabstieg.

Warum mochte er das wol thun?

Wenn ich bergan steige, sagte er, so denke ich an das angenehme Thal, in welches ich auf der andern Seite wieder hinuntergehen werde, und freue mich schon zum voraus darauf.

Wenn ich aber bergunter gehe, so denke ich daran, daß mir bald wieder ein neuer Berg in den Weg kommen wird, den ich hinaufsteigen muß, und stelle mir schon zum voraus die Mühe vor, die mir das machen wird; und — setzte er hinzu — es wäre gut, wenn die Menschen bei dem Glück und Unglück ihres Lebens es eben so machten; so würden sie im Glücke nicht übermüthig, im Unglücke nicht verzagt werden.

C.

Das Kameel und die Katze.

Die Katze.

Willkommen, Bruder!

Kameel.

Wie? dein Bruder? Ich?

Katze.

Nun ja doch; ſieh nur, zieret mich
Ein Buckel nicht, ſo ſchön, als dich?

Kameel.

Mag ſein; doch kann der deinige auch tragen,
Was meiner trägt?

Katze.

Das ſollſt du mich nicht zweimal fragen!
Nur her damit, ich werd' es ſpielend tragen.

Kameel.

Bedenke, Thor, mein Pack iſt faſt für mich zu ſchwer.

Katze.

O welch Gerede! Doch nur her,
Nur her damit!

Kameel.

Es ſei! Tritt näh'r;
Da iſts!

Katze.

O weh mir! Welche Bürde!
Ich bin zerquetſcht!

Kameel.

Schon recht; wer nach der Würde
Der Großen ſtrebt, der fühl' auch ihre Bürde!

C.

Der Roſenſtock.

Wer ſchenkt mir ein Bäumchen in meinen Garten? ſprach Wilhelm zu ſeinen Geſchwiſtern.

Der Vater hatte jedem ein Stückchen Erdreich zum Bepflanzen gegeben.

Ich nicht! ich nicht! riefen zwei von ihnen; aber

Ach! ich! rief die gutherzige Lotte; was willst du für einen?

Einen Rosenstock, antwortete er; denn meiner, sieh! ist verdorrt.

Gut, sprach Lotte, und nahm den Spaten und wollte anfangen, ihn auszuheben.

Was seh' ich? sprach Wilhelm; du hast ja selbst nur zwei, und der da ist noch dazu so klein! So gieb mir doch wenigstens den!

Nein! nein! rief das Mädchen, der würde dir dann auch verdorren. Ich kann ihn ja in deinem Garten auch blühen sehn.

Wilhelm kriegte den Busch, und war froh.

Da ging der Gärtner vorüber, und trug einen Spanischen Fliederbaum.

Soll ich den da in die Stelle pflanzen? fragte er Lotten.

„Wenn er ihn sonst nicht gebrauchen kann."

Nein, sagte er, ich wollte ihn eben auf den Platz werfen, weil des Zeugs zuviel im Garten ist. Er setzte ihn ein.

Nun kam der Mai; Wilhelms Rosenstock gedieh, und trug viele schöne Rosen.

Davon kriegte Lotte jeden Morgen eine halb aufgeblühte Knospe in ihr Haar und an die Brust.

Aber der Flieder gedieh auch, und gab so viel Schatten, daß Lotte sich in der stärksten Mittagshitze darunter bergen konnte — ja sogar kam der Vater hernach oft unter diesen Baum, und erzählte in seinem Schatten lehrreiche Geschichten.

C.

Die beiden Hunde.

Spitz, der gutherzige, und Spatz, der neidische.

Eine Fabel.

Zwei Hunde dienten einem Herrn, aber sie waren von ungleicher Gemüthsart.

Spitz, der Hofhund, war gutwillig und freundlich; Spatz aber, der Schooshund, unfreundlich und neidisch.

Spitz konnte sich recht herzlich freuen, wenn sein Herr dem Spatz liebkosete; aber Spatz fing allemal an zu knurren, so oft sein armer Hausfreund es wagte, zu des Herrn Füßen auf allen Vieren hinzukriechen, um ihm auch eine Liebkosung abzugewinnen.

Kriegte Spatz ein Stückchen Fleisch, so wedelte Spitz mit dem Schwanze, und freuete sich so sehr darüber, als wenn ers selbst gekriegt hätte.

Wurde hingegen Spitzen einmal ein Knochen zugeworfen, so fing der Spatz ein Geschrei an, als wenn das Haus in Feuer stände; da denn der gutherzige Spitz den Knochen gemeiniglich im Stiche ließ, und, um Zank zu vermeiden, nach seiner Hütte schlich.

Dem Herrn, der dies einige Male bemerkt hatte, wollte das gar nicht gefallen an dem Spatz.

Eines Tages, da er bei Tische saß, warf er zu gleicher Zeit Beiden Etwas vor, dem Spatz ein Stück Fleisch, und dem Spitz einen Knochen.

Kaum sah der neidische Spatz, daß sein Gefährte auch was gekriegt hatte, als er sein Fleisch unwillig hinwarf, und auf Spitzen zusprang, um ihm den Knochen wegzunehmen.

Dieſer ließ es geſchehn, und wollte ſchon wieder nach ſeiner Hütte gehn.

Aber der Herr rief ihn zurück, gab ihm das Stück Fleiſch, welches Spatz hingeworfen hatte, und ſagte:

Friß, mein guter Hund; es iſt billig, daß du dies bekommeſt, weil dir jenes genommen iſt.

Spatz machte große Augen.

Und, fuhr der Herr fort, weil du ſo gutherzig und nachgebend biſt, der da aber ſo neidiſch und unfreundlich iſt, ſo ſollſt du künftig Haushund, und jener Hofhund ſein.

Fort mit ihm, an die Kette!

Geſagt, gethan. Spatz wurde angekettet, und Spitz blieb im Hauſe.

Da ſah man nun recht, was für ein Unterſchied zwiſchen einem guten und einem böſen Herzen iſt.

So oft der gute Spitz einen Leckerbiſſen kriegte, entzog er ihn ſeinem eigenen Munde, und brachte ihn zu Spatzens Hütte, wedelte mit dem Schwanze, und nöthigte ihn, davon zu eſſen.

Auch erbot er ſich von freien Stücken, ihm des Nachts Geſellſchaft zu leiſten in ſeiner Hütte, und ihn zu wärmen, daß er nicht frieren möchte.

Aber der neidiſche und tückiſche Spatz wollte nichts anrühren von Dem, was jener ihm brachte, und wies ſein freundliches Anerbieten mit Knurren ab.

Was geſchah? — Neid und Aerger über Spitzens Glück zogen ihm die Auszehrung zu, an der er ſterben mußte.

C.

Arzt.

Und warum nicht? — Gottlieb! Gottlieb! du scheinst mir ein unartiger Junge zu sein!

Gottlieb.

Lieber Herr Doktor, ich spreche wirklich nicht im Bösen so.

Arzt.

Gut! ich will dich nicht zwingen, aber ich werde es deinem Vater sagen, der mag sehen.

Gottlieb.

Ach, um Gottes Willen nicht! Bester Herr Doktor, daß doch ja mein lieber Vater davon nichts erfährt!

Arzt.

Du bist ein wunderlicher Junge! Aber ich muß es ja deinem Vater melden, wenn du mir nicht gleich selbst sagst, warum du nicht einnehmen willst.

Gottlieb.

Ach, lieber Gott! so muß ichs Ihnen denn wol sagen! Aber lassen Sie erst meine Brüder und meine Schwestern hinausgehen.

Der Arzt hieß die Kinder hinausgehen, und da sagte Gottlieb zu ihm:

Sehen Sie nur, lieber Herr, mein armer Vater kann in dieser theuren Zeit täglich nichts, als ein einziges Brötchen verdienen.

Das will er immer unter uns vertheilen; und da kriegt Jeder nur ein Stückchen, und er selbst nimmt wol gar nichts davon.

Das thut mir nun so weh, daß der arme Vater und meine armen Brüder und Schwestern hungern sollen; und da wollte ich lieber gar nichts essen, damit sie mein Stückchen unter sich theilen möchten.

Sehen Sie, deßwegen habe ich gesagt, daß ich krank wäre, und daß ich nicht essen könnte.

Aber daß es ja mein lieber Vater nicht erfährt!

Der Arzt trocknete sich die Augen, und sagte:

Aber hungert dich denn nicht, mein liebes Kind?

Gottlieb.

Ach ja, mich hungert wol recht sehr, aber das thut mir doch nicht so weh, als wenn ich meinen guten Vater und meine Brüder hungern sehen muß.

Arzt.

Aber du wirst sterben, wenn du nichts genießest.

Gottlieb.

Ich weiß wol, lieber Herr; aber ich will auch gerne sterben: so hat ja mein Vater für Ein Kind weniger zu sorgen, und ich bin dann bei dem lieben Gott, und bitte ihn, daß er meinem Vater und meinen Geschwistern zu essen gebe.

Der rechtschaffene Arzt war außer sich vor Mitleid und Freude, da er das fromme Kind so reden hörte.

Er nahm es in seine Arme, drückte es fest an seine Brust, und sagte:

Nein, guter Junge, du sollst nicht sterben!

Unser Aller Vater, der liebe Gott, wird für dich und die Deinigen sorgen.

Danke ihm, daß er mich zu euch geführt hat; ich bin bald wieder bei dir.

Er lief darauf nach Hause, bepackte einen Bedienten mit allerhand Speise, und kam eiligst mit ihm zurück zu Gottlieb und zu seinen hungrigen Geschwistern.

Gottlieb mußte sich mit an den Tisch setzen, und Alle aßen, bis sie satt waren.

Das war einmal ein Anblick für den guten Arzt!

Da er weggehen wollte, sagte er zu Gottlieb, er

ſolle unbekümmert ſein; er wolle ferner für ſie ſorgen.

Das that auch der rechtſchaffene Mann wirklich; er ſchickte alle Tage ſo viel zu eſſen, daß Alle davon ſatt werden konnten.

Andere gute Leute, die davon hörten, machten es eben ſo.

Der Eine ſchickte ihnen Speiſe, der Andere Geld, der Dritte Kleider, ſo daß ſie in kurzer Zeit mehr hatten, als ſie gebrauchten.

Sogar der Fürſt erfuhr, was Gottlieb für ſeinen Vater und für ſeine Geſchwiſter hatte thun wollen, und freute ſich ſehr darüber.

Er ließ den Bertram zu ſich holen, und ſagte:

Ihr habt einen wackern Sohn.

Daraus vermuthe ich, daß ihr ſelbſt ein guter Vater ſein müßt.

Ich habe daher befohlen, daß euch alle Jahre in meinem Namen hundert Thaler ausgezahlt werden ſollen.

Eure Kinder, beſonders Gottlieb, ſollen in allen nützlichen Künſten und Wiſſenſchaften unterwieſen werden; und wenn ſie dann etwas Rechts werden gelernt haben, ſo nehme ich es über mich, ſie zu verſorgen.

Bertram ging gerührt nach Hauſe, und dankte Gott auf ſeinen Knien, daß er ihm einen ſo guten Sohn gegeben habe. C.

Der ſchadenfrohe Kater, und der unſchuldig leidende Pudel.

Eine Fabel.

Ein boshafter Kater, Namens Murner, fand ein abſcheuliches Vergnügen daran, einem ehrlichen Pudel, ſo oft er konnte, Verdruß zu machen.

Wurde das Essen aufgetragen, hurtig sprang er auf den Tisch, mauſete in der Geſchwindigkeit das Erſte das Beſte, was er ablangen konnte, ließ ein Stück davon neben dem Pudel fallen, und ſprang zum offenen Fenſter hinaus.

Wenn dann die Bedienten wieder hineinkamen, und das Stück hingeworfener Speiſe bei dem Pudel liegen ſahn, ſo hielten ſie ihn für den Dieb, und der unſchuldige arme Pudel kriegte Schläge.

Ein andermal, wenn Murner wieder mit dem Pudel allein im Zimmer war, warf er ein Glas, oder eine Taſſe, oder was ſonſt eben für ein zerbrechliches Gefäß da war, neben dem Pudel zu Boden, und ergriff, wie gewöhnlich, die Flucht.

Der Pudel wurde dann abermals für den Thäter gehalten, und erbärmlich gepeitſcht.

Dieſer trug ſein Leiden mit Geduld; denn, dachte er, meine Unſchuld wird doch endlich einmal an den Tag kommen.

Eines Tages lag er im Sonnenſcheine, nicht weit vom Hühnerſtalle.

Nahe dabei hatte man eine Falle aufgeſtellt, um den Marder zu fangen, der Tags vorher ein paar Hühner geraubt hatte.

In der Falle lag ein todtes Huhn, um den Marder anzulocken.

Murner, der eben wieder auf neue Bubenſtücke ſann, ſah dieſes Huhn; und gleich faßte er den Anſchlag, dem armen Pudel wieder neue Schläge zuzuziehen.

Ich will das Huhn wegnehmen, dachte er, und in aller Stille mir gütlich damit thun; des dummen Pudels Rücken wird es dann entgelten müſſen.

Leiſe ſchlich er hin, um ſeinen Vorſatz auszuführen. Aber kaum berührte er mit ſeinen diebiſchen Pfoten

ſolle unbekümmert ſein; er wolle ferner für ſie ſorgen.

Das that auch der rechtſchaffene Mann wirklich; er ſchickte alle Tage ſo viel zu eſſen, daß Alle davon ſatt werden konnten.

Andere gute Leute, die davon hörten, machten es eben ſo.

Der Eine ſchickte ihnen Speiſe, der Andere Geld, der Dritte Kleider, ſo daß ſie in kurzer Zeit mehr hatten, als ſie gebrauchten.

Sogar der Fürſt erfuhr, was Gottlieb für ſeinen Vater und für ſeine Geſchwiſter hatte thun wollen, und freute ſich ſehr darüber.

Er ließ den Bertram zu ſich holen, und ſagte:

Ihr habt einen wackern Sohn.

Daraus vermuthe ich, daß ihr ſelbſt ein guter Vater ſein müßt.

Ich habe daher befohlen, daß euch alle Jahre in meinem Namen hundert Thaler ausgezahlt werden ſollen.

Eure Kinder, beſonders Gottlieb, ſollen in allen nützlichen Künſten und Wiſſenſchaften unterwieſen werden; und wenn ſie dann etwas Rechts werden gelernt haben, ſo nehme ich es über mich, ſie zu verſorgen.

Bertram ging gerührt nach Hauſe, und dankte Gott auf ſeinen Knien, daß er ihm einen ſo guten Sohn gegeben habe. C.

Der ſchadenfrohe Kater, und der unſchuldig leidende Pudel.

Eine Fabel.

Ein boshafter Kater, Namens Murner, fand ein abſcheuliches Vergnügen daran, einem ehrlichen Pudel, ſo oft er konnte, Verdruß zu machen.

Wurde das Essen aufgetragen, hurtig sprang er auf den Tisch, mauste in der Geschwindigkeit das Erste das Beste, was er ablangen konnte, ließ ein Stück davon neben dem Pudel fallen, und sprang zum offenen Fenster hinaus.

Wenn dann die Bedienten wieder hineinkamen, und das Stück hingeworfener Speise bei dem Pudel liegen sahn, so hielten sie ihn für den Dieb, und der unschuldige arme Pudel kriegte Schläge.

Ein andermal, wenn Murner wieder mit dem Pudel allein im Zimmer war, warf er ein Glas, oder eine Tasse, oder was sonst eben für ein zerbrechliches Gefäß da war, neben dem Pudel zu Boden, und ergriff, wie gewöhnlich, die Flucht.

Der Pudel wurde dann abermals für den Thäter gehalten, und erbärmlich gepeitscht.

Dieser trug sein Leiden mit Geduld; denn, dachte er, meine Unschuld wird doch endlich einmal an den Tag kommen.

Eines Tages lag er im Sonnenscheine, nicht weit vom Hühnerstalle.

Nahe dabei hatte man eine Falle aufgestellt, um den Marder zu fangen, der Tags vorher ein paar Hühner geraubt hatte.

In der Falle lag ein todtes Huhn, um den Marder anzulocken.

Murner, der eben wieder auf neue Bubenstücke sann, sah dieses Huhn; und gleich faßte er den Anschlag, dem armen Pudel wieder neue Schläge zuzuziehen.

Ich will das Huhn wegnehmen, dachte er, und in aller Stille mir gütlich damit thun; des dummen Pudels Rücken wird es dann entgelten müssen.

Leise schlich er hin, um seinen Vorsatz auszuführen. Aber kaum berührte er mit seinen diebischen Pfoten

das Huhn, als die Falle niederfiel, und ihm den Rücken zerschmetterte.

Auf sein Geschrei kamen Leute herbeigelaufen, die ihn aber schon todt fanden.

Da gerieth Jeder gleich von selbst auf die Vermuthung, daß eben dieser Kater auch wol alle die übrigen Schelmereien verübt habe, für welche der unschuldige Pudel die Strafe hatte leiden müssen.

Und weil es sich wirklich nachher fand, daß seit dem Tode des Katers dergleichen nicht wieder geschah, so gewannen alle Leute den guten Pudel lieb, und belohnten ihn für Alles, was er unverdienterweise gelitten hatte, reichlich.

C.

Der treue Hund.

Kinder, auch die Thiere sind erkenntlich gegen ihre Wohlthäter; wie viel mehr müssen wir es sein!

Sie lieben ihre Herren, sind ihnen treu und ergeben; doch eine Thierart mehr, als die andere.

Vornehmlich zeichnen sich hierin die Hunde vor allen andern aus. Das könnt ihr aus folgender traurigen Geschichte sehn.

Ein Kaufmann machte einst eine Reise zu Pferde, und sein treuer Pudel begleitete ihn zu Fuß.

Die Absicht dieser Reise war, von einem etwas entfernten Orte eine ansehnliche Summe Geldes abzuholen, die da Jemand dem Kaufmanne schuldig war.

Er empfing das Geld, und ritt vergnügt zurück nach Hause.

Unterwegs fiel der Mantelsack, worein er den Geld-

beutel gesteckt hatte, von dem Pferde herab zur Erde, weil er nicht fest genug war angeschnallt gewesen.

Der Kaufmann, der in Gedanken saß, merkte nichts davon; wol aber merkte es sein treuer Pudel.

Er versuchte, ob er den Mantelsack mit den Zähnen aufheben und seinem Herrn nachtragen könnte; aber er war ihm zu schwer.

Er lief also hin zu seinem Herrn, sprang an dem Pferde auf, und bellte so laut und unaufhörlich, daß der Kaufmann nicht wußte, was er davon denken solle.

Er gebot ihm, zu schweigen; aber umsonst! Er gab ihm einen Schlag mit der Peitsche; aber vergebens!

Der treue Hund fuhr fort, zu bellen und zu heulen, und an dem Pferde aufzuspringen, als wenn er seinen Herrn mit Gewalt herunterziehen wollte; und da ihn dieser durch mehr Peitschenschläge abwehrte, fiel er das Pferd an, um ihm durch Bellen und Beißen zu verstehn zu geben, daß es umkehren solle.

Der Kaufmann erschrak, und glaubte, daß er toll geworden sei. Er liebte den Hund, und es schmerzte ihn, daß er sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, ihn todt schießen zu müssen.

Lange bemühete er sich, ihn durch Zurufen zu besänftigen, aber da Alles nicht helfen wollte, ergriff er endlich die Pistole, zielte und drückte mit weggewandten Augen los.

Der gute Pudel stürzte, erholte sich aber wieder, und kroch ängstlich winselnd näher zu seinem Herrn.

Dieser konnte den Anblick nicht ertragen, gab dem Pferde die Sporen, und jagte davon.

Nach einer kleinen Weile konnte er sich gleichwol nicht enthalten, zurückzusehen, ob das arme Thier wol schon todt sei? Aber indem er sich auf dem Pferde

umdrehte, bemerkte er den Verlust seines Mantelsacks.

Wie ein Stein fiel es ihm da plötzlich aufs Herz, daß das wol die Ursache sein möchte, warum der Hund so sehr gebellt habe. Ich Grausamer! rief er aus, und jagte spornstreichs zurück, mehr wegen des armen Pudels, als wegen des Geldes besorgt.

Er fand ihn an der Stelle, wo er ihn geschossen hatte, nicht mehr, sondern sah aus der blutigen Spur, daß er weiter zurück müsse gekrochen sein. Voll Bekümmerniß folgte er dieser Spur: und — o wer vermag seine Betrübniß auszusprechen, da er das arme treue Thier neben dem Geldbeutel liegend fand, zu dem es zurückgekrochen war!

Er sprang vom Pferde, um zu sehen, ob es noch zu retten sein möchte?

Aber ach! — der sterbende Hund leckte ihm liebevoll die Hand — und verschied.

C.

Fritzchens Abendgedanken.

Der Tag ist hin, und seht, die Augenlieder
Sind matt, und fallen zu.
Der schöne Tag! — doch morgen kommt er wieder,
Ich geh' indeß zur Ruh.

Gespielet hab' ich heut', gelacht, gesprungen;
Gewiß, das freut mich sehr!
Doch ist mir's auch im Lernen wohl gelungen;
Und das, das freut mich mehr.

Ich habe meinen Aeltern viel Vergnügen
Mit meinem Fleiß gemacht!
O schön! das soll mich süß in Schlummer wiegen,
Und würzen mir die Nacht.

Mir wird von frommen, guten Kindern träumen,
Die schon im Himmel sind,
Und spielen unter schönen Apfelbäumen. —
Komm, süßer Traum, geschwind!

Nein, komm noch nicht! laß mich vor allen Dingen
Hinauf gen Himmel sehn,
Und meinen Dank dem lieben Gotte bringen,
Vor dem die Engel stehn.

Du lieber Gott, hast alles Das gegeben,
Was mich so sehr erfreut,
Gesundheit, Aeltern, Lehrer, und daneben
Die liebe Sommerzeit,

Den schönen Garten, Wiesen, Bach und Lauben,
Mein liebes Blumenbeet,
Mein allerliebstes kleines Haus voll Tauben,
Und all' mein Spielgeräth!

Du hast mir auch den schönen Tag gegeben,
Und Zeit zu Fleiß und Spiel,
Und dies vergnügte süße, süße Leben,
Und noch so tausend viel!

O, lieber Gott! ich danke dir, ich danke!
O, sei mir ferner gut!
Du Gütiger! nochmals: ich danke, danke!
Sei mir doch ferner gut!

Gieb, daß ich dich und meine Aeltern liebe,
Und gerne folgsam sei,
Auch immer mich in allem Guten übe;
Und steh mir immer bei!

Ach, was erfleht man nicht von dir für Gaben!
O Gott! ich faſſ' es kaum!
Laß Alle Theil an deinem Segen haben!
Und — komm nun, schöner Traum!

Overbeck.

Der junge Reisende.

Der junge Schnellfuß, der große Luſt zu reiſen hatte, begab ſich mit ſeinem Hofmeiſter auf den Weg.

Kaum aber war er an einen fremden Ort gekommen, ſo fragte er ſchon: wo gehen wir nun weiter hin? und wollte ſich niemals Zeit laſſen, Dasjenige zu beſehen, was daſelbſt Gutes und Merkwürdiges zu ſehen war. So ſehr verlangte ihn ſtets, nach neuen Gegenden zu kommen!

Sein Hofmeiſter bat ihn, er möge ſich doch etwas verweilen, er werde ſonſt keinen Nutzen von ſeiner Reiſe haben, ſondern bloß von einem Orte zum andern geflogen ſein.

Vergebens! Er konnte ihn nicht dazu bewegen. Aber was erfolgte?

Als der junge Menſch nach Hauſe kam, wußte er von allen Oertern, die er durchlaufen war, weiter nichts, als den bloßen Namen derſelben zu ſagen.

Da ſah er ſeine Thorheit ein, und mußte ſich ent-

schließen, dieselbe Reise noch einmal zu machen, wenn er Nutzen davon haben wollte.

So geht es auch Denen, die niemals auf Dasjenige Acht geben, was ihr Lehrer ihnen jetzt erklärt, sondern nur immer weiter wollen, nur nach Dem, was folgt, fragen; sie wissen darüber am Ende gar nichts. —

Wer was Rechts lernen will, der muß sich Zeit nehmen, auf Alles, was vorkommt, genau zu achten, und nicht eher zu dem Ende eines Buchs eilen wollen, als bis er den Anfang recht gefaßt hat.

C.

Der übereilte Bau.

Einem erwachsenen Manne, der in seiner Jugend eben so, wie der junge Schnellfuß, sich verwöhnt hatte, ging es nicht besser.

Er verlangte einst von einem Baumeister, daß er ihm ein Haus von drei Stockwerken bauen solle.

Indeß nun dieser beschäftigt war, den Grund zu dem ersten Stockwerke zu legen, trieb ihn schon der Bauherr an, daß er das zweite fertig machen solle.

Der Baumeister bat, er möge sich doch so lange gedulden, bis er erst einen festen Grund dazu gelegt habe; aber er ließ ihm keinen Frieden, bis er seinen Willen erfüllte und das zweite Stockwerk aufrichtete, ohne vorher mit dem ersten fertig geworden zu sein.

Kaum waren die Eckpfeiler des zweiten Stocks aufgerichtet, so mußte er auch schon am dritten arbeiten, weil der Mann vor Begierde brannte, sein Haus vollendet zu sehen. Aber was geschah?

Ehe noch das Oberste von dem Hause fertig werden

konnte, stürzte schon das ganze Gebäude wieder ein, weil es nicht ordentlich und eins nach dem andern aufgeführt war.

Da mußte man denn von vorne wieder anfangen.

C.

Fritzchens Lob des Landlebens.

Rühmt immer eure große Stadt,
Und laßt ihr Lob erschallen!
Mein liebes kleines Dörfchen hat
Mir dennoch mehr gefallen.

Hier muß ich ganze Tage lang
Im öden Zimmer sitzen;
Dort konnt' ich frei und ohne Zwang
Die schönen Tage nützen.

Am frühen Morgen konnt' ich gleich
In meinen Garten hüpfen;
Und nach den Vögeln im Gesträuch,
Ihr Nest zu suchen, schlüpfen.

Wenn ich ein Röschen offen sah,
Wie pflegt' ich dann zu springen,
Und es mit Freuden der Mama
Zum Morgengruß zu bringen!

Sie nahm es freundlich, küßte mich
Für meine kleine Mühe,
Und sah mich an, und freute sich,
Daß ich nicht minder blühe.

Da ging ich immer Hand in Hand
Mit meiner Schweſter Käthchen;
Der gleichet doch im weiten Land
Und in der Stadt kein Mädchen.

Sanft, wie ein Maientag, iſt ſie,
Geſchäftig, wie ein Bienchen.
Sie fütterte des Morgens früh
Im Hühnerhof die Hühnchen.

Ein Lämmchen, weißer als der Schnee,
Folgt' ihr am rothen Bändchen,
Wohin ſie ging, und aß den Klee
Aus ihrem weißen Händchen.

Die Blumen wuchſen ſchöner, die
Mir unſer Gärtner ſchenkte,
Wenn die geliebte Schweſter ſie
An meiner Seite tränkte.

Ans kleine Schmerlenbächlein ging
Sie oft mit mir zum Fiſchen,
Und ließ, wenn ich ein Fiſchchen fing,
Mitleidig es entwiſchen.

Da zürnt' ich manches Mal mit ihr,
Doch war es gleich vorüber,
Und nach dem Schmollen hatten wir
Einander deſto lieber.

Nun muß ich, wie ein Vögelein,
Getrennt von ſeinen Lieben,
Im goldnen Käfich eingeſperrt,
Mich Tag und Nacht betrüben.

O, dürft' ich, liebes Dörfchen, dich
Nur einmal wieder sehen;
Gewiß, die Städter sollten mich
Sobald nicht wieder sehen.

Overbeck.

Der Thau auf Rosenblättern.

Sieh doch, Kleiner, diese Perle,
O wie hell und rein
Glänzt sie auf dem Purpurblättchen
Hier im Sonnenschein!

Als ich gestern nach dem Donner
Diese Rose sah,
Ach! da hingen große Tropfen
Trüben Regens da.

Stürme wollten sie entblättern;
Aber sieh! wie jetzt
Jener Morgensonne Schimmer
Sie nun wieder letzt!

Oft wird heut' ein Sturm des Leides
Ueber dich ergehn;
Ach! dann werden trübe Thränen
Dir im Auge stehn.

Aber morgen, guter Knabe,
Morgen — freue dich! —
Drängen Freudenthränen wieder
Aus dem Auge sich.

Bild der Unschuld ist die Rose;
Sei ihr gleich, sei gut!
Tugend nur schenkt wahre Freuden,
Und im Unglück Muth.

Overbeck.

Das gute Mädchen.

Von Kranon in Frankreich wurde neulich folgende angenehme Geschichte gemeldet.

Der Herr dieses Orts, der gewiß ein guter Mann ist, weil er gute Leute lieb hat, thut Alles, was er nur kann, um seine Leute auch gut zu machen.

Er giebt deßwegen alle Jahr 200 Thaler aus seiner Tasche, und die giebt er halb dem Manne, oder dem Burschen, halb aber der Frau oder Jungfer, die sich am besten aufgeführt haben.

Er giebt ihnen dies Geld öffentlich in der Kirche, und daselbst werden auch ihre Namen öffentlich genannt, und die guten Handlungen erzählt, wodurch sie sich der Belohnung werth gemacht haben.

Diejenigen, welche dies Jahr so belohnt wurden, waren ein alter Mann und eine Jungfer.

Der alte Mann wurde für gut gehalten, weil er 78 Jahr gelebt hatte, und Niemand war, der ihm etwas Uebles nachsagen konnte, Jedermann aber gestehen mußte, daß er von Jugend an fleißig gearbeitet habe, daß er immer dienstfertig und freundlich gegen Jedermann gewesen sei, und daß er sechs Kinder erzogen habe, mit welchen alle Menschen zufrieden wären; und dann auch darum, weil er eine alte 80jährige Ehefrau

hatte, die lange schon blind war, der er mit vieler Beschwerde warten mußte, und der er dennoch gern wartete, ohne jemals dabei zu murren und mit ihr oder mit seinem Schicksale unzufrieden zu sein.

Die Jungfer aber war ein Mädchen, das wir nicht besser beschreiben können, als wenn wir Das erzählen, was der Pfarrer von ihr versichert. Derselbe sagt:

Da ich der Jungfer melden sollte, daß sie unter den Frauenspersonen Diejenige sei, der für dieses Jahr der Preis zuerkannt werde, so fand ich sie beschäftiget, das Brusttuch ihres kränklichen Vaters zu flicken; und da ich ihr sagte, künftigen Sonntag würde ich ihr den Kranz aufsetzen, und sie im Namen des Herrn öffentlich beschenken weil ihre Tugend bekannt geworden sei, so antwortete sie: das verdiene ich nicht!

Und ich erwiederte: So verdient es ihre Tugend.

Sie sah mir aber mit großen Augen ins Gesicht, und sagte: ich weiß von keiner Tugend!

Wie? sprach ich da, ists etwa, daß wir in der Person uns irren? Ist sie es nicht, die schon in ihrem elften Jahre bei fremden Leuten dienen ging?

Ja, sprach sie, denn ich wollte meinen armen Aeltern nicht ihr Bißchen Brot vor dem Munde wegnehmen, sondern mir selbst das meinige verdienen.

Ich fragte nun weiter: Ist ihre Herrschaft nicht jedesmal mit ihr zufrieden gewesen?

Und sie erwiederte: Ich that Alles, so gut ich konnte, und weiter bekümmerte ich mich um nichts!

Nicht wahr, fragte ich da ferner, schon in ihrem 15ten Jahre ist sie wieder zurückgekommen, und bis hierher in ihres Vaters Hause geblieben?

Sie antwortete hierauf: Ja; das bin ich. Meine Mutter wurde damals krank, da mußte sie Pflege ha-

ben; und nun nach ihrem Tode auch mein alter kranker Vater.

Sie hat also wol, fuhr ich fort, mit ihrer Hände Arbeit ihren abgelebten Vater und auch ihre kleine Schwester hier ernährt?

Und sie versetzte: So viel ich konnte, habe ich gethan; und das wäre ja auch abscheulich, wenn das Einer nicht thun wollte! Er ist ja mein Vater, er hat ja mich erzogen, und das kann er nun nicht mehr bei meiner Schwester thun!

Ich sah nun wol, daß hier kein Irrthum war, und sagte also: Habe sie guten Muth, liebe Jungfer; sie wird nun bald weniger Plage haben.

Hundert Thaler wird sie bekommen, und da wird sich bald ein guter Mann finden, der sie zur Frau nimmt und sie versorgt. — Sie antwortete: Das hat denn gewiß noch eine Weile Zeit! Denn bin ich gleich 21 Jahr schon alt, so ist doch diese meine Schwester nur noch klein; und kann die wol sich und unsern Vater nähren?

Dies ist's, was der Pfarrer von diesem guten Mädchen erzählt; und daraus sieht man denn wol, Wen unser Herr und unsere Leute hier für gut zu halten pflegen.

C.

Der Knabe und sein Vater.

Ein Schüler aß, wie viele Knaben,
Die Datteln für sein Leben gern;
Und um des Guten viel zu haben,
Pflanzt' er sich einen Dattelkern

In seines Vaters Blumengarten.
Der Vater sah ihm lächelnd zu,
Und sagte: Datteln pflanzest du?
O Kind, da mußt du lange warten!
Denn wisse, dieser edle Baum
Trägt oft nach zwanzig Jahren kaum
Die ersten seiner süßen Früchte.
Karl, der sich dessen nicht versah,
Hielt ein, und krauſ'te das Gesichte.
Ei, sprach er endlich zum Papa,
Das Warten soll mich nicht verdrießen,
Belohnt die Zeit nur meinen Fleiß,
So kann ich ja dereinst, als Greis,
Was jetzt der Knabe pflanzt, genießen.

Ungenannter.

Winterlied.

Jauchzet, wenn der Frühling weckt!
Aber gebt dem Winter
Auch sein Löbchen; denn es steckt
Wahrlich was dahinter.

Lange Tage sind wol gut,
Doch die kurzen geben
Rasche Beine, warmes Blut,
Schmausekraft daneben.

Seht, im Sommer hängt das Kinn
Müd' und matt herunter;
Winterluft macht Herz und Sinn
Stark, und wach, und munter.

Hinterm Ofen sitzt und heckt
Schelmerei die Streiche;
Pößchen bahlt, und Muthwill neckt,
Kurzweil strengt die Bäuche.

Schaut das schöne weiße Land,
Wie's in Silber strahlet!
Und den sonniglichen Rand
Hell mit Gold bemalet!

Stampft die schneebedeckte Bahn!
Klingt sie nicht wie Schellen?
Was kann Mai, der Sommermann,
Dem entgegenstellen?

Blumen sind, bei Ja und Nein!
Allerliebste Sachen,
Und der Sommer pflegt sich fein
Breit damit zu machen;

Doch weiß auch der Januar
Blumen aufzutreiben;
Künstlich wachsen sie sogar
An den Fensterscheiben.

Drum den Winter auch geliebt,
Wie ihn Gott gegeben!
Was der liebe Gott uns giebt,
Dient zum frohen Leben.

Wer vergnügt ist, der lebt wohl;
Alle Jahreszeiten
Sind der guten Gaben voll
Und voll Fröhlichkeiten.

Overbeck.

Geschichte dreier braven Männer.

1. Woltemade.

Bei dem Vorgebirge der guten Hoffnung, unten in Afrika, lag ein Schiff vor Anker, welches nach Batavia in Ostindien segeln wollte.

Es wartete auf guten Wind; aber plötzlich entstand der heftigste Sturm.

Der wüthete zwei Tage und zwei Nächte in einem fort, zerbrach die Masten, zerriß die Segel und die Ankerseile, hob das Schiff bald hoch in die Luft, und warf es bald wieder in den tiefsten Abgrund hinunter.

Endlich blieb es auf einer Sandbank sitzen, und nun wurde ein Stück desselben nach dem andern von den Wellen losgerissen.

Das sahen die Einwohner eines Dorfes, welches nahe an der Küste lag.

Gern wollten sie den Unglücklichen, welche auf dem Schiffe waren, helfen; aber sie hatten kein Fahrzeug.

Unter ihnen war Woltemade, ein alter Bauer von siebzig Jahren.

Dieser läuft, ohne ein Wort zu sagen, nach seiner Hütte, wirft sich auf sein Pferd, eilt nach der Küste zurück, und ruft um sich her: Menschen, laßt uns Menschen retten!

Und so stürzt er sich mit dem Pferde ins schäumende Meer, schwimmt mitten durch die hohen Wogen auf 300 Schritte weit bis an das Schiff, und ruft den Elenden Trost und Hülfe zu.

Zwei von euch, sagte er, springen herab, und fassen den Schweif meines Pferdes an! Gott wird uns hinüber helfen: dann komme ich wieder und hole noch mehre.

Eiligst hängen Zwei sich an des Pferdes Schweif, und der Greis schwimmt mit ihnen durch.

Kaum hat er sie glücklich ans Ufer gebracht, so stürzt er sich von neuem in das brausende Meer, ruft abermals zwei Gefährten zu seiner gefährlichen Reise vom Schiffe herab, kommt abermals glücklich ans Ufer, und fährt auf dieselbe Weise fort, bis er 14 Menschen gerettet hat.

Die Geretteten beten ihn beinahe an; seine Anverwandte und seine Freunde hingegen beschwören ihn mit Thränen, sich der Gefahr doch nun nicht von neuem auszusetzen.

Aber da war kein Halten.

Woltemade hört und sieht auf nichts, als auf Diejenigen, die noch in Gefahr sind, reißt sich abermals los, schwimmt wiederum zum Schiffe hin, und bittet dort wiederum, wie zuvor.

Unglücklicherweise wirft, seinem Verbote zuwider, sich noch ein Dritter herab, ergreift im Fallen den Zügel des schon entkräfteten Pferdes, zieht mit demselben das arme Thier in den Abgrund hinunter, und ersäuft sich selbst, seine beiden Gefährten und — Jammer! auch den trefflichen Woltemade! E.

2. Bouffard.

Zu Dieppe in Frankreich kam neulich ein Schiff an, eben da ein heftiger Sturmwind blies, und es lief Gefahr, von den Wellen gegen die hervorragende Landspitze geworfen und zertrümmert zu werden.

Es war schon Abends um 9 Uhr, und die Annäherung der Nacht machte den fürchterlichen Zustand der auf dem Schiffe befindlichen zehn Personen noch schrecklicher.

Ein Lothsmann versuchte zu vier verschiedenen Malen, auszulaufen, um das Schiff, wo möglich, in den Hafen zu bringen; aber vergebens! Der entgegenblasende Sturm war so heftig, daß er jedesmal unverrichteter Sache zurückgetrieben wurde.

Schon hatte man zur Rettung dieser Unglücklichen alle Hoffnung aufgegeben.

Aber plötzlich trat ein großmüthiger Mann hervor, der entschlossen war, sein eigenes Leben zu wagen, um das Leben Derer zu retten, die er nicht kannte.

Bouffard ist sein Name; und sein Stand? — Er ist nur ein armer Lothsmann.

Er hatte anfänglich versucht, das Schiffsvolk durch ein Sprachrohr zu benachrichtigen, wie sie steuern müßten; aber die Dunkelheit der Nacht, das Heulen des Windes und das Rauschen der Wellen verhinderten, den Schiffer zu sehen und zu hören; und bald darauf wurde das Schiff von dem Sturme auf den Strand geworfen.

Das Jammergeschrei der Unglücklichen, die das Schiff unter sich schon in Trümmern zerfallen sahn, machte den braven Bouffard taub gegen die Vorstellungen und Bitten der Seinigen, welche ihn abhalten wollten, die beschlossene That zu wagen.

Er band sich mitten um den Leib ein Tau, befestigte das andere Ende desselben an seinem Kopfe, riß sich darauf von Weib und Kindern los, und warf sich mitten in die schäumenden Wellen, um dieses Tau an das Schiff zu bringen.

Er schwamm auch glücklich hin, aber in dem Augenblicke, da er das Tau ablangen wollte, ward er von einer Welle ergriffen, und gewaltsam an das Ufer zurückgeworfen.

Bouffard ließ sich durch diesen ersten unglückli-

chen Versuch nicht abschrecken. Er erneuerte ihn vielmehr fünfmal hinter einander, und wurde immer wieder nach dem Lande zurückgetrieben.

Schon bedeckten die vom Schiffe losgerissenen Breter und Balken die Oberfläche des Wassers zwischen dem Schiffe und dem Ufer, und der Augenblick war nahe, daß der ganze Ueberrest in Trümmern zerfallen wollte.

Boussard warf sich von neuem ins Wasser.

Plötzlich wurde er durch eine Welle dergestalt ans Schiff geschlagen, daß man ihn für todt hielt.

Aber er lebte, der brave Mann, kam einen Augenblick nachher wieder hervor, und zwar mit einem Matrosen in den Armen, der sich von dem Schiffe in die See geworfen hatte, und versunken wäre, wenn sein Retter ihn nicht ergriffen hätte.

Diesen, der bereits ohne Bewegung und fast todt war, brachte er zuerst ans Ufer.

Dann glückte es ihm, nach großer Mühe, das Schiff zu erreichen und das Tau hinaufzuwerfen.

Durch Hülfe desselben wurden sechs Menschen von dem Schiffe glücklich ans Ufer gezogen.

Noch war Einer übrig, der sich auf dem Schiffe festgebunden hatte, weil er krank war, und nicht so viel Kräfte hatte, um sich mit dem Stricke ans Land ziehen zu lassen.

Boussard raffte seine letzten Kräfte zusammen, riß sich aus den Armen Derer, die ihn zurückhalten wollten, los, und sprang noch einmal in See, um, wo möglich, auch diesen zu retten.

Es gelang ihm, und er hatte nun die himmlische Freude, acht Menschen am Ufer zu sehen, die, nächst Gott, ihm allein ihr Leben zu verdanken hatten.

Zwei waren ertrunken, deren Leichen man den folgenden Morgen am Strande fand. C.

3. Ein Ungenannter.

In Italien liegt eine Stadt, die heißt Verona, und bei derselben fließt ein Strom vorbei, welcher die Etsch genannt wird.

Diese Etsch war neulich im Winter zugefroren.

Ein plötzlich einfallendes Thauwetter aber brach das Eis, und machte den Strom auf einmal anschwellen.

Die Gewalt des Grundeises riß einen der Brückenbogen an beiden Ufern ein; nur der mittelste Bogen that noch einigen Widerstand.

Auf demselben ruhete ein kleines Häuschen, in welchem sich der Zöllner mit seiner ganzen Familie befand.

Das Geschrei dieser Unglücklichen, welche um Rettung fleheten, zog eine Menge Menschen herbei; aber da war Keiner, der es wagen wollte, ihnen zu Hülfe zu kommen.

Indeß sank ein Stück dieses letzten Bogens nach dem andern hin, und man erwartete mit jedem Augenblicke den gänzlichen Einsturz desselben.

Plötzlich sprengte unter die Menge der mitleidigen Zuschauer ein edler Graf (Spolverini war sein Name) und hielt einen Beutel mit Gelde empor, den er Demjenigen zu geben versprach, der den unglücklichen Zöllner mit seiner Familie retten würde.

Aber es fand sich Keiner; denn die Lebensgefahr, die damit verbunden war, schien Allen zu groß und zu schrecklich zu sein.

Endlich drängte sich durch den Haufen ein armer Landmann, dem wol Niemand so viel Edelmuth zugetraut hätte.

Derſelbe ſprang in einen Kahn, und ruderte, der Gewalt des Eiſes und der Wellen ungeachtet, hin zu dem einſtürzenden Bogen.

Die ſchon von Todesangſt ergriffene Familie des Zöllners ließ ſich eiligſt an einem Seile hinab in ſeinen Kahn, und glücklich brachte er ſie ans Ufer.

Kaum waren ſie gelandet, ſo ſtürzte der Bogen mit dem Häuschen ein. Die Luft erſcholl vom Frohlocken der Zuſchauer.

Jetzt bot der Graf dem edelmüthigen Erretter die verheißene Belohnung dar; aber wer erſtaunte nicht, da er dieſen kaltblütig zurücktreten und ſich weigern ſah, den Beutel anzunehmen.

Für Geld, ſprach er, habe ich mein Leben nicht gewagt; hier iſt eine unglückliche Familie, die jetzt Habe und Gut verloren hat; ihr geben Sie, was Sie für mich beſtimmt hatten.

Mit dieſen Worten kehrte er ſich um, und verlor ſich unter der Menge.

Sein Name iſt nicht bekannt geworden, aber im Himmel ſteht er angeſchrieben. —

Der Volksdichter Bürger hat dieſen merkwürdigen Vorgang in folgendem ſchönen Liede kräftig beſungen:

C.

Das Lied vom braven Manne.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohes Muths ſich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Geſang.
Gottlob! daß ich ſingen und preiſen kann,
Zu ſingen und preiſen den braven Mann.

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer,
Und schnob durch Welschland, trüb' und feucht;
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wann der Wolf die Herde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst,
Auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee,
Der Sturz von tausend Wassern scholl,
Das Wiesenthal begrub ein See,
Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll;
Hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis,
Und rollten gewaltige Felsen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
Aus Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her,
Und mitten stand ein Häuschen drauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind.
O Zöllner! O Zöllner! Entfleuch geschwind!

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran,
Laut heulten Sturm und Wog' ums Haus.
Der Zöllner sprang zum Dach hinan,
Und blickt' in den Tumult hinaus. —
Barmherziger Himmel! Erbarme dich!
Verloren! Verloren! Wer rettet mich! —

Die Schollen rollten, Schuß auf Schuß,
Von beiden Ufern hier und dort,
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler sammt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter, als Strom und Wind.

Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß,
An beiden Enden, hier und dort,
Zerborſten und zertrümmert, ſchoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umſturz ſich. —
Barmherziger Himmel, erbarme dich!

Hoch auf dem fernen Ufer ſtand
Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein,
Und Jeder ſchrie, und rang die Hand;
Doch mochte Niemand Retter ſein.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind. —

Wann klingſt du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan! So nenn' ihn, nenn' ihn dann!
Wann nennſt du ihn, mein ſchönſter Sang?
Bald nahet der Mitte Umſturz ſich;
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!

Raſch galoppirt ein Graf hervor,
Auf hohem Roß, ein edler Graf!
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und ſtraff. —
Zweihundert Piſtolen ſind zugeſagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt!

Wer iſt der Bravé? Iſt's der Graf?
Sag' an, mein braver Sang, ſag' an!
Der Graf, beim höchſten Gott! war brav!
Doch weiß ich einen bravern Mann. —
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!
Schon naht das Verderben ſich fürchterlich.

Und immer höher ſchwoll die Flut;
Und immer lauter ſchnob der Wind;
Und immer tiefer ſank der Muth. —
O Retter! Retter! komm geſchwind!
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborſt und brach;
Laut krachten und ſtürzten Bogen nach.

Halloh! Halloh! Friſch auf gewagt!
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein Jeder hört's, doch Jeder zagt;
Aus Tauſenden tritt Keiner vor.
Vergebens durchheulte mit Weib und Kind
Der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind. —

Sieh, ſchlecht und recht ein Bauersmann
Am Wanderſtabe ſchritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm ſein Wort,
Und ſchaute das nahe Verderben dort.

Und kühn, in Gottes Namen, ſprang
Er in den nächſten Fiſcherkahn;
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang,
Kam der Erretter glücklich an.
Doch wehe! der Nachen war allzuklein,
Der Retter von Allen zugleich zu ſein.

Und dreimal ſchwang er ſeinen Kahn,
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang;
Und dreimal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die Letzten in ſichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort. —

Wer iſt, wer iſt der brave Mann?
Sag' an, ſag' an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt' ein Leben dran,
Doch that er's wol um Goldesklang,
Denn ſpendete nimmer der Graf ſein Gut,
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut. —

Hier, rief der Graf, mein wackrer Freund,
Hier iſt der Preis! Komm her, nimm hin! —
Sag' an, war das nicht brav gemeint? —
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn! —
Doch höher und himmliſcher, wahrlich, ſchlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

Mein Leben iſt für Gold nicht feil.
Arm bin ich zwar, doch eſſ' ich ſatt.
Dem Zöllner werd' eu'r Geld zu Theil,
Der Hab' und Gut verloren hat!
So rief er mit herzlichem Biederton,
Und wandte den Rücken und ging davon. —

Hoch klingſt du Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer ſolchen Muths ſich rühmen kann,
Den lohnt kein Gold, den lohnt Geſang.
Gottlob! daß ich ſingen und preiſen kann,
Unſterblich zu preiſen den braven Mann!

Die jungen Reiſenden.

Drei Söhne reicher Aeltern hatten von ihrem Taſchengelde eine Summe von 300 Thalern erſpart.

Sie wurden eins, daß ſie dafür gemeinſchaftlich eine

Lustreise durchs Land thun wollten, und erhielten von ihren Aeltern die Erlaubniß dazu.

Sie reiseten also ab, und freueten sich schon zum voraus über die vielen schönen Gegenden und merkwürdigen Sachen, die ihnen zu Gesicht kommen würden.

Sie waren aber kaum zwei Meilen weit gekommen, als sie in der Ferne ein starkes Feuer gewahr wurden.

Sie eilten dem Orte zu, und fanden die unglücklichen Einwohner des Dorfes mit dem Löschen eines Brandes beschäftigt, der schon einige ihrer Häuser verzehrt hatte.

Die edlen Jünglinge blieben keine müßigen Zuschauer dabei.

Sie halfen vielmehr, so sehr sie immer konnten; und der Brand wurde gelöscht.

Man dankte ihnen für ihre Hülfleistung; sie aber sahen einander schweigend an, verstanden sich, gingen auf den Pfarrer zu, und übergaben ihm die 300 Rthlr., welche sie verreisen wollten.

Verwenden Sie dieses, sagten sie zu ihm, zum Besten der armen Abgebrannten.

Wir haben die Absicht unserer Reise schon erreicht, und können nun immer wieder umkehren. Wir wollten dieses Geld zu unserm Vergnügen anwenden, und das ist nun geschehen.

Mit diesen Worten verließen sie den gerührten Geistlichen, kehrten zurück nach ihrer Vaterstadt, und die Segenswünsche der dankbaren Landleute und Aller, die diese schöne That vernahmen, folgten ihnen nach.

C.

Aesop.

Aesop ging einst nach einem Städtchen hin.
Ein Wandrer kommt, der grüßet ihn,
Und fragt: Wie lange, Freund, hab' ich zu gehen
Bis zu dem Flecken dort, den wir von weitem sehen?

Geh! spricht Aesop. Und er: Das weiß ich wol,
Daß, wenn ich weiterkommen soll,
Ich gehen muß. Allein du sollst mir sagen,
In wie viel Stunden? —
Nun, so geh! —
Ich sehe wol!
Brummt hier der Fremde, dieser Kerl ist toll,
Ich werde nichts von ihm erfragen,
Und dreht sich um, und geht.
Hei! ruft Aesop, ein Wort!
Zwei Stunden nur, so bist du dort!

Der Wandrer bleibt betroffen stehen;
Ei, ruft er, und wie weißt du's nun? —

Und wie, versetzt Aesop, konnt' ich den Ausspruch thun,
Bevor ich deinen Gang gesehen?

L. H. Nicolai.

Der drollige Affenfang.

Am Oronoko-Flusse, in Amerika, bedient man sich, wie erzählt wird, eines sonderbaren Mittels, die Affen zu fangen. Hier ist eine Beschreibung davon.

Die Affen finden einen sonderlichen Geschmack an dem Indischen Korne, welches Mais genannt wird.

Davon thut man nun Etwas in ein Gefäß, welches einen langen und zugleich sehr engen Hals hat, so daß ein Affe nur eben die eine Pfote hineinbringen kann. Und dieses Gefäß stellt man dann unter einen Baum, worauf man einen Affen sitzen sieht, und geht davon.

Kaum hat der Affe es bemerkt, so steigt er herab, steckt sein Pfötchen in den engen Hals, und nimmt eine Handvoll Mais vom Boden auf.

Nun kann er aber die geschlossene Pfote nicht wieder zurückziehen; und sie aufzumachen, und den Mais, dessen er sich einmal bemächtiget hat, wieder fahren zu lassen, dazu kann er sich auch nicht entschließen, es koste was es wolle.

Er fängt also ein klägliches Geschrei an, als wenn er in großen Nöthen wäre, ungeachtet es nur bei ihm steht, sich wieder frei zu machen.

Aber seine Begierde nach dem Mais ist so groß, daß er sich lieber tödten, als seine Beute fahren läßt.

Die Jäger versichern, niemals erlebt zu haben, daß auch nur ein Einziger die Pfote aufgemacht hätte, um sich durch Flucht zu retten.

Diese sonderbare Thorheit der Affen hat zu folgendem erdichteten Gespräch Anlaß gegeben:

Der Sklav und der Affe.

Eine Fabel.

Sklav.

Mich zu erwarten! O, des Thoren!

Affe.

Was willſt du denn?

Sklav.

Du biſt verloren;
Dich tödten will ich!

Affe.

Mich? Um eine Handvoll Mais?
Fi! Bruder Menſch, ſtinkſt ja von Geiz!

Sklav.

's iſt nicht für mich; bin nur ſtatt meines Herren hier.

Affe.

So iſt dein Herr ein wildes Thier,
Und du, ſein Sklav, biſt eine feige Memme!

Sklav.

Wart', Unthier! —

Affe.

Muß ja wol; bin leider! in der Klemme.
Geſteh' nur, daß es ſchimpflich ſei,
Aus bloßem Zwang als Sklav zu handeln.
Bin nur ein Aff', doch bin ich frei!

Sklav.

Das wäre! — Sei's denn, Aff'! magſt diesmal mandeln,
Wohin du willſt. Fort, fort nur; ſäume nicht!

Affe.

Ach, ſiehſt ja wol, woran's gebricht!

Sklav.

Mach' auf die Hand!

Affe.

Das kann ich nicht!
Da würd' ich ja den schönen Mais verlieren!

Sklav.

So giebt's der Sklaven denn auch unter Thieren:
Ein Bischen Mais ist dein Tirann,
Der meinige ein weißer Mann.
Stirb, Sklav! Muß meines Herren Willen,
Wie du des deinigen, erfüllen.

C.

Badelied.

Zum Bade! zum Bade!
Vom Blumengestade
Hinab in die wallenden Fluten!
Die Sonne gebietet;
Sie wütet, sie wütet
Mit himmeldurchströmenden Gluten.
Ha! wie so gelinde
Die lispelnden Winde
Die glühenden Wangen uns kühlen!
Wie schäumend die hellen,
Lichtblinkenden Wellen
Die schwebenden Hüften umspülen!
Bald tauchen wir nieder,
Bald heben wir wieder
Uns rudernd aus sandigen Tiefen;
Und kämpfen und ringen,
Stromüber zu dringen,
Daß Locken und Wangen uns triefen!

Auf Wogen zu schweben,
Sich jauchzend zu heben,
Welch Wonnevergnügen, ihr Brüder!
Da rauschen den Kummer
Die Wellen in Schlummer,
Da stählt man die nervigen Glieder!
Durchbrauset die Flächen
Von Flüssen und Bächen,
Von pappelumschatteten Teichen!
Bis Flockengewimmel
Und Stürmegetümmel
Den lachenden Sommer verscheuchen!

Overbeck.

Gespräch

zwischen dem Herrn von S. und einem armen Greise.

Herr v. S. (zu den Bedienten).

Warum laßt ihr einen so guten Alten nicht gerade zu?

Der Alte.

Gnädiger Herr, sie wollten — ich aber wollte nicht.

Herr v. S.

Und warum?

Der Alte.

Ich schäme mich, es zu sagen, da ich Sie sehe. Ich thue Etwas, das ich nicht gewohnt bin. Ich komme — zu betteln.

Herr v. S.

Vater! — wäret ihr mein leiblicher Vater, ich würde mich eurer nicht schämen. Dies habt ihr aber

freilich nicht wissen können. Ich habe gute Freunde bei mir; seid so gut, einer davon zu sein.

Der Alte.

Nein, Herr! und wenn sie Alle wären, wie Sie; ich habe nicht Zeit.

Herr v. G.

Was habt ihr denn zu thun?

Der Alte.

Was Wichtiges, Herr! zu sterben. — Ich will wol Alles sagen, weil wir allein sind: ich habe nur höchstens acht Tage noch zu leben.

Herr v. G.

Wie wißt ihr das?

Der Alte.

Das weiß ich so — ich kann es selbst nicht sagen — weil ich es weiß, weil ich es fühle, weil es gewiß ist; und nun — meine Tochter und ihr Mann haben mich zwei Jahre ernährt.

Herr v. G.

Da haben sie ihre Schuldigkeit gethan.

Der Alte.

Ich hatte mir so viel Geld gesammelt, um Niemand aufs Alter beschwerlich zu fallen. Wie gings? Ich lieh dies Geld einem adeligen Herrn. Der aß und trank, und war fröhlich und guter Dinge, bis er nichts wiedergeben konnte. Verzeihen Sie, gnädiger Herr! Sie sind auch ein Edelmann; allein ich sage die Wahrheit.

Herr v. G.

Und ich höre sie so gern, beträfe sie mich auch selbst, als ihr sie nur sagen könnt.

Der Alte.

Klüger wär's gewesen, wenn ich mich zu Tode ge-

arbeitet hätte. Da fiel ich aber einmal blaß und bleich hin, und das hielt ich für Gottes Wink, in dieser Welt zu schließen. Gnädiger Herr! ich habe nicht die Arbeit gescheut; wie ich jung war, kurirt' ich mich mit Arbeit, ich habe nie andere Arznei gebraucht. Was Einen in der Jugend stärkt, schwächt im Alter — ich konnte nicht, Herr; ich hatte schon ein halb Jahr bloß gebetet und gesungen, da ging mein Geld verloren! Ich versuchte meinen Arm, ich fing an zu wollen, ich wollte in ganzem Ernst; allein ich konnte nicht, ich konnte nicht — verzeihen sie diese Thränen! Ich habe keine betrübtere Stunde, als eben diese Probestunde gehabt, wo ich so schlecht bestand.

Herr v. G.

Da gingt ihr zu euren Kindern?

Der Alte.

Ja, Herr! und sie kamen mir entgegen. Ich habe nur eine Tochter, ich fand aber an ihrem Manne einen Sohn! Was sie hatten, hatte ich. Sie pflegten mich, obgleich ich ihnen keinen Dreier nachlassen konnte. Gott labe sie dafür an seinem himmlischen Freitische, auch aus Gnade und Barmherzigkeit, wie sie's hier an mir gethan!

Herr v. G.

Und jetzt, Vater, sind sie gegen euch kälter?

Der Alte.

Nein, Herr, das nicht! Aber sie sind arm geworden. Das Gewitter schlug ihr Häuschen zu Grunde. Sie hatten etwas zu meinem Begräbnisse zurückgelegt — ich bin nun so ein alter Geck auf ein ehrliches Begräbniß — und diesen Sterbepfennig, Herr! haben sie angreifen müssen — drum gehe ich betteln. Wenn ich sterbe, so sollen sie die unvermuthete Freude haben, mein Begräb-

niß bestellt zu finden. Sie hätten geborgt, Herr! um mir nach meinem Tode zu Gefallen zu leben, das weiß ich; allein das wollte ich nicht. So bin ich, Herr! ein alter Mann, allein ein junger Bettler!

Herr v. G.

Wo wohnt ihr denn?

Der Alte.

Herr, Verzeihung! das sage ich nicht, meiner und meiner armen Lieben wegen.

Herr v. G.

Verzeihung, Alter, daß ich's gefragt habe! Gott züchtige mich, wenn ich euch nachsehe!

Der Alte.

Das ist brav, gnädiger Herr! In acht Tagen sehen Sie gen Himmel; dann (Gott sei gedankt!), dann ist meine Wohnung nicht mehr geheim. —

Herr v. G. (giebt ihm fünf harte Thaler).

Nehmet, Vater, Gott sei mit euch!

Der Alte.

Herr, so viel? Nein, Herr! so war es nicht gemeint. Ich brauche nur noch Einen Thaler, das Uebrige habe ich nicht nöthig. — Im Himmel brauche ich nichts.

Herr v. G.

Gebt's euren Kindern.

Der Alte.

Behüte Gott, Herr! Meine Kinder können noch arbeiten; sie selbst brauchen nichts.

Herr v. G.

Zum neuen Hause, Alter!

Der Alte (bringt ihm das übrige Geld wieder auf).

Es steht schon!

Herr v G.

Ihr macht mich roth, Vater!

Der Alte.

Nun, dann sind wir's Beide. Ich bin es auch über und über, weil ich einen Thaler angenommen habe. Sparen Sie, gnädiger Herr, das Uebrige für Leute, die länger für Sie beten können, als ich.

Herr v. G.

Ihr bewegt mich, Vater!

Der Alte.

Ich hoffe, ich habe auch Gott bewegt, der lasse es Sie nicht missen!

Herr v. G.

Wollt ihr was essen?

Der Alte.

Ich habe schon gegessen, Milch und Brot.

Herr v. G.

Aber mitnehmen?

Der Alte.

Nein, Herr! ich will dem lieben Gotte nicht ins Amt fallen. Alle Leute, die mich sahen, boten mir Essen an. Ich habe mir aber den Magen nicht verderbt. Es wäre ein schlechter Dank beim lieben Gott, wenn ich jetzt mitnehmen wollte. Doch — ein Glas Wein, ein einziges!

Herr v. G.

Mehr, Vater! —

Der Alte.

Nein, Herr, nur eins. Mehr trage ich nicht. — Sie sind es werth, daß ich zum letzten Male vom Gewächse des Weinstocks bei Ihnen trinke. Es soll der letzte Weintropfen sein, den ich in der Welt nehme, sonst würde ich ihn nicht gefordert haben. Nun kann ich im Himmel erzählen, wo ich den letzten Labetrunk

genossen. — Lieber Gott! ein Glas kalt Wasser bleibt schon nicht unvergolten.

(Der Herr v. G. holte den Wein selbst, der alte Mann hob seine Hände gen Himmel, da er allein war, und sprach:)

Den letzten Wein! Das Nachtmahl habe ich schon vor acht Tagen genommen; lieber Gott, erquicke den Geber, wenn ihn kein Trunk mehr erquickt!

Herr v. G. (der den Wein bringt).

Hier, Vater! — Ich habe mir auch ein Glas mitgebracht, wir müssen zusammen trinken!

Der Alte (gen Himmel).

Habe Dank, lieber Gott, für alles Gute, für diese Welt, habe Dank! (Er trinkt etwas.) Jetzt (zum Herrn v. G., indem er mit ihm anstößt): Gott schenke Ihnen ein sanftes Ende, wie ich's gewiß haben werde!

Herr v. G.

Vater, bleibt diese Nacht hier, ich bitte euch! Kein Mensch soll euch sehen, wenn ihr es so wollt.

Der Alte.

Nein, Herr, ich kann nicht. Meine Zeit, Sie wissen, ist edel.

Herr v. G.

Gott, großer Gott! Womit kann ich euch noch dienen?

Der Alte.

Herr! ich wünschte Ihretwegen, daß ich noch mehr brauchte. Sie sind ein lieber, guter Herr; allein ich habe auf der Welt nichts mehr, als — noch einen Handschuh nöthig. Ich habe ihn verloren.

Herr v. G.

Gleich!

Der Alte (allein).

Zum letzten Male gelabt! Dort wird es besser sein.

Herr v. G. (bringt ein Paar Handſchuhe).

Hier, Alter!

Der Alte.

Den einen brauche ich nicht; nur Einen habe ich gefordert.

Herr v. G.

Warum den andern nicht auch?

Der Alte.

Dieſer Hand fehlt nichts. Es iſt bloß die Linke, die die Luft nicht vertragen kann. — Ich werde an Sie denken! (Er giebt dem Herrn v. G. die rechte, bloße Hand.)

Herr v. G.

Und ich an euch! O, Alter! mir iſt es ſchwer, mein Wort zu halten. —

Der Alte.

Deſto beſſer, Herr, für Sie, wenn Sie's doch halten!

Herr v. G.

Noch einmal eure Hand, Alter! Es iſt Segen Gottes darin.

Der Alte.

Gott ſegne Sie!

Herr v. G.

Und helfe euch!

Lebensläufe in aufſteigender Linie.

Junker Wilhelm, der Sohn des Herrn v. G., war anfangs mit im Zimmer geweſen, und hatte geſehn, daß der gute Alte nicht mehr, als Einen Thaler, annehmen wollte. Er war darauf hinausgegangen, um ſeine Sparbüchſe zu beſuchen. Dann hatte er ſich hinter eine Gartenhecke verſteckt, bis der alte Mann vor-

überginge. Er ließ ihn erst ziemlich weit gehen, dann lief er ihm nach, auf dem Feldwege, und rief: Vater! Vater! — Der Alte stand still, und der Kleine, der zu ihm kam, sagte:

„Lieber Mann, mein Vater hat gedacht, daß der Thaler, den er ihm gegeben hat, in dieser Gegend nicht recht bekannt ist. Er schickt ihm hier einen andern dafür, und jenen soll ich wieder mitbringen."

Der Alte nahm den Thaler aus seiner Hand, und wollte den andern aus der Tasche hervorziehen.

Aber husch! flog Junker Wilhelm davon; noch ehe der Alte ihm nachrufen konnte, war er ihm schon aus dem Gesichte.

Dem frommen Greise stürzten die Thränen aus den Augen. Er sah gen Himmel, und rief aus: Gott! Gott! giebt es schon hier solche Engel, was werde ich nicht erst im Himmel sehen!

C.

Gespräch

über diesen letzten Vorgang.

Lotte.

Das war aber doch nicht hübsch von dem Junker, daß er die Unwahrheit sagte!

Vater.

Unwahrheiten zu sagen ist sonst freilich etwas sehr Häßliches, und man kann den Leuten, die das thun, unmöglich recht gut sein.

Lotte.

Aber diesem Junker bin ich doch gut!

Vater.

Mir gehts auch ſo. Woher mag das wol kommen?

Lotte.

Ich weiß nicht; aber ich habe ihn wirklich recht lieb.

Vater.

Warum ſagte er denn wol eine Unwahrheit?

Lotte.

Ja, weil der alte Mann ſonſt das Geld nicht würde genommen haben.

Vater.

Und warum wollte er denn, daß der alte Mann das Geld annehmen möchte?

Lotte.

Weil er ihm gern etwas ſchenken wollte, und weil der alte Mann ſo gut war.

Vater.

Alſo, zu weſſen Vortheil ſagte er die Unwahrheit? Zu ſeinem eigenen, oder zu des Alten.

Lotte.

Zum Beſten des Alten.

Vater.

Er hatte alſo keine ſchlimme, ſondern die beſte Abſicht von der Welt, indem er unwahr redete; nicht?

Lotte.

Ja.

Vater.

Und wurde wol irgend ein Menſch auf der Welt durch dieſe Unwahrheit beleidiget?

Lotte.

Nein.

Vater.

Nun ſiehſt du, liebe Lotte, dies iſt der einzige Fall,

da es recht ist, eine Unwahrheit zu sagen, wenn nämlich kein Mensch dadurch beleidiget, sondern vielmehr wirklich etwas Gutes dadurch gestiftet wird. — Aber wenn nun eben sein Lehrer, oder seine Mutter, oder die Obrigkeit dazu gekommen wäre, und von dem Junker verlangt hätte, daß er die reine Wahrheit sagen sollte: was hätte er in diesem Falle thun müssen?

Lotte.

Ja, dann! — Hätte er's dann wol sagen müssen?

Vater.

Allerdings, meine Liebe! Sobald Personen, die ein Recht haben, zu fordern, daß wir ihnen Alles, Alles sagen, was wir denken, irgend ein Geständniß von uns verlangen, so dürfen wir ihnen nichts verschweigen, und wäre es noch so unschuldig!

Lotte.

Und wer hat denn das Recht, das von uns zu fordern?

Vater.

Alle Menschen haben ein Recht, von uns zu verlangen, daß wir sie durch Unwahrheit nicht zu hintergehen suchen. — Aber fordern, daß wir alle unsere Gedanken, auch die geheimsten, an den Tag legen, das können nur Diejenigen, welchen wir in allen Stücken Gehorsam schuldig sind; nämlich unsere Aeltern und unsere Vorgesetzten.

Lotte.

Danke, lieber Vater, daß du mir das gelehrt hast!

C.

Man kann sich bessern, wenn man nur recht ernstlich will.

Euch, ihr Kinder, die ihr so unglücklich seid, irgend eine böse Gewohnheit angenommen zu haben, euch zum Troste erzähle ich folgende Geschichte, weil ihr daraus lernen könnt, daß es möglich ist, sich von Fehlern zu bessern, wenn man nur recht ernstlich will.

Meta, ein liebenswürdiges Mädchen, war bis in ihr sechstes Jahr die Freude ihrer Aeltern gewesen.

Nachher hatte sie, ich weiß nicht wie, eine Untugend angenommen, welche sonst nur denjenigen Hunden eigen zu sein pflegt, die man knurrige oder beißige nennt.

Wurde sie irgend eines Fehlers wegen getadelt, so ließ sie das Gesicht hängen. Griff Jemand etwas von ihren Sachen an, so fuhr sie auf ihn los, als wolle sie ihn beißen.

Wurde ihr Etwas befohlen, das sie nicht gern that, oder wurde ihr Etwas abgeschlagen, das sie gern gehabt hätte, so brummte sie für sich, oder warf beim Hinausgehen die Thür heftig hinter sich zu.

Von dieser Zeit an war sie der Kummer ihrer Aeltern, und kein Mensch im Hause mochte sie mehr leiden.

Zwar bereuete sie fast immer ihren Fehler, so oft er begangen war, und weinte zuweilen bittere Thränen darüber; aber doch fiel sie immer wieder von neuem in denselben zurück.

Eines Abends (es war am Weihnachtsabend) wollte sie ihrer Mutter nachlaufen, welche mit einem zugemachten Korbe in ein Nebenzimmer ging.

Die Mutter gebot ihr, zurückzubleiben; gleich machte sie wieder ihr grämliches Gesicht, und warf die

Thür so unsanft hinter sich zu, daß die Fenster klirrten.

Nach einer halben Stunde wurde sie wieder hineingerufen.

Wie versteinert stand sie da, als sie das ganze Zimmer erleuchtet, und den Tisch mit lauter schönen Spielsachen bedeckt sah. Sie konnte kein Wort sprechen.

Tritt näher, Meta, sagte die Mutter, und lies auf diesem Papiere, für Wen dies Alles soll.

Meta trat näher, und las auf einem Zettel, der oben auf den schönen Sachen lag, folgende Worte: Für ein freundliches Kind, zur Belohnung seines willigen Gehorsams. Sie schlug darauf die Augen nieder, und sagte kein Wort.

Nun, Meta, fragte die Mutter, für Wen ist's? — Nicht für mich, antwortete Meta, und die Thränen traten ihr in die Augen.

Hier ist noch ein anderer Zettel, sagte die Mutter; laß doch sehn, ob der dich auch nicht nennt.

Meta las: Für ein unfreundliches, mürrisches Kind, welches seinen Fehler erkennt, und von heute an sich bessern will. — Das bin ich, rief sie aus, stürzte der Mutter in die Arme, und weinte heftig. Die Mutter weinte auch, halb aus Kummer über ihr verwöhntes Kind, halb aus Freude über die Reue desselben.

Nun so nimm, sagte sie nach einer kleinen Weile, was dein ist, und Gott helfe dir zu thun, was du dir jetzt vorgenommen hast.

Nein, liebe Mutter, antwortete Meta, ich will es nicht nehmen, als bis ich so bin, wie der erste Zettel sagt, daß ich sein soll. Hebe du mir Alles so lange auf, und sage mir, wann ich es nehmen soll.

Diese Antwort machte der Mutter viel Freude. Sie legte die Sachen in eine Bequemlade, gab dem Kinde

den Schlüssel dazu, und sagte: Hier, liebe Meta, hast du den Schlüssel; brauche ihn, sobald du glaubst, ihn brauchen zu dürfen.

Schon waren sechs Wochen verstrichen, ohne daß Meta sich ihres vorigen Fehlers auch nur im geringsten wieder schuldig gemacht hatte.

Da schmiegte sie eines Tages sich um den Hals ihrer Mutter, und fragte mit halberstickter Stimme: Darf ich jetzt, liebe Mutter? — Du darfst, mein Kind! antwortete die entzückte Mutter, und schloß sie liebevoll in ihre Arme. Aber sage mir doch, wie hast du es denn gemacht, daß du deinen Fehler los geworden bist?

Ich habe immer daran gedacht, antwortete Meta; und dann, so habe ich auch alle Morgen und alle Abend den lieben Gott gebeten, daß er mir helfen möge. Da ist es mir immer leichter geworden.

Die Mutter vergoß die süßesten Freudenthränen. Meta nahm die ihr zugedachten Sachen in Besitz, und sah sich nachher geliebt von allen Menschen.

So kann ein fester Vorsatz und Gebet auch Kinder von ihren Fehlern heilen.

Die Mutter erzählte diese glückliche Veränderung einst in Gegenwart eines Kindes, welches ebendieser Untugend schuldig war.

Dieses wurde dadurch so gerührt, daß es sich auf der Stelle vornahm, Meta's Beispiele zu folgen, um auch so gut und so liebenswürdig zu werden, als sie.

Auch diesem gelang es. — Und so ward also Meta nicht allein für sich besser und glücklicher, sondern verursachte noch dazu, daß auch andere Kinder sich besserten.

Welches Kind wollte sich und Andern nicht auch gern diese Freude machen! Elise Reimarus.

Frühlingsliedchen.

Die Luft ist blau, das Thal ist grün,
Die kleinen Maienglocken blühn,
Und Schlüsselblumen drunter;
Der Wiesengrund
Ist schon so bunt,
Und malt sich täglich bunter.

Drum komme, wem der Mai gefällt,
Und freue sich der schönen Welt
Und Gottes Vatergüte,
Die diese Pracht
Hervorgebracht,
Den Baum und seine Blüte.

Overbeck.

Wie sehr man Ursache hat, mit jeder Einrichtung der Natur zufrieden zu sein.

Ach, warum ist es doch so brennend heiß! sagte Mariane zu ihrer Mutter, und trocknete den Schweiß von der triefenden Stirn und von den glühenden Wangen. (Es war einer der heißesten Erntetage.) Fast kann ich nicht mehr athmen.

Warum es so heiß ist, mein Kind, kann ich dir in einigen Wochen besser sagen, als jetzt, sprach die Mutter; jetzt will ich dich bloß erinnern, daß Gott es ist, der es so heiß werden läßt, und daß dieser gütige Vater nichts thut oder geschehen läßt, was uns nicht gut wäre.

Mariane schwieg, und glaubte ihrer Mutter, von der sie immer die Wahrheit gehört hatte.

Auch bemühete sie sich, die Beschwerden der Hitze, die noch eine Zeit lang anhielt, mit vieler Geduld zu ertragen.

Der Monat August flog dahin, und mit ihm die Hitze.

Die kühlern Lüfte des Herbstmonats und der mildere Sonnenschein lockten Marianen täglich in den Garten.

Das Obst war nun reif, und man begann auch hier die Ernte.

Mariane bewunderte die reizende Pracht der Aepfel, Birnen und Pfirsichen, und über die Süßigkeit ihres Geschmacks ging nichts. Der Honig selbst dünkte sie nicht süßer.

Ach! Mutter, wie so herrliche Früchte hat Gott uns geschenkt! rief Mariane. Wie gütig muß er sein! Wie lieb muß er uns haben! —

Ja, mein Kind; aber da sieh nun einmal, fast hättest du mit ihm gezürnet, als er sie uns geben wollte.

Wisse nun, eben die Hitze, die dich fast ungeduldig gemacht, eben die gab unsern Früchten die reizende Farbe und den herrlichen Geschmack.

Gewöhne dich, mein Kind, mit Allem, was er thut, zufrieden zu sein; denn immer wirst du, es sei früh oder spät, erfahren, daß er's gut mit uns meinte.

Elise Reimarus.

Von der Eichel und dem Kürbiß.

Kind, mit Weisheit und Verstand
Ordnete des Schöpfers Hand
Alle Dinge. Sieh umher,
Keines steht von ungefähr,
Wo es steht. Das Firmament,
Wo die große Sonne brennt,
Und der kleinste Sonnenstaub,
Deines Athems leichter Raub,
Trat auf Gottes Allmachtswort
Jegliches an seinen Ort.
Alles ist in seiner Welt
Gut und weise. Dennoch hält
Mancher Thor es nicht dafür,
Ach! und meistert Gott in ihr!

Solch ein Thor war jener Mann,
Den ich dir nicht nennen kann,
Der, als er an schwachen Ranken
Einen Kürbiß hangen sah,
Den verwegenen Gedanken
Hegete: nein, solche Last
Hätt' ich an so schwachem Reis
Wahrlich doch nicht aufgehangen!
Manchen Kürbiß, gelb und weiß,
Reih in Reih in gleichem Raum,
Hätt' ich wollen lassen prangen
Hoch am starken Eichenbaum.

Also denkend geht er fort;
Kommt ermüdet an den Ort

Einer Eiche; lagert sich
Längelang in ihren Schatten,
Und schläft ein.

Die Winde hatten
Manche Woche nicht geweht;
Aber als er schläft, entsteht
Schnell ein Sausen. Starke Weste
Schütteln Blätter, Zweig' und Aeste,
Und vom hohen Gipfel fällt
Dem Verbesserer der Welt
Eine Eichel auf die Nase.

Plötzlich rafft er aus dem Grase
Sich erschrocken auf; die Nase
Blutet, und der kluge Mann
Hebt hierauf mit Seufzen an:

O, wie thöricht war ich nicht,
Da ich unbedachtsam wollte,
Daß der Eichbaum eine Frucht,
Gleich dem Kürbiß, tragen sollte!
Traf ein Kürbiß mein Gesicht,
Ja, dann lebt' ich sicher nicht!
Dumm, sehr dumm hab' ich gedacht!
Gott hat Alles wohl gemacht.

Gleim.

Gespräch.

Minna und Lina.

Minna.

Die lieben Weihnachten, die habe ich doch recht lieb; denn da kriegt man immer so schöne Sachen.

Lina.

Ich auch, Minna, ich habe sie auch lieb, und kann die Zeit kaum erwarten. Alle Nächte träumt mir davon.

Minna.

Weißt du wol noch, wie vor'm Jahre der große Saal ganz erleuchtet war von unsern brennenden Bäumen, und wie wir über alle die schönen Sachen ganz erstaunt standen, und nicht wußten, was wir vor Freude sagen und thun sollten?

Lina.

Ja, und weißt du noch, wie Vater und Mutter da um uns herum waren, und ihre Herzensfreude an uns hatten, und sich an unserm Gelärm und Gewühl nicht satt sehen und hören konnten? — Ach! Minna, das Geben muß doch recht was Herrliches sein! Noch niemals habe ich sie vergnügter gesehen, als den Abend, da wir Alle vor Lust in die Hände klatschten, und um unsre schönen Bäume einen Reihentanz machten.

Minna.

Ja, und wie hernach in der andern Stube für die Leute beschert wurde, und die Mutter dann mit ihrer süßen Freundlichkeit rief: Kommt, Kinder, und nehmt eure kleinen Geschenke so froh, als ich sie gebe; und wie da ihre Augen von Freude glänzten!

Lina.

Weißt du was, Minna? Wir sind wol nur noch klein, und haben nur wenig; aber die Freude zu geben könnten wir uns doch auch wol machen. In acht Tagen ist Weihnachten — und wir haben ja Geld in unsern Sparbüchsen —

Minna.

Ja, ja! ich habe einen ganzen Thaler! Aber sage, wie wollen wir's damit machen?

Lina.

Du weißt doch, daß morgen der Markt angeht. Nun wollen wir früh aufstehn, und arbeiten und lernen, damit wir Nachmittag auf den Markt gehen dürfen. Ich habe zwei Gulden. Laß uns Jeder die Hälfte von unserm Gelde nehmen, und so viel schöne Sachen dafür kaufen, als wir kriegen können. Die heben wir denn auf, und am Weihnachtsabend bitten wir Mama, daß sie Marie mit uns gehen läßt, und dann wollen wir sie unter des armen Tagelöhners Albrecht Kinder vertheilen.

Minna.

Auch die Kinder unsrer armen Seidel müssen etwas davon haben.

Lina.

Freilich! die hätte ich bald gar vergessen. Ach, wie werden sie springen! Das ist ihnen gewiß noch nie widerfahren.

Minna.

Wol noch nicht. Und wir sind's, denk' nur, wir sind's, die ihnen diese Freude machen. — O, laß dich küssen, du Herzensschwester! — Wenns doch erst Weihnachten wäre!

Lina.

Aber mir fällt was ein — — —

Minna.

Nun, was denn? ich bitte dich. Es ist dir doch nicht wieder leid? — — Denn ausgeben dürfen wir ja das Geld, wofür wir wollen; gewiß, wir dürfen.

Lina.

Ja, das weiß ich auch; aber —

Minna.

Aber was denn?

Lina.

Das Geld, was wir in unsern Sparbüchsen haben, ist uns von unsern lieben Aeltern gegeben worden. Wenn wir nun das den armen Kindern wieder schenken, ja, so sind wir's ja eigentlich nicht, die es ihnen geben. Unsre Aeltern sind's!

Minna.

Ja, das ist wol wahr; aber wir haben doch nun kein anderes Geld, als dies!

Lina.

Höre, liebe Minna, weißt du was? Ich habe nun schon lange recht fleißig stricken gelernt; und du verstehst ja auch ein Bischen davon.

Minna.

Ja, aber wie viel?

Lina.

Du kannst doch wenigstens ein Paar Strumpfbänder stricken; ich arbeite schon seit 14 Tagen an einem Paar Strümpfen für unsern lieben Vater. Nun laß uns machen, was wir nur können, daß wir unsere Arbeiten noch vor Weihnachten fertig kriegen; du deine Strumpfbänder, und ich meine Strümpfe.

Minna.

Warum?

Lina.

I, die wollen wir denn dem Vater bringen, der soll sie uns abkaufen; o, und der wird uns gewiß noch dreimal so viel dafür geben, als sie werth sind; das weiß ich ganz gewiß.

Minna.

Ja, aber der Markt ist schon morgen; und diesen Abend können wir doch das nicht mehr machen!

Lina.

Das braucht's auch nicht! Wir wollen das Geld, was wir morgen zum Einkauf nöthig haben, aus unsern Sparbüchsen borgen, und nachher eben so viel wieder hineinlegen. Dann können wir uns doch mit Wahrheit sagen, daß wir den armen Kindern eine Freude gemacht haben!

Minna.

O, das ist schön! das ist herrlich! Wenns doch erst Weihnachten wäre!

Lina.

Was wir doch für glückliche Kinder sind, daß wir nun schon Etwas zu verdienen wissen, wofür wir uns eine solche Freude machen können!

Minna (hüpfend).

O, wenns doch erst Weihnachten wäre!

Lina.

Nur noch acht Tage, Schwesterchen, und morgen gehn wir zu Markte!

Elise Reimarus.

Die Klätscherinn.

Ein kleines Mädchen hatte, ich weiß nicht wie, den bösen Fehler angenommen, daß es nichts verschweigen konnte.

Erfuhr die kleine Klätscherinn Etwas, welches man geheim halten wollte, so brannte es ihr auf dem Herzen, und sie konnte eher nicht ruhen, bis sie alle ihre Freunde und Bekannte von dem Geheimnisse benachrichtiget hatte.

Das Schlimmste dabei war, daß sie auch alles das Böse, was sie von Andern hörte, dem Ersten dem Be-

ſten wiedererzählte, ohne zu bedenken, daß ſie Manchem dabei großes Unheil thun, Manchem bittern Kummer zuziehen könne.

Sie wurde dadurch in kurzer Zeit eine wahre Plage für die Leute in ihrem Hauſe, und für alle Andere, in deren Geſellſchaft ſie kam. Denn wo ſie nur war, da ſäete ſie durch ihre Klätſchereien den Samen zum Mißvergnügen, zum Zank und zu allerlei Unheil aus.

Was Wunder, daß man anfing, ſie zu fliehen, ſie zu verabſcheuen! — Man that dies durchgängig, und in kurzer Zeit hatte ſie keine einzige Freundinn, ja nicht einmal eine Geſellſchafterinn mehr.

Wohin ſie ſelbſt kam, da ſchloß man die Thüren vor ihr zu, oder ließ ſich verläugnen; und wenn ſie Geſellſchaft zu ſich bitten ließ, ſo wurde ihre Einladung von Allen abgelehnt.

Das machte ſie endlich aufmerkſam auf ihren Fehler. Sie ſah ihn ein, und wollte ſich beſſern.

Aber wehe Demjenigen, dem eine Untugend ſchon zur Gewohnheit geworden iſt! Für Den hält es ſchwer, ſehr ſchwer, ſich jemals ganz davon los zu machen.

Jungfer Schnickſchnack (ſo nannte man dies unglückliche Mädchen) brachte volle zehn Jahre darauf zu, dieſen Fehler gänzlich abzulegen. Denn hundert Mal fiel ſie in denſelben zurück, nachdem ſie ſich hundert Mal vorgenommen hatte, ihn nie wieder zu begehen.

Jetzt war ſie erwachſen; aber da war Keiner, der ſie zur Gattinn zu haben begehrte. Denn daß ſie aufgehört habe, eine Klätſcherinn zu ſein, das wußte Keiner, weil ſeit vielen Jahren Keiner mehr Umgang mit ihr gehabt hatte.

Sie mußte sich also entschließen, ihr ganzes Leben in trauriger Einsamkeit hinzubringen, und auf die Freuden einer tugendhaften Ehe und eines freundschaftlichen Umgangs Verzicht zu thun.

So muß man oft die traurigen Folgen jugendlicher Fehler sein ganzes Leben hindurch empfinden!

Elise Reimarus.

Der liebreiche Bruder.

Ein Vater starb, und ließ bei seinem Sterben
Drei Söhne seine Güter erben;
Sie theilten sich.
Nach kurzer Zeit
Kam Krieg ins Land, und weit und breit
Gab's Mord und Raub und Wüsteneien.

Zwei Brüder von den Dreien
Verloren durch der Feinde Wuth
Ihr Haus und Hof, und Hab' und Gut.

Der Dritte hört's. Er sprach: Ich will den Segen,
Den ich, seit unser Vater starb,
Durch Glück gewann, durch Fleiß erwarb,
Zu dem geerbten Drittel legen;
Und dann — — Sie sollten elend sein?
Sie, meine Brüder? Ich allein
Der Glückliche? — Verarmte Brüder,
Kommt, theilt von neuem! —
Und sie theilten wieder.

Ungenannter.

Fritzchens Morgengedanken.

Sei Gott gedankt! der liebe Tag
Ist wieder da, und ich
Bin auch schon da, bin frisch und wach;
Der Schlaf zerstreuet sich.

Geh hin, du Schlaf! Gleich dir zerfließt
Der Nebel auf der Flur,
Sobald die Sonne kommen ist;
Vertilgt ist seine Spur.

Bei Nacht erquicket er das Land,
Und thut ihm sanft und wohl,
Und tränkt den armen, dürren Sand,
Und macht ihn säftevoll.

Doch wenn die Sonne wiederkehrt,
Dann muß er weichen, er!
Die Sonn' ist zehnmal so viel werth,
Und segnet zehnmal mehr.

So bist du, Schlaf; weils dunkel ist,
Hat Jedermann dich gern,
Weil du so gut und heilsam bist,
Und kommst von Gott, dem Herrn.

Doch wenn du nun gesegnet hast,
Dann mußt du wieder ziehn,
Auf immer wärst du eine Last;
Wer schliefe immerhin?

Der liebe Tag, der liebe Tag
Ist unaussprechlich schön!
Auf Erden ist dann Alles wach,
Und man kann um sich sehn,

Kann Gutes nehmen, Gutes thun,
Und fröhlich sein so sehr!
Wie Gott im Himmel Gutes thun,
Und fröhlich sein, wie Er!

Da scheint die Sonne dann darein,
Recht wie ein Vaterwink,
Daß sich die Kinder drob erfreun,
Und's schafft noch eins so flink!

Wie wimmelt's dann auf Erden rund!
Wie wirkt so manche Hand!
Wie öffnet sich so mancher Mund,
Vom lieben Gott gekannt! —

Ich schau', ich schau' in deine Welt,
O Gott! und werde stumm.
O, wem es nicht in ihr gefällt,
Der ist doch wahrlich dumm!

Ich kleiner Knabe danke dir,
Und bin zufrieden, ich!
Und wär' ichs nicht, hinweg mit mir!
Ich ging' und schämte mich.

Ich ging' und schaute keinen Baum
In seiner Pracht mehr an;
Ich scheute mich vor jedem Baum,
Als einem wilden Mann.

Sein Wehen wär' mir fürchterlich,
Als hader' er mit mir,
Als spräch' er: Ha, ich kenne dich!
Entferne dich von hier!

Obs möglich ist, daß Leute sind,
Die (sei es Gott geklagt!)
Gott meistern können? — Ach, wie blind! —
Hab' ich schon oft gedacht.

Ein trübes Wölkchen, trüber Tag,
Gewitter, Regenguß,
Und wie ichs weiter nennen mag,
Das macht euch schon Verdruß!

Nein, lieber Gott! ich meistre nicht;
Ich nehm' es, wie du's giebst;
Seh' auf dein Vaterangesicht,
Und weiß, daß du mich liebst.

Und weiß, daß du in Ewigkeit
Für mich gesorget hast. —
Dies sei mein Morgenopfer heut!
Und damit Herz gefaßt!

Overbeck.

Schlimme Folgen der Unordentlichkeit.

Hans war ein trefflicher Junge, lernte fleißig, und war folgsam seinen Aeltern und Lehrern.

Nur einen Fehler hatte er an sich, und der bestand darin, daß er in allen seinen Sachen, besonders in seiner Kleidung, sehr unordentlich war.

Oft hatte man ihn deßwegen getadelt, und dieser Tadel that ihm oft so weh, daß er Thränen darüber vergoß; aber die Unordentlichkeit war ihm schon so sehr zur Gewohnheit geworden, daß er immer wieder in denselben Fehler zurückfiel.

Dafür mußte er einst durch den Verlust eines großen Vergnügens büßen.

Sein Vater hatte nämlich ihm und seinen Brüdern längst versprochen, einmal mit ihnen eine angenehme Lustreise von Hamburg nach Stade auf der Elbe zu machen.

Auf einmal hieß es, der Wind sei günstig und das Schiff zum Absegeln bereit.

Wie frohlockte da die ganze Gesellschaft! Und wie eilte Jeder, sich zu dieser längst gewünschten Reise anzuschicken!

Alle waren jetzt bereit; aber wie erschrak der Vater, da ihm Hans in die Augen fiel, und da er den liederlichen Anzug bemerkte, worin jener vor ihm dastand!

Die Strümpfe hingen ihm bis auf die Schuhe hinunter, die Beinkleider hatten große Löcher, die Weste war mit Dinte beschmutzt, und an dem Rocke fehlte die Hälfte der Knöpfe.

Ihn so mitzunehmen, war unmöglich; denn Jedermann würde geglaubt haben, daß der Vater eines so unordentlichen Knaben gleichfalls sehr unordentlich sein müsse, weil er diesen Fehler an seinem Sohne dulde; und dieser böse Name würde ihm großen Schaden zugezogen haben.

Nun hatte zwar Hans noch ein anderes Kleid, aber unglücklicherweise war dieses eben bei dem Schneider, weil er kurz vorher es eben so zugerichtet hatte.

Was geschah also?

Die Brüder, deren Wäsche und Kleidung rein und unverletzt waren, gingen mit dem Vater zu Schiffe; der arme Hans hingegen, der sich unter Allen am meisten darauf gefreuet hatte, mußte zu Hause bleiben.

Man sagt, er habe von der Zeit an sich so ernstlich vorgenommen, sich der Ordnung und Reinlichkeit zu befleißigen, daß er nachher es nicht nur seinen Brüdern gleich gethan, sondern sie sogar noch übertroffen habe.

C.

Johannes, ein anderer Knabe, hatte ebendenselben Fehler, und also auch ein ähnliches Schicksal.

Auch er war aufmerksam und fleißig, war folgsam und gut, aber dabei so nachläßig in seinem Anzuge, daß man ihn selten ohne Widerwillen ansehen konnte.

Bald hatte er dieses, bald jenes von seinen Kleidungsstücken beschmutzt oder zerrissen, bald dieses, bald jenes davon verloren.

Oft hatte der Vater ihm liebreich zugeredet, und ihn vor diesem Fehler gewarnt; aber er war ihm leider! auch schon zur Gewohnheit geworden.

Eines Tages, da er mit andern Kindern im Garten spielte, verlor er eine seiner Schuhschnallen.

Anstatt sich zu bemühen, sie wiederzufinden, bat er einen seiner jungen Freunde, Nikolas genannt, ihm eine von seinen Schuhschnallen zu leihen, weil dieser eben Stiefel trug.

Nikolas gab ihm die Schnalle; Johannes kehrte zurück in den Garten; und ehe eine halbe Stunde verfloß, hatte er auch diese verloren.

Er kommt abermals zu Nikolas, bittet ihn um die zweite Schnalle, und dieser, der die Gutmüthigkeit selbst ist, giebt sie ihm.

Es ist unglaublich zu erzählen, und doch ist es die reine Wahrheit: ehe es noch völlig Abend war, hatte Johannes auch schon die dritte Schnalle verloren.

Am folgenden Tage erschien er in Schuhen ohne Schnallen. Ein trauriger Anblick für den Vater, der daraus sah, daß alle seine bisherigen Ermahnungen, zur Schonung und Erhaltung der Kleidungsstücke, vergeblich gewesen waren.

Daß Johannes ohne Schnallen nicht aus dem Hause gehen könne, verstand sich nun wol von selbst.

Er mußte sich also entschließen, den lustigen Spielen seiner Brüder und Freunde an dem angenehmsten Frühlingstage durchs Fenster zuzusehen.

Aber dieses war noch nicht Alles. Er hatte Etwas verloren, welches nicht sein war, und dieses mußte ersetzt werden. Aber womit?

Zum Glück hatte die Mutter ihm und den übrigen Kindern in müßigen Stunden die leichte Kunst, Schnüre zu knöpfeln, gelehrt.

Dies war die einzige Arbeit, womit Johannes etwas verdienen konnte.

Der Vater machte ihm also begreiflich, daß er so viele Schnüre verfertigen müsse, als hinreichend seien, ein Paar Schnallen dafür zu kaufen.

Dies geschah.

Johannes knöpfelte vom Morgen bis an den Abend, indeß seine Gespielen bald im Garten umherliefen, bald mit andern Kindern, die sie besuchten, die angenehmsten Spiele trieben.

O, wie kläglich beseufzte er da seine Unachtsamkeit, welche ihn auf mehre Tage aller Vergnügungen beraubte!

Aber er hatte nun auch Zeit, über sich selbst nach-

zudenken, und gute Vorsätze für die Zukunft zu fassen.

Bis jetzt ist er diesen Vorsätzen treu geblieben, und man hat daher Ursache, zu hoffen, daß er sich auch immer mehr und mehr zur Ordnung in seinen Sachen und zur Schonung seiner Kleidungsstücke gewöhnen werde.

Um sich täglich daran zu erinnern, lehrte der Vater ihm ein Lied, welches wir, unsern jungen Lesern zu Gefallen, hier gleichfalls hersetzen wollen.

C.

Nothwendigkeit der Ordnung.

Hübsch ordentlich, hübsch ordentlich
Muß man als Knabe sein!
Der Liederliche schmeichelt sich
Bei keinem Menschen ein.

Wer Alles um sich wirft und schmeißt,
Nichts auf sich selber hält,
Zeigt früh schon einen kleinen Geist,
Der Jedermann mißfällt.

Was eine Nessel wird, brennt bald;
O, die Erfahrung sprichts:
Wer jung nichts tauget, der ist alt
Gewiß ein Taugenichts!

Hübsch ordentlich, hübsch ordentlich
Will ich als Knabe sein:
Wenn ich erst groß bin, wird es mich
Gewißlich nicht gereun!

Burmann.

Die Selbstüberwindung.

Fritz war sehr heftig von Gemüth.
So oft ihm auch sein Vater rieth,
Daß er gelassen werden sollte,
So gern er auch gehorchen wollte,
Doch hatt' er Tag für Tag mit seinen Brüdern Streit,
Oft um die kleinste Kleinigkeit.

Dann klagt' er dem Papa sein Leid:
Ich wollte gern, allein ich kanns nicht lassen,
Ich bin gleich außer mir, und kann mich dann nicht fassen. —

Willst du, so kannst du auch. Nur habe guten Muth.
Wirst sehn, was fester Ernst für große Dinge thut.
Geh vor mir hin in unsern Blumengarten;
Gleich folg' ich dir. —

Er ließ ihn lange warten,
Sehr lange. Fritzen schmerzt' es schon,
Er seufzte, stöhnte, wollte weinen;
Doch als der Vater kam mit allen Kleinen,
War froh und freundlich er, als guter Sohn. —

Nun, Kinder, macht ein Spiel auf eurer Kegelbahn! —
Das Spiel stand Fritzen gar nicht an,
Denn sein Verhängniß war, der Pudel viel zu machen;
Das gab den Andern was zu lachen,
Gleich war dann Zorn und Eifer da.

Das Spiel ging an. Zwar ward was rechts gepudelt,
Und Fritzchen ward was rechts gehudelt,
Doch diesmal, aus Respekt für den Papa,
Verbiß er seinen Zorn, und zwang sich, mit zu scherzen,
Und als ein Scherz den andern gab,
Kühlt' auch sein Eigensinn sich ab;
Bald scherzt' er mit aus frohem Herzen.

Wie kams? fragt' ihn danach Papa,
Du hieltest dich ja gut, und bliebest ganz gelassen;
Aus Liebe gegen mich? Recht wohl. Nun siehst du ja,
Daß es dir möglich ist, du kannst dich fassen.
Du hast dich sonst nur nicht mit Ernst darum bemüht.
Was thut denn das dabei, daß dich dein Vater sieht?
Du willst mit Ernst, daß es geschehe,
Und strebst, und siehe, es geschieht!
Vermagst du es, wenn ich dich sehe,
Warum nicht auch, wenn Gott dich sieht?

Burmann.

Friederikens Besserung von der Herrschsüchtigkeit.

„Willst du das lassen!" und „Sieh mal, Mutter, da thut Peter wieder Dies oder Das!" So hörte man beständig die kleine herrschsüchtige Friederike rufen, der bald Dies, bald Jenes nicht recht geschah.

Besonders mußte ihr jüngerer Bruder Peter sich alle Augenblicke von ihr mit Ungestüm tadeln und beherrschen lassen.

Bald machte er ihr Dies, bald Jenes nicht recht; vornehmlich beim Spielen.

Da hatte immer Friederike das Wort; da wollte sie immer Alles nach ihrem Kopfe gemacht haben, und wenn nicht das, was sie verlangte, den Augenblick geschah, gleich hörte sie auf zu spielen, und der arme Peter mußte allein und traurig dastehen.

Die guten Aeltern hatten sie zwar oft vor diesem Fehler gewarnet; die Mutter insonderheit hatte ihr oft vorgestellt, daß ein sanftes Mädchen von Allen geliebt werde, da hingegen ein Mädchen, das immer seinen Willen haben wolle, das unerträglichste Geschöpf in aller Menschen Augen sei; aber umsonst! Sie blieb, wie sie war. Alle andere Kinder fingen an, ihren Umgang zu scheuen und vor ihr zu fliehen; aber auch das brachte sie noch nicht zum Nachdenken.

Eines Tages speisete ein sehr verständiger und zugleich sehr aufrichtiger Mann bei ihren Aeltern.

Dieser hörte eine Zeit lang mit Erstaunen zu, wie Friederike alle Augenblicke ihren Bruder mit Heftigkeit anfuhr, und konnte sich endlich nicht enthalten, in die Worte auszubrechen:

Wenn das meine Tochter wäre, so wüßte ich wol, was ich mit ihr thäte!

Und was denn? fragte die Mutter. — Ich zöge ihr Mannskleider an, war seine Antwort, machte ihr einen Schnurrbart, und ließe sie Korporal werden, damit sie völlig nach ihrer gebieterischen Gemüthsart leben könnte, und nicht verständigen und gesitteten Menschen durch ihr ewiges Herrschen und Tadeln zur Last fiele.

Friederike stutzte, ward feuerroth, und die Thränen stürzten ihr aus den Augen.

Von dem Augenblick an empfand sie das Unschickliche ihres Betragens tief, und beschloß, sich von die-

sem Fehler zu bessern. Auch brachte sie diesen ihren Vorsatz wirklich in Erfüllung.

Das war nun freilich sehr gut von ihr gethan; aber zu wünschen wäre doch, daß jedes andere kleine Mädchen, welches von diesem Fehler etwas angenommen hat, sich lieber durch die sanften Erinnerungen ihrer Mutter bessern ließe, als zu erwarten, daß auch einmal ein so verständiger fremder Mann komme, und ihr ins Angesicht sage, daß sie mehr zu einem Korporal, als zu einem liebenswürdigen Mädchen tauge.

Elise Reimarus.

Die Biene und die Taube.

Ein Bienchen fiel in einen Bach;
Dies sah von oben eine Taube,
Und brach ein Blättchen von der Laube,
Und warfs ihr zu.
Das Bienchen schwamm danach,
Und half dadurch sich glücklich aus dem Bach.

Nach kurzer Zeit saß unsre Taube
Zufrieden wieder auf der Laube.
Ein Jäger hatte schon den Hahn darauf gespannt;
Mein Bienchen kam; pick! stach's ihm in die Hand,
Puff! ging der ganze Schuß daneben.
Die Taube flog davon. — Wem dankte sie ihr Leben?

* * *

Erbarmt euch willig fremder Noth!
Du giebst dem Armen heut dein Brot,
Der Arme kann dir's morgen geben.

Gleim.

Glücklich besiegte Versuchung zum Bösen.

Ein armer Schornsteinfegerjunge mußte auf dem Schlosse einer Prinzessinn den Schornstein reinigen, der durch den Kamin in ihr Wohnzimmer führte.

Da er bis zu dem Kamin hinabgestiegen war, fand er das Zimmer leer von Menschen, und blieb daher ein Weilchen stehen, um sich an dem Anblicke der schönen Sachen zu ergetzen, die darin waren.

Am meisten gefiel ihm eine goldene, mit Demanten besetzte Uhr, die auf dem Nachttische lag. Er konnte sich nicht enthalten, sie in die Hand zu nehmen; und da stieg der Wunsch in ihm auf: Ach! wenn du doch auch eine solche Uhr hättest!

Nach einer kleinen Weile dachte er: Wie, wenn du sie mitnähmest? — Aber, fi! da wärst du ja ein Dieb!

Es würde aber doch Niamand wissen, dachte er weiter. — Allein in eben dem Augenblicke hörte er ein Geräusch im Nebenzimmer; geschwind warf er die Uhr wieder hin, und eilte zurück in den Schornstein.

Da er nach Hause gekommen war, lag ihm immer die Uhr im Kopfe. Wo er ging und stand, da war sie ihm vor Augen. Er versuchte es, den Gedanken los zu werden, aber umsonst! Es war ihm zu Muthe, als wenn ihn Einer mit Gewalt wieder zurückzöge.

Er konnte nicht davor schlafen, und beschloß also, wieder hinzugehen, und sie zu nehmen.

Da er in dem Zimmer ankam, fand er Alles so still, daß er gar nicht zweifeln konnte, er sei allein. Schüchtern trat er zu dem Nachttische, auf welchem er die Uhr bei schwachem Mondscheine liegen sah.

Schon streckte er die Hand danach aus, als er ne-

den derselben noch größere Kostbarkeiten, demantene Ohrringe, Armbänder und dergleichen mehr erblickte.

Soll ich? sagte er zu sich selbst, indem ihm alle Glieder am ganzen Leibe zitterten. — Soll ich? —

Aber wäre ich dann nicht ein abscheulicher Mensch mein Lebelang? Könnte ich wol jemals wieder ruhig schlafen; könnte ich wol jemals wieder Einem frei ins Angesicht sehen?

Wol wahr! — Aber ich wäre doch auf einmal ein reicher Mensch, könnte Kutschen und Pferde halten, könnte schöne Kleider tragen, hätte alle Tage voll auf zu essen und zu trinken!

Und wenn ich nun entdeckt würde? — Aber wie könnte ich entdeckt werden? Es sieht ja Keiner! —

Keiner? — Sieht denn aber Gott es nicht, der an allen Orten zugegen ist? — Kannst du jemals wieder zu ihm beten, wenn du den Diebstahl wirst begangen haben? Würdest du wol ruhig sterben können?

Bei diesem Gedanken überfiel ihn ein eiskalter Schauder. Nein! sagte er, indem er die Edelsteine wieder hinwarf; lieber arm und ein gut Gewissen, als reich und ein Bösewicht! Und mit diesen Worten eilte er auf eben dem Wege wieder zurück, auf dem er gekommen war.

Die Prinzessinn, deren Schlafgemach das Nebenzimmer war, hatte noch gewacht, hatte alles Dies mit angehört, und den Knaben selbst beim Mondscheine erkannt. Sie ließ am folgenden Tage ihn zu sich kommen.

Höre, Kleiner, sagte sie zu ihm, da er zu ihr ins Zimmer trat, warum nahmest du denn gestern Abend die Uhr und die Edelsteine nicht?

Der Knabe fiel vor ihr auf die Knie, und konnte vor Angst kein Wort sprechen.

Ich habe Alles gehört, fuhr die Prinzessinn fort;

danke Gott, mein Sohn, daß er dir half, der Versuchung zu widerstehen, und bemühe dich, ferner deine Tugend zu erhalten.

Von nun an sollst du bei mir bleiben; ich will dich ernähren und kleiden lassen. Aber ich will noch mehr für dich thun; ich will dich ordentlich unterrichten und erziehen lassen, damit dir künftig auch nicht einmal der Gedanke an eine solche Uebelthat wieder einfallen möge.

Dem Knaben stürzten heiße Thränen aus den Augen; er wollte danken, aber er konnte nicht; er konnte nur schluchzen und seine Hände ringen.

Die Prinzessinn hielt, was sie versprochen hatte. Der Knabe wurde wohl erzogen, und seine Wohlthäterinn hatte die Freude, ihn zum guten, frommen und geschickten Manne aufwachsen zu sehen.

C.

Die Unschuld.

Unschuld ist vom Truge fern;
Unschuld glaubt das Beste gern
Von den Brüdern.
Unschuld giebt im Streite nach,
Und sucht Unrecht oder Schmach
Keinem zu erwiedern.

Unschuld übt die stille Pflicht,
Prahlt mit ihren Thaten nicht,
Läßt sich lehren.
Unschuld giebt getrosten Muth,
Unschuld ist ein großes Gut,
Führt zu wahren Ehren.

Gleim.

Das belohnte Mitleiden.

Die kleine Julie war sehr mitleidig gegen Menschen und Thiere. Wo sie nur einen Unglücklichen sah, da eilte sie, ihm zu helfen, so gut sie immer konnte.

Einmal fuhr sie mit aufs Land. Da sah sie bei einer Brücke einen Trupp Jungen, die einen armen Hund am Stricke herbeischleppten, um ihn zu ersäufen. Der Hund war ganz mit Koth besudelt, und sah überdas sehr häßlich aus.

Halt! rief Julie dem Kutscher zu; und der Kutscher hielt.

Darauf fragte sie die Knaben, ob sie ihr nicht den Hund verkaufen wollten? — Gern! antworteten diese. Da gab sie den Knaben ein Stück Geld, ließ den Hund abwaschen, und nahm ihn zu sich in den Wagen.

Ihre Begleiter fanden, daß der Hund sehr häßlich sei, und wollten sie bereden, ihn wieder hinauszuwerfen. Aber sie sagte: Ich sehe nicht darauf, ob er schön oder häßlich ist; er ist elend, und das ist mir genug, um mich seiner anzunehmen.

Zu Hause spottete Jeder über ihren Schooßhund, wie sie ihn nannten; aber Julie kehrte sich daran nicht. Sie that ihm täglich Gutes, und der Hund hatte sie dafür so lieb, daß er immer bei ihr war, wo sie ging und stand.

Einst, da sie sich des Abends niedergelegt hatte, und schon eingeschlafen war, sprang der Hund auf einmal auf ihr Bett, zerrte an ihrem Aermel, und heulte so erbärmlich, daß sie davon erwachte. Sie erschrak, da der Hund fortfuhr zu bellen, indem er immer unter die Bettstelle sah, und stand endlich auf, um die Bedienten herbeizurufen.

Diese kamen, und fanden unter dem Bette — einen Dieb, welcher gestand, daß er Julien Alles habe wegnehmen wollen.

So hatte sie also die Befreiung von demselben dem Mitleide zu verdanken, welches sie dem armen Hunde erwies. C.

Die Macht der kindlichen Liebe.

Krösus, König von Lidien, hatte einen einzigen Sohn, welcher stumm war. Dieser begleitete seinen Vater in den Krieg, den er mit dem Persischen König Cyrus führte.

Einst, da er bemerkte, daß ein feindlicher Soldat schon das Schwert aufgehoben hatte, um seinem Vater einen tödtlichen Hieb zu versetzen, lehrte die erschreckte kindliche Liebe ihn plötzlich folgende Worte aussprechen: Soldat, willst du den Krösus erschlagen?

Der Soldat erschrak, und des Königs Leben war gerettet. C.

Whittington.

Zu London (ihr wißt doch, wo diese Stadt liegt?) hatte ein reicher Kaufmann ein blutarmes Kind, dessen Aeltern gestorben waren, zu sich in sein Haus genommen.

Weil der arme Junge, der Richard Whittington hieß, noch so klein war, so konnte er anfangs zu nichts gebraucht werden. Man ließ ihn also nur im Hause umherlaufen.

Da machte er sich nun selbst ein Geschäft daraus,

verlorne Stecknadeln und hingeworfenen Bindfaden aufzusuchen und sorgfältig zu verwahren. Wenn er dann ein Dutzend Stecknadeln und eine Rolle Bindfaden gesammelt hatte, so brachte er Beides seinem Herrn in die Schreibstube.

Das gefiel dem Herrn wohl, denn er sah daraus, daß der Knabe haushälterisch und treu werden würde. Von der Zeit an gab er sich mehr mit ihm ab, und gewann ihn immer lieber.

Da nun eines Tages der Hausknecht junge Katzen ersäufen wollte, bat der Knabe seinen Herrn, er möge ihm doch erlauben, eine davon aufzuziehen, um sie nachher zu verkaufen. Es wurde ihm verwilliget, und nun fütterte er das junge Kätzchen, bis es groß geworden war.

Nach einiger Zeit wollte der Kaufmann ein großes Schiff mit Kaufmannswaaren nach einem fernen Lande senden, um sie allda zu verkaufen. Da er eben sehen wollte, ob Alles ordentlich eingepackt sei, begegnete ihm der Knabe, der seine Katze auf dem Arme trug.

Richard, sagte er zu ihm, hast du nicht auch Etwas mitzuschicken, das du verhandeln könntest? — Ach, lieber Herr, antwortete der Knabe, Sie wissen ja wol, daß ich arm bin, und nichts, als diese Katze habe.

Nun, so schicke deine Katze mit, sagte der Kaufmann; und Richard lief mit ihm hin zum Schiffe, und setzte seine Katze darauf. Das Schiff segelte ab.

Nach einigen Monaten kam es bei einem bisher noch nicht bekannten Lande an. Man stieg aus, und hörte, daß es von einem Könige beherrscht werde.

Da dieser König erfuhr, daß Fremde angekommen waren, ließ er Einige davon zu sich fordern und mit

sich speisen. Aber, ungeachtet Essen genug dawar, so konnte man doch fast keinen Bissen genießen.

Das ganze Zimmer wimmelte nämlich von Mäusen und Ratten, und die waren so dreist, daß sie schaarenweise auf dem Tische umhersprangen, sich der Speisen bemächtigten, und sogar den Gästen die Bissen aus der Hand holten.

Man hatte kein Mittel ausfindig zu machen gewußt, sich davon zu befreien, ungeachtet der König Dem, der ein solches Mittel finden würde, ganze Klumpen Goldes zur Belohnung versprach.

Als die Fremden dieses hörten, sagten sie dem Könige, daß sie ein Thier mitgebracht hätten, welches alle diese Mäuse und Ratten tödten würde; und holten darauf ihre Katze her.

Da hättet ihr sehen sollen, was für eine erschreckliche Niederlage die Katze unter den Mäusen machte! In einer halben Stunde war im ganzen Zimmer keine einzige mehr zu sehen oder zu hören.

Der König war darüber so froh, als wenn ihm Einer ein ganzes Königreich geschenkt hätte; und weil er unermeßliche Reichthümer hatte, so gab er für diese Katze einige Tonnen Goldes hin. Das Schiff eilte darauf zurück.

Der Kaufmann hatte kaum gehört, wie viel Gold die Katze eingebracht habe, als er den Knaben vor sich kommen ließ, ihm sein Glück erzählte, und ihm versicherte, daß Alles ihm allein gehören solle.

Er ließ ihn darauf die Handlung lernen, und da der junge Mensch fortfuhr, treu, fleißig und sparsam zu sein, so gab er ihm, da er erwachsen war, seine einzige Tochter zur Ehe, und setzte ihn zum Erben aller seiner Güter ein. C.

Der glückliche Bauer.

Ihr, schwatzt mir da von einem Bauer
Nicht so verächtlich, bitten wir!
Denn, wird ihm gleich sein Leben sauer,
So lebt er besser doch, als ihr.

Sein schwarzes Brot und seine Butter
Ißt er mit Lust, er ißt sich satt;
Für seine Stiere hat er Futter,
Hat Alles, was man nöthig hat.

Sein Leben wird von Gott gesehen,
Und eures auch; allein, allein
Mit eurem Schmaus und Müßiggehen
Kann eures ihm so lieb nicht sein.

Euch neid' ich nicht. Von eurem Essen
Und eurem Trinken würd' ich krank;
Ich würde Gott und mich vergessen,
Ich feister Bauer! Schönen Dank!

Wir wollens bei dem Alten lassen;
Eßt Schnepfenkoth, eßt Austern, ihr!
Die Alten, die nur Eicheln aßen,
Die waren besser wol, als wir. Overbeck.

Jachzorn.

Johannes war ein so guter Junge, daß fast kein Tag hinging, da er nicht sowol an Kenntnissen zunahm, als auch Fehler einsah und ablegte.

Nur Ein Fehler klebte ihm lange an, und es fehlte nicht viel, so hätte er ihn mit einer fortwährenden Reue ablaufen müssen.

Er war nämlich äußerst auffahrend, sobald ihm von seinen Gespielen Jemand aus Versehen etwas zuwiderthat.

Er pflegte alsdann sogleich um sich zu stoßen, feuerroth zu werden, sich mit stammelnder Zunge über das Unrecht zu beschweren, und kurz, alle Zeichen eines aufgebrachten und seiner Vernunft nicht mächtigen Menschen an sich blicken zu lassen, was auch seine Lehrer sich für Mühe gaben, ihm diesen Fehler aufs nachdrücklichste leid zu machen.

Endlich traf sichs, daß ihm eben einer seiner Mitschüler etwas wiedererzählte, was er von einem der Lehrer gelernt hatte.

Seine Wißbegierde war alsdann so groß, daß er sich durchaus durch nichts im Zuhören stören lassen mochte!

Unglücklicherweise kam der kleine Gottlieb, und zupfte ihn ein paar Mal am Kleide, daß er mit ihm zum Spiel in den Garten komme.

Er ward böse, stieß ihn von sich, und zwar so heftig, daß der arme Gottlieb, der nicht fest auf den Füßen stehen mochte, zurück, und mit dem Kopf an einen Stein flog.

Da lag er — ohne Besinnen, und weil er eben gegen eine scharfe Ecke des Steins geflogen war, so floß ihm das Blut stromweise die Schläfe herunter.

Gott, welch ein Anblick für den armen Johannes, der nichts weniger gewollt hatte, als ihm Leid zufügen.

Er stürzte über ihn her, schrie laut: Er ist todt! er ist todt! — Ich habe Gottlieb getödtet! — und statt

daß er auf Mittel denken sollte, ihm Hülfe zu leisten, so blieb er schluchzend bei ihm liegen.

Zum Glück hatte einer der Lehrer das Geschrei aus seinem Fenster gehört.

Dieser kam eilends heraus, nahm, ohne ein Wort zu sagen, den kleinen Gottlieb auf, trug ihn auf ein Bette, und bespritzte ihn mit kaltem Wasser, so daß er in ein paar Minuten wieder zu sich kam.

Dies war freilich etwas für den armen Johannes, aber lange nicht genug, um ihm seine Todesangst zu benehmen.

Nun wurde die Wunde untersucht; sie hätte fast keine gefährlichere Stelle treffen dürfen, um wirklich tödtlich zu sein.

Es wurde ein Wundarzt geholt, um sie zu verbinden. Gottlieb kriegte ein heftiges Wundfieber, und fing an zu faseln.

Johannes wich nicht von seinem Bette, weder Tag noch Nacht, und das immer in einer fürchterlichen Todesstille; denn kein Mensch sagte ihm ein Wort, weil Niemand ihn trösten konnte, oder tadeln wollte.

Nur Gottlieb rief ihm oft in seiner Fieberhitze zu: Lieber Johannes, was hab' ich dir gethan, daß du mir so böse bist? Vergieb mir's, vergieb mir's! Ich will dich nie wieder beleidigen.

Dies trieb dann vollends seine Angst aufs höchste, und machte ihn fast zu einem noch größern Gegenstande des Mitleidens, als der Kranke selbst war.

Endlich gab Gott, daß sich das Fieber legte, die Wunde fing an zu heilen — und nach wenigen Tagen konnte Gottlieb wieder im Bette aufsitzen.

Wer ist fähig, sich Johannes Freude vorzustellen? Gewiß Niemand, als der ganz die Angst gefühlt hat,

die ihm, während Gottlieb in Gefahr war, das Herz beklemmte.

Sie war unbeschreiblich, und doch war sie auch mit einer so ernsten Reue, und mit einem so festen Vorsatze, sich nie wieder von seinem alten Fehler übereilen zu lassen, begleitet, daß ihm fast keine Freude anzusehen war.

So wie Gottlieb endlich völlig wieder gesund war, nahm er eine heitere Miene an; und ohne daß ihn einer seiner Lehrer nachher je wieder erinnern durfte, hielt er sich selbst sein Versprechen, den Jachzorn völlig zu besiegen.

Er war sehr glücklich, mit so einer Warnung davon zu kommen; denn Gottlieb behielt von seinem Falle nichts nach, als eine Narbe in der Schläfe, die Johannes nie ohne Rührung ansah, und oft, mit Dank gegen die Vorsehung, küßte.

Ihr aber, lieben Kinder, die ihr auch etwa von dem Fehler des Jachzorns übereilt werdet, wollt ihr ihn nicht lieber bei Zeiten zu bezwingen suchen, ehe irgend Jemandem, oder euch selbst, dadurch Todesangst und Gefahr erwächst?

Elise Reimarus.

Das beste Geschenk.

Die Schüler des Sokrates brachten ihm zuweilen Geschenke, Jeder nach seinem Vermögen. Nur einer von ihnen, Aeschines genannt, war zu arm dazu.

Ich besitze, sagte er, nichts von Werth, was ich dir geben könnte; und nur darum thut es mir Leid, daß ich arm bin. Ich gebe dir aber Alles, was ich habe,

— mich selbst. Verschmähe dieses kleine Geschenk nicht, und bedenke, daß Andere dir zwar viel gegeben, aber auch noch mehr zurückbehalten haben.

Sokrates antwortete:

Du giebst mir kein geringes Geschenk, Aeschines, so wenig du auch aus dir selbst zu machen scheinst. Ich will aber allen Fleiß anwenden, daß ich dich in weit besserem Stande dir selbst zurückgebe, als ich dich empfangen habe.

C.

Eine sonderbare Danksagung.

Ein reicher und angesehener Chinese war darauf stolz, daß er ein Kleid trug, welches mit den kostbarsten Edelsteinen überall besäet war. Ein alter und schlechtgekleideter Bonze (so nennt man die Geistlichen in China) folgte ihm durch verschiedene Straßen, neigte sich oft vor ihm bis zur Erde, und dankte ihm zu wiederholten Malen wegen seiner Edelsteine.

Mein Freund, antwortete der Reiche, ich habe dir nie Edelsteine gegeben.

Ganz recht! fuhr der Bonze fort, aber ihr gebt mir Gelegenheit, sie zu sehen, und einen andern Gebrauch könnt ihr doch auch nicht davon machen. Es ist also zwischen uns kein Unterschied, als daß ihr die Mühe habt, sie zu tragen und zu verwahren; und diese Bemühung wünsche ich mir nicht.

C.

Winterlied.

Wenn ich einmal der Stadt entrinn',
Wird mir so wohl in meinem Sinn;
Ich grüße Himmel, Meer und Feld
In meiner lieben Gottes-Welt.

Ich sehe froh und frisch hinein,
So glücklich, wie ein Vögelein,
Das aus dem engen Käfich fleucht,
Und singend in die Lüfte steigt.

Auch sieht mich Alles freundlich an,
Im Schmuck des Winters angethan:
Das Meer gepanzert, weiß und hart,
Der krause Wald, der blinkend starrt.

Der lieben Sänger buntes Heer
Hüpft auf den Aesten hin und her,
Und sonnet sich am jungen Licht,
Das durch die braunen Zweige bricht.

Hier keimt die junge Saat empor,
Und gucket aus dem Schnee hervor;
Dort lockt des Thales weiches Moos
Das junge Reh auf seinen Schooß.

Natur, du wirst mir nimmer alt
In deiner wechselnden Gestalt!
Natur, so hehr, so wunderbar,
Und doch so traut, und doch so wahr!

Overbeck.

Eine Handlung der Gerechtigkeit.

Es ist ein recht grober Irrthum, wenn man meint, daß nur vornehme Leute edel denken und handeln können. O, oft wohnt unter einem Strohdache mehr Tugend, als in prächtigen Palästen! Man höre nur, was neulich ein Landmann in der Gegend von Zürich that!

Dieser Mann hatte durch Fleiß und Sparsamkeit sich einiges Vermögen erworben. Der war nun, bei zunehmender Schwächlichkeit seines Körpers, darauf bedacht, seine Sachen in Richtigkeit zu bringen.

Indem er verschiedene alte Papiere durchsuchte, fiel ihm zufälligerweise eine schon längst bezahlte Rechnung eines Zimmermanns in die Hand, der ihm vor vielen Jahren ein Haus gebauet, und zugleich die Baumaterialien dazu geliefert hatte.

Gleich auf den ersten Blick ahnete ihm, daß die Summe der Rechnung für die Posten zu klein sei. Er rechnete also nach, und fand, daß sich der Zimmermann um 57 Rthlr. zu seinem Schaden verrechnet habe.

Guter Gott! sprach er bei sich selbst, wie hat doch der ehrliche Mann geirret! Wie leid thut mir's, daß ich — freilich unwissend — ihm so viel zu wenig bezahlt habe, und diesen Fehler erst jetzt, 44 Jahr nach seinem Tode, bemerke!

Doch ich kann ihn noch jetzt wieder gut machen. Es leben ja Kinder und Kindeskinder von ihm; diesen gehört schleunige Erstattung.

Gesagt, gethan. Er bat, weil er selbst nicht mehr ausgehen konnte, einen Freund, diese Summe zusammt den Zinsen den Hinterlassenen des Zimmermanns zuzustellen. Und dieser Freund ist es eben, von dem wir

die Nachricht davon erhalten haben; denn der ehrliche Landmann selbst hat es Niemand erzählt.

Kinder! wenn wir richtig reden wollen, so ist eine solche That bloß gerecht, noch nicht wohlthätig, noch nicht großmüthig; aber möchten nur erst alle Menschen so gerecht sein: wie gut würde es um die menschliche Gesellschaft stehen! C.

Der Dachs und das Eichhorn.

Der Dachs.

Wohin so eilig, kleines Thier?
Komm doch einmal herein!

Das Eichhorn.

Was willst du denn von mir?

Der Dachs.

Ich seh dir oft aus meiner Wohnung zu,
Und wundre mich, wie unermüdet du
Von einem Zweig zum andern hüpfest,
Und durch die Nußgesträuche schlüpfest,
Und wie du keine Ruh und Rast
Vom Morgen bis zum Abend hast.
Wie kannst du das in aller Welt ertragen,
Und noch so munter sein und so geschwind,
Als keine andre Thiere sind?
Und ich muß mich mit meiner Trägheit plagen!

Das Eichhorn.

Mein lieber Dachs, das ist nicht schwer zu sagen:
Wenn ihr so stets in euern Löchern lauert,
Als wäret ihr lebendig eingemauert,

Und nur von eurem Fette zehrt,
Da ist es wol nicht fragenswerth,
Warum sogar das Gehen euch beschwert.
Denn bei der übertriebnen Ruh
Nimmt eure Trägheit täglich zu;
Wer aber Fleiß und Arbeit liebt,
Wird täglich mehr darin geübt.

Geschenk an eine Muhme, an ihrem Geburtstage.

Ja, heute, theuerste Muhme, heute,
Worauf ich lange mich heimlich freute,
Da möcht' ich Ihnen zum Angedenken
So herzlich gerne was Schönes schenken.

An diesem Tage der frohsten Feier,
Da wäre sicher mir nichts zu theuer;
An gutem Willen soll mir's nicht fehlen;
O, wüßt' ich Armer doch nur zu wählen!

Soll ich ein niedliches Kränzchen winden,
Sie, beste Muhme, damit zu binden?
Von Maienblümchen und Federnelken? —
Doch ach! die Blumen, die Blumen welken!

Von meinen blühenden Rosensträuchen
Den besten nehmen? — Ein schwaches Zeichen
Von meiner Liebe, die ewig glühet,
Dies Rosenstöckchen, das bald verblühet!

Ha! meine Vögelchen will ich bringen,
Die sollen Ihnen ein Liedchen singen!
Auf ihrem Nestchen will ich sie greifen —
Doch ach! sie können ja noch nicht pfeifen.

So kann ich Ihnen nichts Bessers geben,
Als dieses Herz, voller Freud' und Leben!
Hört's auf, so zärtlich für Sie zu schlagen,
Wie jetzt, so mag es ein Andrer tragen!

Ein Ungenannter.

Charlotte, Luise, Leonore, Malchen.

Etwa 10, 8, 7 und 6 Jahr alt.

Charlotte (die zu den Andern ins Zimmer kommt). O, da sitzt ihr schon wieder und näht, und ich dachte euch draußen im Schnee zu finden! So kommt doch, es ist so schön draußen!

Luise. Ja, sobald wir hier fertig sind.

Charlotte. Aber wie lange wird das vielleicht noch währen? Mit dem ewigen Nähen!

Leonore. Nicht gar lange mehr, denn es hat schon von diesem Morgen um sechs Uhr angefangen.

Charlotte. Behüte der Himmel! Nein, das möchte ich nicht.

Luise. Und ich wette, du würdest es doch mögen, wenn wir dir sagten, was es wäre.

Charlotte. Nun, was ists denn?

Leonore (packt die Arbeit an die Seite). Ja, das sagt man nicht sogleich. Wenn du rathen kannst. —

Malchen. Soll ichs nicht sagen?

Luise. Nein, liebes Kind, schweig. — Charlotte muß rathen.

Charlotte. O, ich kann denken, es ist für die Puppe.

Malchen. O nein!

Luise. Und wenns das wäre, so sagt die Mutter, wir üben uns dabei.

Charlotte. Aber ich mag überall nicht nähen.

Luise. Und ich sag's noch einmal, du wirst es mögen, wenn wir dir sagen, was wir nähen.

Charlotte. Nun, so sagts denn endlich!

Malchen. Nun sage ichs gewiß.

Luise. Still, Mädchen, sonst nehmen wir dich nie wieder mit bei so Etwas.

Leonore (die Alles wieder hervorlangt). Nun sieh — und rathe.

Charlotte (die einige Häubchen und Mützen und einige Tücher, dann wollene Röckchen und Kamisöler nach einander auslegt und besieht). Das ist ja eine ganze Aussteuer — wer soll denn das haben?

Malchen. O, das muß ich sagen — ja gewiß, das muß ich!

Luise. Nun ja, das magst du denn!

Malchen. Höre mal, Lotte — höre mal — der arme Fritz und seine Schwestern da, die keine Röcke anhatten — und so froren, hu! hu! hu! hu!

Charlotte. Wie? die Kinder von der armen Frau, deren Mann gestorben ist, und die sich nun nichts verdienen kann?

Luise. Ja, die!

Charlotte. Aber deine Mutter und meine haben ihr ja Geld geschickt.

Leonore. Ja, aber erſt kauft man Brot für's Geld, und dann Kleider — und —

Charlotte. O, da können wir ihr lieber auch von unſern alten Kleidern ſchicken.

Leonore. Ja, aber damit können ſie ihre Kinder noch nicht anziehn.

Charlotte. Nun, ich weiß, ſie ſind zu groß; aber dann muß ſie ſie kleiner machen.

Luiſe. Ja, das war's eben — Sieh, dies kann die arme Frau nicht.

Charlotte. Nicht? Warum denn nicht?

Luiſe. Weil ſie ſich in ihrer Jugend nicht auf Handarbeit geübt hat.

Charlotte (verlegen). Nicht?

Luiſe. Nun baten wir die Mutter, daß ſie uns einige gute ſtarke Sachen gäbe, davon wollten wir ihr geſchwind was zuſammennähen, und ihr das auf den Abend hinbringen, damit die Kinder doch was Warmes über den Leib kriegten.

Leonore. He! merkſt du's nun, Jüngferchen, warum wir nicht im Schnee laufen?

Charlotte (mit einem halb erſtickten Seufzer). O, ich will auch mit nähen. —

Luiſe. Sagte ichs nicht? — Aber das wird nicht nöthig ſein.

Leonore. Ei, warum nicht? ſo werden wir deſto eher fertig. — Sieh, da haſt du noch einen halben Saum; aber gerade, das ſage ich dir!

Malchen. Ja gerade, Lotte! — ſonſt giebts Schelte.

Charlotte. Was du doch ſagſt, kleine Weisnaſe, als ob du recht mit arbeiteteſt.

Luiſe. In der That thut ſie das. Sie hat uns alle Fäden in die Nadeln gefädelt, hat uns die Säume

eingeschlagen, und das wol so gerade — und ist auch nicht einmal davon gelaufen.

Charlotte. So sieh denn, Luise, ob das so recht wird.

Luise. Es ist so was, Lotte! die Stiche sind ein wenig zu groß — und dann gehts auch schief.

Leonore. Laß sehn! Ach, das geht ja nimmermehr! Komm, du sollst die Bänder an diesen Rock nähen — du! — aber ein Bißchen geschwind, sonst thue ichs selbst — Fi! Fi! der Saum muß ja schlechterdings wieder auf. — Lotte! Lotte!

Charlotte. Ja, ich kann das noch nicht so gut, als du; ich bin das nicht so gewohnt.

Leonore. Ja, das war's eben — das ist eben schlimm. — Ist das Band angenäht?

Luise. Nun, machs auch nicht so arg mit der armen Lotte; du siehst ja, sie kanns nicht, sie hat sich nicht so darauf geübt, als wir. — Gieb her, Kind. So! das eine Band sitzt ja schon (sie faßt es an, und los läßt der Faden und das Band). O ho! das geht wieder los.

Leonore. O herrlich! herrlich! Ja, du sollst uns schön helfen!

Lotte. O, ich kann ja nicht — (weinerlich).

Luise. Laß gut sein, Kind. — Ich habe schon nichts mehr zu thun.

Leonore. Und ich auch nicht — mein Saum ist fertig — nun wollen wir zusammenpacken. (Sie legt Alles in Ordnung an einander.)

(Die Mutter kommt dazu.)

* * *

Mutter. Nun, Kinderchen, wie gehts? Braucht ihr auch Hülfe?

Luiſe. Nein, liebe Mutter, wir ſind eben fertig.

Mutter. Fertig? O, das iſt ſchön! Und was ſagt mein Malchen? Hat dir auch die Zeit lang gewährt?

Malchen. O nein, Mutter, ich habe ja immerfort zu thun gehabt.

Mutter. Brav! und da iſt ja auch unſre Lotte. Hat ſie etwan auch mit geholfen?

Leonore. Ja, aber wir waren ſchon fertig.

Malchen. Ja, und ſie —

Luiſe. Fi! Malchen.

Mutter. Nun, Kinder, das iſt ſchön — daß ihr fertig ſeid! Nun will ich euch auch eine Freude ankündigen.

Leonore. Nun?

Mutter. Da iſt eben die arme Frau draußen mit allen ihren vier kleinen Kindern; und nun ſollt ihr die Kinder hier in die Kammer nehmen und ſie ankleiden, und die Mutter damit überraſchen.

Leonore. O ja!

Luiſe. O ja! das laß uns thun!

Malchen. O ja! Soll ich ſie holen?

Mutter. Nein, ich ſchicke ſie euch. Ihr habt doch Alles zurechte?

Luiſe. O ja, liebe Mutter.

Mutter. Gut, ſo ſollen ſie zu euch kommen, und ich will unterdeſſen mit der Mutter reden, und hören, zu was für Arbeit ich ſie etwa künftig gebrauchen kann.

(Geht, und die Kinder alle mit den Sachen in die Kammer.)

* * *

Die Mutter mit der armen Frau hinein zu den Kindern, die nun fröhlich auf ſie zulaufen und: Sieh, Mutter, ſieh! rufen.

Arme Frau. O Gott, was sehe ich! Sind das meine Kinder? — Liebste Madam! (Sie will ihr die Hand küssen.)

Mutter. Nein, gute Frau, mir gehört kein Dank dafür; meine Kinder haben ihre Geschicklichkeit im Nähen ein wenig üben wollen, und da habe ich ihnen die Freude ganz allein gelassen. — Wenns gut gerathen ist, soll es mir lieb sein. (Sie besieht jedes Kind besonders.)

Arme Fr. (geht umher, und will jedem Kinde die Hand küssen, welches aber keins leidet). Dank! tausendmal! Gott belohne es ihnen! — (Sie kommt auch zu Lotten, die sich in eine Ecke allein gestellt hat, um ihr die Hand zu küssen.) Dank, tausendmal!

Charlotte (zieht die Hand weg, und fängt laut an zu weinen; schluchzend). O nein! — o nein! — ich habe nichts genäht — ich konnts nicht.

Mutter. Was ist das, liebe Lotte? — Warum weinst du so sehr?

Charlotte. O, die Frau da dankt mir — und ich habe nichts genäht — weil ich nicht kann. (Sie weint noch lauter.)

Mutter. Nun, stille nur, liebes Lottchen; durch Weinen wird nichts gut — aber wohl durch einen guten Vorsatz. Sage, glaubst du nun, daß es einem Mädchen nützlich und angenehm sei, sich bei Zeiten in Handarbeiten zu üben?

Charlotte. O ja!

Mutter. Nun, was dann für Noth? So wollen wir bald fertig werden. Du mußt nur jedes Mal, statt daß du sonst dachtest: ich habe keine Lust, ich mag nicht nähen, dir vorstellen, daß du dir und Andern damit dienen kannst, und daß, je öfter man eine Sache übt, je leichter und besser sie geräth.

Arme Fr. O ja, liebes Mamſellchen, thue ſie das ja bei Zeiten! Ich bitte ſie! Wollte Gott, ich hätte nicht immer in meiner Jugend geſagt: ich habe keine Luſt, ich mag nicht nähen, ſo könnte ich jetzt vielleicht auch andern Leuten mit meiner Hände Arbeit dienen, ſtatt daß ich — (ſie weint) jetzt nun guten Menſchen zur Laſt fallen muß. —

Mutter. Nun — freilich, gute Frau — wäre das wol beſſer geweſen — aber ſie hat mir ja verſprochen, von nun an wenigſtens durch ihren Fleiß, was möglich iſt, wieder gut zu machen. Kinder, das habe ich euch noch nicht geſagt. Dieſe gute Frau kriegt dort drüben bei der Wäſcherinn fürs erſte eine kleine Wohnung; da will man ſie bei der Wäſche brauchen, und in der Zwiſchenzeit, wo nichts für ſie zu thun iſt, ſoll ſie unſern Garten mit ausjäten helfen.

Alle. O ſchön! o ſchön! (in die Hände klatſchend) das freut mich!

Mutter. Und ihre Kinder ſollen den Tag über zu der fleißigen alten Großmutter hingehen, die den kleinen Kindern ſo leicht das Stricken und Nähen lehrt, und dann auch wieder mit ihnen ſpielt.

Arme Fr. Ach ja, liebe Madam, ich werde Ihnen mein ganzes künftiges Glück verdanken. Sie, meine lieben Kinder, danken ſie ja Gott, daß er ihnen eine ſo brave Mutter gegeben hat, die ſie früh zum Fleiß und zur Arbeit anhält; denn das iſt die Quelle ſo vieler Freuden für uns und Andere!

Eliſe Reimarus.

Henriette und die Mutter.

Henriette. Ach nein, liebe Mutter, ich wollte lieber das kleine Taschenbuch fertig machen.

Mutter. Aber Henriette, Karoline wird den Nähbeutel lieber haben; du weißt, wie sehr ihr deiner gefiel.

Henriette. Welcher denn?

Mutter. Der mit der Inschrift: dem Fleiße, der dir an deinem letzten Geburtstage geschenkt wurde.

Henriette. O ja — den — aber ich weiß gewiß, das ist ihr Alles Eins.

Mutter. Nun, meinetwegen, Henriette; aber wie willst du fertig werden? An dem Taschenbuche fehlt noch so viel, und an dem Nähebeutel so wenig. Gewiß willst du Karolinen doch auch gern ein Geschenk an ihrem Geburtstage mitbringen.

Henriette. O ja, das will ich auch; aber du sollst sehen, ich will wol fertig werden.

Mutter. Auch, wenn der Vater schon um vier Uhr mit uns ausgeht?

Henriette. Ach, das wird er nicht!

Mutter. Wer um vier Uhr nicht mit seiner Arbeit fertig wäre, sagte er, der ginge nicht mit.

Henriette. Aber ich denke, er sagte um fünf Uhr.

Mutter. Henriette! Henriette! bedenke, was ich dir so oft gesagt habe. Du solltest dir den garstigen Fehler abgewöhnen, immer Alles besser wissen und anders thun zu wollen, als man dir sagt, kurz, das ewige Widersprechen; oder du würdest dich einmal selbst häßlich dadurch bestrafen.

Henriette. Aber, liebe Mutter, wenn ich doch

nun gewiß weiß, daß der Vater gesagt hat, um fünf Uhr gingen wir aus?]

Mutter. Nun gut, wir wollen sehen, wer da fertig ist.

Henriette. O, das bin ich gewiß! Da sieh nur, wie fleißig ich schon gewesen bin!

Mutter. Schon gut — halt dich nur nicht auf.

Henriette. Ja — aber, Mutter, diesen Strich möchte ich doch wieder aufmachen; er geht so schief.

Mutter. Er hätte ein wenig gerader sein können; aber für diesmal, denke ich, kann er sitzen bleiben.

Henriette. Ach nein, Mutter, er geht gar zu schief; ich muß ihn wirklich wieder aufmachen.

Mutter. Henriette, du willst dich mit Fleiß verspäten.

Henriette. Ach nein, Mutter, ich will schon fertig werden. Wenn ich nur draußen in der Laube wäre!

Mutter. Und warum das?

Henriette. Ich kann da besser sehen.

Mutter. Aber das hält noch so viel länger auf mit dem Hin- und Hergehen.

Henriette. Ach, da bin ich ja gleich, und dann so gehts da viel geschwinder.

Mutter. Meinetwegen, meinetwegen, Henriette; aber erinnere dich, wenns zum Ausgehen kommt, und du nicht fertig bist, daß ich dir Alles vorhergesagt habe.

Henriette. O, du sollst nur sehen, ich will gewiß fertig werden.

(Nach einer guten Weile.)

Henriette, die Mutter, der Vater, andere Kinder.

Mutter. Nun, Henriette, wie wirds? Bist du fertig?

Henriette. O, noch nicht, Mutter; aber es ist ja auch noch nicht fünf Uhr!

Mutter. Fünf nicht, Henriette; aber vier. Die Dielenuhr hat schon geschlagen.

Henriette. Die Dielenuhr? Ich habe sie nicht gehört.

Mutter. Ich aber; und wenns nun vollends schon die Zeit wäre, da der Vater ausgehen will.

Henriette. Ach nein, liebe Mutter —

Mutter. Nicht? Und was bedeutet denn, daß da getrommelt wird und Alle herauskommen?

Henriette. Ja — das weiß ich — gewiß nicht.

Hans. Ha, Henriette, wo bist du? Wir gehn!

Henriette. Nun, doch noch nicht?

Hans. Allerdings! Hast du vergessen, daß der Vater sagte, um vier Uhr, weil Karolinens Geburtstag wäre? Du bist doch fertig mit deiner Arbeit? — Sieh, diese Zeichnung bringe ich Karolinen.

Gottlieb. Und ich dies Bild.

Diedrich. Und ich diesen Brief.

Nikolas. Und ich diesen Korb.

Fritz. Na, na, nur zu! Vater kommt schon.

(Alle laufen weg.)

Vater (in einiger Entfernung). Henriette! He! Henriette! wir gehn. Du weißt, ich warte auf Keinen; wenn du mitzugehn verdient hast, so komm geschwind!

Henriette (fängt an zu weinen). Ach, nun bin ich nicht fertig!

Mutter. Ja, Henriette, das hatte ich dir vorher gesagt.

Henriette. Ach, ich dachte, Vater würde erst um fünf Uhr gehen!

Mutter. Ja, auch das sagte ich dir vorher, er werde um vier Uhr gehen.

Henriette. Ach, und nun muß ich allein zu Hause bleiben — und habe mich so darauf gefreuet! — (sie weint heftiger.)

Mutter. Ja, Henriette, das mußt du, so gern ich dir die Freude gegönnt hätte! Du weißt, daß ich dir's vorhergesagt habe: der häßliche Fehler, Alles besser wissen zu wollen, immer zu widersprechen, würde dich einmal selbst bestrafen. Wärest du meinem Rathe gefolgt, als ich dir sagte, bei dem Nähbeutel zu bleiben, und nicht umherzulaufen, nichts wieder zu zernichten, was einmal gemacht war: so wärest du fertig geworden; ja, hättest du endlich es nicht durchaus besser wissen wollen, daß der Vater um fünf, und nicht um vier Uhr ginge, so wärest du auch so noch fertig geworden und mitgegangen; nun aber mußt du die Folge deines Fehlers tragen.

Henriette. Ach, und nun kriegt Karoline kein Geschenk von mir? (sie weint.)

Mutter. Auch das nicht, Henriette. Es kommt Alles aus der nämlichen Ursache; darin kann ich dir eben so wenig helfen. Aber wenn du es wünschest, so will ich dir einen Rath geben, wodurch dir dieser Tag auf eine andere Art noch mehr Freude geben soll, als er dir durch den Spaziergang gegeben hätte; sage, willst du ihn hören?

Henriette. Und wodurch denn?

Mutter. Dadurch, daß du von heute an dir fest vornimmst, niemals mehr zu widersprechen, wenn verständigere Leute, als du, dir etwas sagen; sondern hübsch zu folgen, damit es dir nicht wieder so gehe, wie heute. Willst du das?

Henriette. Ach ja, Mutter — das will ich! — Wenn ich doch nur das Taschenbuch fertig hätte, damit

ich Karolinen auch noch heute was schenken könnte!

Mutter. Nein, liebe Henriette, heute muß das so gehn, dir zum Angedenken, damit du dich desto besser der bösen Folgen erinnerst, die dein ewiges Widerreden gehabt, und desto ernstlicher darauf denkest, es abzuschaffen. Aber künftigen Sonntag, wenn du Wort hältst, und diese ganze Woche den Fehler vermeidest, wollen wir Beide hin, und es ihr bringen; und dann kannst du dich immer mit Vergnügen an diesen Tag erinnern, da du einen so großen Fehler abgeschafft hast. Sage, gefällt dir das?

Henriette. Ach ja, liebe Mutter! (die Mutter küßt sie.)

Mutter. Nun, so kannst du auch heute wieder vergnügt sein; aber sonst nicht.

Elise Reimarus.

Frühlingslied.

Der Schnee zerrinnt,
Der Mai beginnt;
Die Blüten keimen
Auf unsern Bäumen,
Und Vögelschall
Tönt überall.

Wer weiß, wie bald
Die Glocke schallt,
Da wir des Maien
Uns nicht mehr freuen!
Wer weiß, wie bald
Sie für uns schallt!

Drum seid zwar froh,
Doch, Kinder, so,
Daß ihr dies Leben
Dem, der's gegeben,
Durch Frömmigkeit
Und Tugend weiht.

Ungenannter.

Zwei ungleiche Brüder.

Einst lebten irgendwo zwei Brüder, die einander sehr ungleich waren.

Der ältere brachte den ganzen Tag zu mit Spielen, mit wildem Umherschwärmen, kurz, mit nichtswürdigem Zeitvertreibe.

Er hörte nicht gern zu, wenn etwas Gutes erzählt wurde; das Lesen kam ihm unangenehm und beschwerlich vor; seine Gedanken richtete er selten auf etwas Nützliches, und hatte fast immer alberne Dinge im Kopfe.

Der jüngere Bruder las gern in Büchern, hörte aufmerksam zu, wenn ihm etwas erzählt wurde, dachte darüber nach, und machte sich ein Vergnügen daraus, Das wieder zu erzählen, was er von seinen Lehrern oder aus Büchern gelernt hatte.

Es läßt sich leicht errathen, wie es mit dem Einen und mit dem Andern geworden sein müsse.

Als der jüngere elf Jahre alt war, konnte er so vernünftig denken und sprechen, daß seine Aeltern ihn oft mit sich in Gesellschaft nahmen, theils, ihm ein Vergnügen zu machen, theils, damit er von andern verständigen und guten Leuten allerlei lernen möchte.

Denn es giebt Dinge, die man aus Büchern nicht lernen kann, von welchen man aber doch nicht eher etwas verſteht, als bis man viel in Büchern geleſen hat.

Mit ſeinem ältern Bruder hingegen, der nunmehr dreizehn Jahr alt war, ging es ganz anders.

Wenn Erwachſene mit einander ſprachen, ſo verſtand er davon nur wenig oder gar nichts; noch viel weniger aber konnte er ſelbſt vernünftig und angenehm ſprechen.

Seine Aeltern hätten ihn auch gern in Geſellſchaft erwachſener Leute gebracht; allein er wäre da nichts nütze geweſen, und man würde geſagt haben:

Was ſoll doch dieſer Knabe hier, mit dem man kein vernünftiges Wort ſprechen kann? Jeder Menſch muß ſich zu ſeines Gleichen halten, und er gehört noch unter die Kinder.

Alſo mußte er zu Hauſe bleiben.

Das kränkte ihn nun nicht wenig, und darum faßte er endlich den guten Vorſatz, von nun an recht aufmerkſam, fleißig und ſittſam zu werden. Weil er aber an die Unachtſamkeit, an das Nichtsthun und an wildes Umherſchwärmen einmal gewöhnt war, ſo wurde ihm ſein löbliches Unternehmen anfangs ziemlich ſchwer.

Er that ſich vielen Zwang an, und doch wollte es ihm nirgends ſo gelingen, wie er wünſchte.

Sein guter Bruder, dem das ſehr nahe ging, gab ſich alle Mühe, ihm behülflich zu ſein; er wies ihm, wie man es anfangen müſſe, er erklärte ihm Dieſes und Jenes, und machte es ihm leicht, wo er wußte und konnte.

Ernſtliche Bemühungen haben allezeit ihre gute Wirkung.

Nachdem der ältere Bruder ſich einige Zeit munter

und unverdroſſen beſtrebt hatte, vollkommner zu werden, ſo kam es endlich dahin, daß er darin ſein größtes Vergnügen fand.

Nichts konnte ihm jetzt mehr Freude machen, als wenn er Etwas gethan hatte, worüber ſeine Aeltern und Lehrer ihre Zufriedenheit bezeigten; und etwas Neues zu lernen, war ihm viel zu angenehm, als daß er dabei hätte unaufmerkſam ſein können.

Kurz, er ſelbſt konnte nunmehr nicht begreifen, wie es ihm vorhin möglich geweſen war, ein Vergnügen an Nichtsthun und an abgeſchmacktem Zeitvertreibe zu finden.

Gleichwol hatte es ihm den Schaden gethan, daß er ſeinen jüngern Bruder in manchen Dingen nie völlig einholen konnte; denn der war allezeit vor ihm voraus.

Es iſt hiemit eben, wie mit dem Feldbaue. Wenn man zu rechter Zeit ſäet, ſo kann man auch zu rechter Zeit ernten, und reichlich ernten.

Säet man aber zu ſpät, ſo hat man Mißwachs zu erwarten, oder doch weniger und nicht ſo ſchöne Früchte, als man ſonſt bekommen haben würde.

C.

Der Aufſchub.

Morgen! morgen! nur nicht heute!
Sprechen immer träge Leute;
Morgen! Heute will ich ruhn!
Morgen jene Lehre faſſen,
Morgen dieſen Fehler laſſen,
Morgen Dies und Jenes thun!

Und warum nicht heute? Morgen
Kannst du für was Andres sorgen;
Jeder Tag hat seine Pflicht.
Was geschehn ist, ist geschehen,
Dies nur kann ich übersehen!
Was geschehn kann, weiß ich nicht.

Wer nicht fortgeht, geht zurücke;
Unsre schnellen Augenblicke
Gehn vor sich, nie hinter sich.
Das ist mein, was ich besitze;
Diese Stunde, die ich nütze,
Die nur ist gewiß für mich.

Weiße.

Die Biene und die Hummel.

Hummel.

Immer fleißig, Jungfer Biene? —
Um Verzeihung, daß ich mich erkühne,
Sie zu stören. — Aber, liebes Kind,
Suchst dir ja die Aeuglein blind!
Weißt du nicht: man muß sich auch vergnügen;
Komm, laß deine Arbeit liegen;
Lustig, lustig laß uns sein!
Komm mit mir, es soll dich nicht gereun!

Biene.

Meine Arbeit ist für mich Vergnügen,
Weil ich so erzogen bin.
O, um Alles könnt' ich nicht so müßig fliegen!
Und was spräche dann auch wol die Königinn?

Hummel.

Ja, die wird's auch gleich erfahren!

Biene.

Kann es doch!

Hummel.

So machst du ihr was weis.

Biene.

Fi! Bewahre!

Hummel.

Jungfer Fleiß,
Da hat sie nichts zu bewahren,
Sie soll mit uns, kurz und gut.
Wenns sie's mir nicht zu Gefallen thut,
So will ich sie selber, daß sie's weiß,
Bei der Königinn verklagen,
Und, daß sie herumgeschwärmt, ihr sagen.

Biene.

Wie es dir beliebt. Muß ich dann auch leiden,
So ist Unschuld meine Trösterinn;
Gerne will ich mit ihr leiden,
Und um alle eure Freuden
Geb' ich sie nicht hin.

Das Dörfchen.

Ich rühme mir
Mein Dörfchen hier;
Denn schönre Auen,
Als rings umher
Die Blicke schauen,
Sind nirgends mehr.

Hier Aehrenfelder,
Dort Wiesengrün,
Dem blaue Wälder
Die Grenze ziehn.
An jener Höhe
Die Schäferei;
Und in der Nähe
Mein Sorgenfrei:
So nenn' ich meine
Geliebte kleine
Einsiedelei,
Worin ich lebe
Zur Lust versteckt,
Die ein Gewebe
Von Ulm und Rebe
Grün überdeckt.
Dort kränzen Schlehen
Die braune Kluft,
Und Pappeln wehen
In blauer Luft.
Mit sanftem Rieseln
Schleicht hier gemach
Auf Silberkieseln
Ein heller Bach,
Fließt unter Zweigen,
Die über ihn
Sich wölbend neigen,
Erfrischend hin,
Und läßt im Spiegel
Den grünen Hügel,
Wo Lämmer gehn,
Des Ufers Büschchen,
Und selbst die Fischchen

Im Grunde ſehn.
Da gleiten Schmerlen,
Und blaſen Perlen;
Ihr ſchneller Lauf
Geht bald danieder,
Und bald herauf
Zur Fläche wieder.

Nein, ſchönre Auen,
Als rings umher
Die Blicke ſchauen,
Sind nirgends mehr!

Ungenannter.

An ein junges Fräulein,

dem man weis gemacht hatte, daß es beſſer ſei, als andere Menſchen.

Junges, gnädiges Fräulein, dein Stammvater iſt auch der meinige. Er heißt Adam, nicht Herr von Adam.

Alle Königinnen ſind deine Verwandte; aber — ſei nicht ſtolz — deine Magd, das lumpige Bettelmädchen und die ſchmierige Hottentottinn ſind es auch.

Alle Menſchen ſind Vettern und Baſen zuſammen; die Deutſchen, die ſchwarzen Aethiopier und die Kannibalen, wie die Franken, die Sachſen und die Baiern; die Tagelöhner, die Bauern und die Bettler, wie die Kaiſer, die Könige und die Edelleute.

Folglich ſind alle Menſchen einander gleich.

Das wiſſen viele große und kleine Leute nicht.

In Oſtindien giebts närriſche Leute, die vier Adams glauben; dieſe ſollen heißen: Brahma, Situri, Beiſe und Sudur. Vom erſten ſollen die Geiſtlichen, vom zweiten die großen Herren, vom dritten die Bürger und vom vierten die Bauern herkommen. Die närriſchen Leute!

Auf Jamaika, einer Inſel in Weſtindien, ſoll es Kaufmannsfrauen aus England geben, die nicht glauben wollen, daß ihre ſchwarzen Sklavinnen ſo gut Menſchen ſind, wie ſie. Die albernen Weiber!

Es war einmal eine kleine Königstochter, ſie hieß, wo ich nicht irre, Iſabellchen, war weiß wie Schnee, und fein und zierlich, wie ein Püppchen.

Viele große Leute warteten dem kleinen Dinge auf, viele vornehme Leute küßten dem Mägdlein gar das Händlein; Alles ſeines Papa's wegen; aber das Närrchen meinte, es geſchehe ſeinetwegen.

Nun ſah es oft Straßenkinder von ſeinem Fenſter herab, die ekelhaft und zerlumpt umherliefen.

Es ſah in ſeinem Bilderbuche allerlei häßliche wilde Leute, und ſeine Hofmeiſterinn erklärte ihm dieſe Bilder.

Da dachte das gute Kind: ich muß doch wol ein ganz andrer Menſch ſein, als dieſe gemeinen, dummen, ſchmutzigen Leute!

Es ſagte dies ſeinem Kammermädchen, und das einfältige Ding antwortete: ja freilich, gnädige Prinzeſſinn!

Es ſagte dies ſeinem Haarkräusler, und der alberne Kerl antwortete: ja freilich, gnädige Prinzeſſinn!

Es ſagte dies ſeiner Hofmeiſterinn; aber, aber, was antwortete die! — —

Dieſe gemeinen ſchmutzigen Leute da ſind eben ſo gut Menſchen, wie Sie, Prinzeßchen; und daß Sie anders

und besser aussehen, dafür können Sie nicht, Kind! Also dürfen Sie ja nicht stolz darauf sein.

Wären Sie unter den Jameos erzogen, Sie würden noch nicht fünfe zählen können; wären Sie im Samojedenlande geboren, Sie würden sich im Schnee wälzen; wären Sie unter Schweinen aufgewachsen, Prinzeßchen, Sie würden, so wahr ich ehrlich bin, den Sitten nach, ein Ferken sein!

Hätte es hingegen dem Könige, Ihrem Vater, gefallen, statt Ihrer, ein gemeines Mädchen von der Straße aufzunehmen, oder aus dem Samojeden- oder Jameoslande eins kommen zu lassen, und es so sorgfältig und mühsam zu erziehen, wie Sie, so würden diese — jetzt gemeine, dumme und ekelhafte Kinder, — so vornehm, klug und niedlich sein, wie Sie.

Isabellchen konnte das nicht begreifen, oder mochte es nicht begreifen. Laß sehn, mein Kind, ob du gescheidter bist?

Schlözer.

Ein Liedchen.

Den flüchtigen Tagen
Wehrt keine Gewalt,
Die Räder am Wagen
Entfliehn nicht so bald.
Gleich eilenden Blitzen,
Entfliehn sie dahin;
Drum will ich sie nützen,
So lang' ich noch bin,

Gleim.

Das Ringspiel.

Personen:

Vater.	Karl
Gottlieb.	Fritz.
Konrad.	Lotte.
Christel.	

Gottlieb.

O Vater, wollen wir nicht wieder in den Garten gehn und die Wege harken?

Vater. Es regnet, Gottlieb.

Fritz. O, was schadet das?

Vater. Uns nichts, aber unsern Kleidern.

Lotte. O Vater, so gieb uns doch noch eine Lehrstunde, sonst müssen wir gewiß müßig sein und können nicht dafür!

Vater. Lehrstunden habt ihr heute genug gehabt; ich will sehen, ob ich euch nicht sonst etwas zu thun geben kann. — Du, Lotte, hast ja deine Strickrolle da an der Seite hängen! Was denn für Noth? Und ihr Andern — wißt ihr was? — wir wollen der Mutter den Spinat verlesen, den sie morgen kochen will. Die soll sich einmal freuen, wenn sie diesen Abend aus der Stadt nach Hause kommt, und Alles schon gethan findet!

Alle. O ja! das wollen wir!

Lotte. O Vater, laß mich doch mit Spinat verlesen. Ich wollt' es gar zu gern.

Vater. Immerhin! Nun, da hat Jeder seinen Theil; laßt sehen, wer am ersten damit fertig sein wird!

Christel. Will Vater denn uns auch wieder was erzählen unterdeß, daß wir arbeiten?

Vater. Das wollte ich wol; aber ich mag nicht

gern oft allein ſprechen. Laßt uns lieber irgend Etwas ſpielen, wobei ihr Alle mitſprechen könnt.

Konrad. Ja, können wir denn zugleich arbeiten und ſpielen?

Vater. Wenn Arbeit und Spiel danach ſind; warum nicht? Ich will euch eins vorſchlagen, was euch wenig oder gar nicht ſtören ſoll.

Gottlieb. Na, das ſoll mich doch wundern!

Fritz. Nur zu, Vater!

Vater. Es ſoll das Ringſpiel ſein.

Karl. Das ſich ſo anfängt: Es iſt ein Ring von meiner Hand?

Vater. Ja!

Alle. O, das!

Vater. Nun?

Einige. O, das iſt nicht hübſch!

Vater. Warum nicht?

Chriſtel. Ja, etwas iſt wol hübſch darin, aber etwas iſt doch dummes Zeug.

Vater. Nun ſo wollen wir das dumme Zeug auslaſſen, und dafür etwas Andres ſagen.

Alle. Ja, das geht an.

Vater. Wie, wenn wir's ſo machten: Du, Konrad, gäbeſt Chriſteln den Ring — oder es kann auch ein Spinatblatt thun; darauf kommts ja gar nicht an! und ſagteſt dann: Nimm hin das! dann antwortete er: Was iſt das! Und du ſprächeſt wieder:

Es iſt ein Ring von meiner Hand
Mit einem kleinen Diamant,
Darinnen ſteht geſchrieben fein
Mein Urtheil über Groß und Klein,
Viel Wunderbar's von manchem Ort,
Mein Räthſel, Reim und Sprichwort.

Gottlieb. Ja, so ist's besser.

Vater. Aber da müßt ihr euch auch darauf gefaßt machen, daß ein Jeder etwas zu sagen wisse, so wie die Reihe an ihn kommt. — Hört, laßt uns erst zehn Minuten darauf sinnen — hier ist die Uhr! Unter der Zeit muß Keiner ein Wort sprechen, und Jeder besinne sich unterdeß ernstlich auf ein Urtheil; ihr wißt doch noch, was das ist — ein Urtheil?

Christel. Ja ja, wenn man über Etwas urtheilt.

Vater. Wenn man also sagt, daß eine Sache so oder so ist, oder nicht ist. — Zweitens besinnt sich Jeder auf etwas Merkwürdiges aus der Erdbeschreibung und erzählt uns das; drittens auf ein Räthsel, viertens auf ein paar Verse, und endlich auf ein Sprichwort. Nun, in zehn Minuten solls losgehn! — — —. — — — Sie sind verflossen! Jetzt also, Konrad, fang' an.

Konrad (zu Christel, indem er ihm ein Spinatblatt reicht). Nimm hin das!

Christel. Was ist das?

Konrad.

Es ist ein Ring von meiner Hand
Mit einem kleinen Diamant,
Darinnen steht geschrieben fein
Mein Urtheil über Groß und Klein,
Viel Wunderbar's von manchem Ort,
Mein Räthsel, Reim und Sprichwort.

Christel. Dein Urtheil ist?

Konrad. Regenwetter ist auch gut.

Vater. Wozu denn?

Konrad. Ja, es würde sonst nichts wachsen; und dann so hätten auch die Menschen und die Thiere nichts zu trinken, wenns nicht zuweilen regnete.

Vater. Könnten denn nicht Brunnen, Bäche und Flüsse sein?

Konrad. Ja, wie bald würden die vertrocknen! — Und dann, so kann man zu Hause spielen, wenns draußen regnet.

Vater. Wie wir jetzt. — Nun weiter.

Christel. Etwas Merkwürdiges aus der Erdbeschreibung?

Konrad. Zu Surinam in Amerika giebt es eine Art Ameisen, die man die Visitenameisen nennt. Diese ziehen zuweilen in großen Heeren aus, und wo sie hinkommen, da freuen sich die Leute, und machen ihnen Thüren und Fenster auf.

Fritz. J, warum denn?

Konrad. Ja, wo diese Ameisen hinkommen, da durchsuchen sie das ganze Haus, und wo sie nur eine Ratte, eine Maus, eine Wespe, eine Fliege, eine Spinne, oder so etwas finden, da beißen sie sie todt und fressen sie auf. Deßwegen machen ihnen die Leute, sobald sie ankommen, alle Thüren und alle Schränke und Kasten auf, und gehen selbst aus dem Hause, um sie nicht zu stören. In zwei oder drei Tagen pflegen sie mit Allem fertig zu sein, und dann ziehen sie weiter.

Lotte. Das sind ja herrliche Thierchen!

Konrad. Ja wohl!

Christel. Dein Räthsel?

Konrad. Ich habe ein Paar Pferde gesehen, die fraßen täglich mehr als tausend Scheffel Hafer.

Alle. Ho! ho!

Konrad. Ja, und sie standen noch dazu auf Köpfen und fraßen mit Beinen.

Fritz. Das ist doch gewiß nicht wahr!

Konrad. Und da war auch ein Huhn dabei, das legte täglich mehr als tausend Eier!

Gottlieb (mit dem Finger drohend). Konrad, Konrad, weißt du nicht? —

Konrad. Was denn?

Gottlieb. Daß man auch im Spaß nicht lügen muß?

Konrad. Ich lüge nicht! Es ist wirklich wahr.

Christel. Ah! ich weiß schon, ich weiß schon, wie das ist!

Vater. Nun?

Christel. Ja, hundert Scheffel Hafer können gar nicht fressen; also können ja zwei Pferde mehr verzehren, als sie.

Karl. Ha! ha! — Ja, das glaube ich! Nun weiß ich auch, warum das Huhn mehr, als tausend Eier, legen konnte — weil tausend Eier kein einziges legen!

Vater. Richtig! Aber wie kam's, daß die Pferde auf Köpfen standen und mit Beinen fraßen?

Lotte. Das mochten wol Mißgeburten sein?

Konrad. Nein!

Lotte. Ja, so weiß ich es nicht!

Konrad. Sie standen auf den Köpfen der Nägel, womit ihnen die Hufeisen angenagelt waren; und ihre Zähne waren von Knochen oder Bein; das ist ja einerlei!

Alle. Ja so!

Christel. Na, deinen Reim?

Konrad. Unschuld und Freude
Sind ewig verwandt;
Es knüpfet sie beide
Ein himmlisches Band.

Christel. Und nun noch ein Sprichwort?

Konrad. Jung gewohnt, alt gethan.

Gottlieb. Nun frage ich Christeln; nicht wahr, Vater?

Vater. Ja!

Gottlieb. Na, dein Urtheil?

Christel. Mein Urtheil? — J nun, mein Urtheil ist, daß wir Kinder uns in unserm Urtheil oftmals irren.

Vater. Nun, diesmal hast du gewiß nicht falsch geurtheilt.

Gottlieb. Etwas Wunderbares?

Christel. In Afrika ist eine Gegend, die man Senegal nennt, wo sich die Engländer angebauet haben. Da soll es ungeheure Schlangen geben, die wol 40 bis 50 Fuß lang sind.

Fritz. Hu!

Christel. Wenn sie sich auf dem Schwanze in die Höhe richten, so sollen sie wie Mastbäume aussehen.

Lotte. O, die armen Leute, die da wohnen müssen!

Christel. O, sei du nur unbesorgt, Lotte! Was meinst du wol? die Leute mögen diese großen Schlangen recht gern haben, und leiden gar nicht, daß man eine davon tödten darf.

Lotte. Ist das wol wahr, Vater?

Vater. Allerdings! Christel wird dir auch die Ursache sagen.

Lotte. Na?

Christel. Sieh nur, Lotte, da, in eben dem Lande, wo es erschrecklich heiß ist, giebt es auch eine Menge von andern giftigen Thieren und von allerhand Ungeziefer, als Schlangen, Kröten, Eidechsen, und besonders große Heuschrecken, wovon oft so viel auf einmal angeflogen kommen, daß es ganz finster wird. Da sind

nun die großen Rieſenſchlangen (ſo nennt man ſie) dahinterher, und freſſen ſie auf, und wenn ſie das nicht thäten, ſo würden die Heuſchrecken in kurzer Zeit alles Grüne in der ganzen Gegend verzehren. Deßwegen können die ſchwarzen Einwohner dieſes Landes gewaltig böſe werden, wenn ein weißer Fremdling ſich unterſteht, eine dieſer Schlangen todt zu machen.

Gottlieb. Nun, dein Räthſel?

Chriſtel. Hier iſts: Welche Lichter brennen am längſten?

Konrad. Die Wachslichter.

Chriſtel. Nein.

Konrad. Ja, ſo weiß ichs nicht.

Chriſtel. Diejenigen, welche der liebe Gott gemacht hat — Sonne, Mond und Sterne.

Gottlieb. Sieh! — Aber nun deinen Reim?

Chriſtel. Dem kleinen Veilchen gleich, das im
Verborgnen blühet,
Sei immer fromm und gut, auch wenn
dich Niemand ſiehet.

Gottlieb. Das war einmal ein netter Vers! — Na, und dein Sprichwort?

Chriſtel. Friſch daran,
Iſt halb gethan.

Gottlieb. Nun, Karl, fragſt du mich.

Karl. Dein Urtheil?

Gottlieb. Mein Urtheil iſt, daß wir hier zu Lande doch viel glücklicher ſind, als die Grönländer.

Karl. Warum?

Gottlieb. Frag' du nur erſt weiter, ſo ſollſt du es wol hören.

Karl. Etwas Merkwürdiges aus der Erdbeſchreibung?

Gottlieb. Nun gieb Acht! — So ein Grönländer ist doch ein recht armseliger Mensch! Er wohnt in einem Loche, das viel elender und schmutziger sein soll, als unsers Cerberus sein Hundehaus. Darin liegt er vier Monate lang fast ganz müßig (denn so lange ist es da oben in Grönland Nacht) und friert, daß ihm die Zähne klappern, und hat fast nichts zu essen, als stinkendes Seehundsfleisch. Er selbst und sein Loch triefen beständig von Wallfisch- und Seehundsfett. Aber was noch schlimmer ist, so ist er ganz lebendig von Läusen. Und das sind die armen Leute so gewohnt, daß sie sich gar nicht viel daraus machen. Das Abscheulichste endlich ist, daß diese Läuse auch schaarenweise auf ihren Speisen umherkriechen, und daß ihnen gar nicht davor ekelt.

Lotte. Fi!

Vater. Du hast hoffentlich nicht vergessen, lieber Gottlieb, was ich euch damals auch erzählte, daß der liebe Gott doch auch für diese Grönländer recht wunderbar gesorgt habe?

Gottlieb. Ach ja! — Weil in Grönland selbst kein Holz wächst, so hat der liebe Gott gemacht, daß das Meer eine Menge von Bäumen — Tannen, Espen und Birken — in andern Ländern losreißen und hier herführen muß. Das nennen sie Treibholz. Ohne das würden sie keine Hütten und keine Kähne bauen, auch keine Pfeile zur Jagd verfertigen können. Dann so läßt der liebe Gott in ihrem Lande auch ein gewisses Moos wachsen, das so weich wie Pelzwerk ist. Damit verstopfen sie die Ritzen und Spalten in ihren Hütten, und auch Dochte in ihre Lampen machen sie davon. Von dem Seehunde oder Robben können sie fast Alles machen, was sie nöthig haben. Aus seinem Felle

verfertigen sie sich Kleider, Schuhe und Stiefel; von den Rippen machen sie Nägel; den Magen brauchen sie als einen Schlauch, um etwas Flüssiges, besonders den Thran, darin zu verwahren; aus den Därmen machen sie sich ihre Hemden, und ihre Strümpfe aus den Fellen der ungebornen Seehunde.

Karl. Ist das Alles?

Gottlieb. Ja.

Karl. So sage dein Räthsel.

Gottlieb. Wo kann man 1000 Meilen in einem Tage reisen?

Christel. Nirgends!

Gottlieb. O ja; irgendwo.

Christel. Nu, wo denn?

Gottlieb. Eben da, wo es Länder ohne Einwohner, Städte ohne Häuser, und Flüsse ohne Wasser giebt.

Karl. Ach! ich weiß, ich weiß! — Auf der Landkarte.

Gottlieb. Richtig! — Na, nun will ich dir auch gleich meinen Reim sagen:

Ein Kind, das nicht auf Warnung hört,
Ist sehr beklagenswerth.

Karl. Und dein Sprichwort?

Gottlieb. Müßiggang ist aller Laster Anfang.

Karl. Wer fragt denn nun mich?

Fritz. Ich, ich! — Dein Urtheil?

Karl. Es ist heute recht dummes Wetter.

Vater. Dummes?

Karl. Ja, dummes Wetter, es regnet ja immer!

Vater. Also, wenn unser Karl das Wetter zu machen hätte, so würden wir immer Sonnenschein haben?

Karl. Ja.

Vater. Wir werden dieſen Abend Erdbeeren mit Milch, nachher junge Erbſen und Mohrrüben mit geröſtetem Fleiſche eſſen; das ſind wol lauter Sachen, die du nicht magſt, Karl?

Karl. O um Verzeihung; das ſind ja meine Lieblingsgerichte.

Vater. Aber, wenn du die Welt zu regieren hätteſt, ſo würdeſt du doch nicht alle Jahr Erbſen, Mohrrüben und Erdbeeren wachſen laſſen?

Karl. J, warum denn nicht? O, es ſollte mir ſo eine Menge davon wachſen, daß wir ſie nicht alle verzehren könnten.

Vater. Beſinne dich, Karl! — Da müßteſt du auch oft regnen laſſen, wenn du ſo was haben wollteſt; und den Regen magſt du ja nicht leiden.

Karl. Kann man denn die Früchte nicht ohne Regen wachſen laſſen?

Vater. Das kannſt du ja verſuchen. Pflanze einmal eine Erdbeerſtaude in einen Topf, und ſetze den Topf an einen Ort, wo kein Regen dazu kommen kann; dann wirſt du ſehen, ob Erdbeeren daran wachſen werden.

Karl. Werden keine daran wachſen?

Vater. So wenig als an dieſem Tiſche; du müßteſt denn die Pflanze fleißig begießen.

Karl. Na, ſo könnte man alles Andere ja auch begießen, ſo brauchts ja doch nicht zu regnen.

Vater. Und mit was für Waſſer ſollten wir denn begießen?

Karl. J, mit Waſſer aus dem Brunnen oder aus dem Bache.

Vater. Aber haſt du nicht gehört, was Konrad vorher bemerkte, daß wir gar keine Brunnen und

Bäche haben würden, wenn es nicht von Zeit zu Zeit regnete?

Karl. Nicht?

Vater. Nein! — Denn woher kommt wol das Wasser, das in den Brunnen und in den Bächen ist?

Karl. Aus der Erde.

Vater. Und wie kam es vorher in die Erde? Nicht wahr, von Regen, Thau, Schnee und Hagel, die aus den Wolken herabfielen. Von der Oberfläche der Erde drang dies herabgefallene Wasser tiefer ein, und sammelte sich entweder in unterirdischen Höhlen, aus welchen es wie ein Bach wieder hervorlief, oder es wurde aufgegraben, und so entstand ein Brunnen. Im Grunde also ist alles Wasser, was wir haben, Regenwasser; und wenns also niemals regnete, so würden wir auch keinen Tropfen Wasser haben. — Nun, Karl, würdest du noch immer nicht regnen lassen, wenn es von dir abhinge?

Karl (beschämt). O, ja!

Vater. Und scheints dir nun noch wol recht geredet zu sein, wenn Jemand bei regnerischem Wetter spricht: Es ist heute dummes Wetter! Es ist heute garstiges, abscheuliches Wetter!

Karl. Nein!

Vater. Nun, Kinder, so laßt uns künftig auch besser auf unsre Worte achten, damit wir nicht so unverständig reden, wie wir wol zuweilen andere Menschen reden hören, die nicht bedenken, was sie sagen. Jede Witterung gereicht zu unserm Besten, der Regen wie der Sonnenschein, die Kälte wie die Wärme, der rauhe Winterſturm wie die angenehme Frühlingszeit; und Gott allein weiß, wie das Alles zum Wohle der Men-

schen und der Thiere zu jeder Zeit mit einander abwechseln muß. Fern sei von uns der Unsinn, uns einzubilden, daß wir es besser machen könnten, als Er, der allein weise und allgütige Weltregierer!

Nun, Fritz, so frage denn weiter!

Fritz. Etwas Merkwürdiges!

Karl. Zu Surinam, in Amerika, welches den Holländern gehört, giebt es eine Art großer Fledermäuse, die eine stacheliche Zunge haben. Diese setzen sich zuweilen an Pferde und Rindvieh, auch wol an schlafende Menschen, und lecken so lange an einer und ebenderselben Stelle, bis sie eine Ader aufgeleckt haben. Sie machen aber nur eine kleine, zarte Wunde, die ganz und gar nicht weh thut, und die auch bald wieder zuheilt. Derjenige, dem sie auf diese Weise zur Ader gelassen haben, befindet sich am andern Morgen muntrer und leichter, als vorher, weil sie ihm das dicke, träge Blut ausgesogen haben. Daher wünschen sich dort viele Leute, daß eine solche Fledermaus des Nachts zu ihnen kommen möge.

Fritz. Das ist doch närrisch! — Na, sage dein Räthsel!

Karl. Was macht die Pferde fett?

Fritz. J, wenn sie viel Hafer zu fressen kriegen.

Karl. Nein! — des Herrn Auge.

Fritz. Ist das wol wahr, Vater?

Vater. Ich meine ja, Fritz. Nicht wahr, wenn der Herr selbst fleißig in den Pferdestall geht und zusieht, ob seine Pferde auch recht gefüttert werden, so wird der Knecht wol immer darüber aus sein, den Pferden ihr gehöriges Futter zu geben, und sie hübsch reinlich zu halten?

Fritz. Ja!

Vater. Nun, dann werden sie auch wol fett werden. Wenn aber der Herr sich nicht selbst um sein Vieh bekümmert, ja, dann vergessen die Bedienten auch wol zuweilen ihre Pflicht, und dann muß es das arme Vieh entgelten.

Fritz. Gut, ich will unserm Kaninchen immer selbst Gras bringen. — Nun sage auch deinen Reim.

Karl. Ein weises Herz, ein froher Muth,
Sind köstlicher, als Geld und Gut.

Fritz. Und dein Sprichwort?

Karl. Hier ists: Was du thust, da gehe frisch daran.

Vater. Nun, Lotte, jetzt fragst du deinen Nachbar Fritz.

Fritz. Nur zu!

Lotte. Dein Urtheil?

Fritz. Mein Urtheil? — Ja! — Ja, wie muß ich das denn machen, Vater?

Vater. Wie sieht dieser Spinat aus, Fritz?

Fritz. Grün.

Vater. Siehst du! da hast du ja gleich ein Urtheil gemacht.

Fritz. Was denn für eins?

Vater. Dieses: der Spinat ist grün.

Fritz. Ist denn das ein Urtheil?

Vater. Ja wohl! Man urtheilt, Fritz, wenn man sagt, was eine Sache ist, oder auch nicht ist. Nun, du hast gesagt, der Spinat sei grün; also hast du ja darüber geurtheilt.

Fritz. Na, das ist gut; mir war wirklich schon bange, daß ich nichts wüßte.

Lotte. Etwas Wunderbares?

Fritz. O, das weiß ich! Vater erzählte einmal

von Lüneburg, daß da ein Salzwerk sei, und daß ein Schwein die Salzquelle zuerst aufgewühlt habe.

Vater. Richtig! Und was für eine Ehre haben die Lüneburger dafür dem Schweine erwiesen?

Fritz. Sie haben einen Schinken davon aufbewahrt in einem Glasschranke, und darüber haben sie mit goldenen Buchstaben auf Lateinisch geschrieben: daß dies Schwein die Salzquelle gefunden habe.

Lotte. Dein Räthsel?

Fritz. Oben spitz und unten breit,
Durchund durch voll Süßigkeit.
Was ist das?

Lotte. O, das ist ja ein altes Ding! — Ein Zuckerhut!

Fritz. Ja, du hasts schon gewußt, sonst hättest du mir es nicht errathen sollen!

Lotte. Dein Reim?

Fritz. Wenn ich artig bin,
Und ohn' Eigensinn
Thue, was ich soll:
O, wie ist mir wohl!
Mich lobt der Papa,
Mich liebt die Mama,
Alles freuet sich,
Lobt und liebet mich.

Lotte. Nun noch dein Sprichwort!

Fritz. Eine Hand wäscht die andere.

Vater. Was soll das wol heißen, Fritz?

Fritz. Ja, wenn man andern Leuten was zu Gefallen thut, so thun sie Einem wieder was zu Gefallen.

Vater. Richtig! Nun, das ging ja recht gut, Fritz! Jetzt, Lotte, kommt die Reihe an uns Beide. Wer von uns soll zuerst fragen; du oder ich?

Lotte. Du.

Vater. Dein Urtheil?

Lotte. Daß die Faulheit den Menschen schlecht macht.

Vater. Wie so?

Lotte. Ja, wenn man nicht fleißig arbeitet, so wird man ungesund, und es fällt Einem lauter dummes Zeug ein.

Gottlieb. Und man ist auch so unzufrieden.

Christel. Und wird gar nicht stark.

Karl. Ja, und das Essen schmeckt Einem auch gar nicht so gut, als wenn man recht fleißig gewesen ist.

Vater. Und dann, so entbehrt auch ein fauler Mensch der großen Freude, die der Fleißige alle Abend empfindet, wenn er bedenkt, was er Alles den Tag über gethan hat. — Nun weiter! An was für eine Merkwürdigkeit aus der Erdbeschreibung erinnerst du dich denn?

Lotte. Ich weiß noch wol, wo der Sago wächst.

Vater. Nun wo denn?

Lotte. In Ostindien. Da giebts einen Baum, der heißt die Sagopalme. Na, dieser Baum hat inwendig so ein Mark, wie bei uns der Flieder. Dieses Mark nehmen die Leute heraus, und trocknen es; das ist denn der Sago, wovon wir Suppen machen.

Vater. Erinnert sich Jemand unter euch, was ich euch von diesem Sagobaume einmal erzählt habe? Wie der liebe Gott ihn verwahrt hat?

Christel. Ach ja! Er ist ganz stachelig von außen —

Vater. Worüber die Reisenden sich oft zu beklagen pflegen; aber haben sie wol Recht, darüber zu klagen?

Christel. O gar nicht! — Wenn diese Stacheln nicht wären, so würden die wilden Schweine, die das Mark der Sagopalme auch gern fressen, die Bäume gewiß alle zerstören.

Vater. Und dann müßten viele Indier, die fast einzig und allein von diesem Baume leben, verhungern, und wir würden auch keine Sagosuppen mehr essen können. — Nun, dein Räthsel?

Lotte. Warum thut der Hahn die Augen zu, wenn er krähet?

Karl. Es mag ihm wol so sauer werden.

Lotte. O nein! Seine Hennen sollen glauben, daß er's auswendig gelernt habe.

Alle. Ha! ha! ha! das ist närrisch.

Vater. Nun, und dein Sprichwort?

Lotte. An Gottes Segen ist Alles gelegen.

Vater. Bravo! Jetzt also werde ich gefragt werden.

Lotte. Dein Urtheil?

Vater. Ist dieses: daß ihr heute Alle recht fleißige Kinder gewesen seid! Unsre Arbeit ist ja gleich vollendet.

Lotte. Nun erzähle uns auch etwas Merkwürdiges; aber was wir noch nicht wissen; hörst du, Väterchen.

Vater. Laßt sehen, ob ihr dies dafür wollt gelten lassen. Am persischen Meerbusen — ihr wißt doch noch, wo der ist?

Alle. O ja; o ja! da unten in Asien!

Vater. Nun, in der Gegend dieses Meerbusens also entsteht zuweilen ein sehr gefährlicher Wind, den man dort zu Lande Samiel oder Samum nennt. Dieser Wind ist brennend heiß, und tödtet auf der Stelle

Alles, was er unterwegs antrifft, es sei Mensch oder Thier. Doch zum guten Glücke fährt dieser Wind nicht dicht auf der Erde her. Wenn daher die Leute an gewissen Kennzeichen merken, daß er losbrechen will, so werfen sie sich flugs mit dem Gesichte auf die Erde, und dann thut er ihnen nichts. Diejenigen aber, die er übereilt und erstickt hat, liegen da, als wenn sie schliefen. Sie sind aber durch und durch verbrannt; wenn man sie daher beim Arme oder beim Beine faßt, so lösen sich Arme und Beine ab, und man behält sie in der Hand. — Gut, daß dieser schlimme Wind nicht auch bei uns weht!

Lotte. Nun dein Räthsel?

Vater. Wann hat man weniger, als gar nichts?

Lotte. Ja, das weiß ich nicht.

Gottlieb. O, ich weiß es! Wenn man nichts hat, und noch Etwas dazu schuldig ist.

Vater. Richtig! — Jetzt ist also noch mein Sprichwort übrig.

Lotte. Nein, mit Erlaubniß! Erst deinen Reim.

Vater. Ah! den hätte ich bald vergessen.

Recht thun, und edel sein und gut,
Ist mehr, als Gold und Ehr;
Da hat man immer frischen Muth
Und Freude um sich her;
Und man ist brav und mit sich eins,
Scheucht kein Geschöpf, und fürchtet keins.
Und hier endlich mein Sprichwort:
Ehrlich währt am längsten.

Christel. Mein Stückchen Arbeit ist gerade fertig.

Alle. Meins auch! Meins auch!

Vater. Dann laßt uns sehen, ob Mutter noch nicht angefahren kommt, um ihr mit dem verlesenen Spinat entgegenzulaufen!

C.

Fritzchens Tischgedanken.

Schon wieder Hunger; aber auch
Schon wieder keine Noth!
Der liebe Gott, nach altem Brauch,
Ist da mit Speis' und Brot.

Wo nimmt er's doch auch Alles her,
Für so viel Alt und Jung?
Auf Erden, in der Luft, im Meer
Hat jeder Mund genung.

Du speisest Alles, was sich regt,
Mit Freuden und mit Lust,
O Herr! ich bin sehr tief bewegt,
Und voll ist meine Brust!

Wie sich mein lieber Vater freut,
Wenns seinem Fritzchen schmeckt,
So hast auch du All'n, weit und breit,
Den großen Tisch gedeckt.

Wir essen All' und trinken All',
Und danken unserm Gott!
Ein süßer Dank, ein Dank mit Schall!
Wir danken unserm Gott!

Wer äße nun nicht herzlich froh,
Und tränke wacker drauf? —
Ach Gott! der arme Mann auf Stroh
Sieht auch zu dir hinauf.

Er hungert doch nicht, lieber Gott?
Giebt doch dem armen Mann
Auf Stroh auch ein klein Stückchen Brot,
Du, der so Vieles kann!

Overbeck.

Fritzchen nach der Arbeit.

Nun, wohl bekomm' es mir!
Ich bin auch endlich müde!
Doch süßer, süßer Friede
Liegt auf der Seele hier.

Ich hab' mein Werk gethan,
Nun ruhet aus, ihr Glieder;
Auf Morgen ruf' ich wieder!
Dann gehts von neuem an.

Wie wohl ist mir zu Sinn!
Die Blumen alle winken,
Und wunderfreundlich blinken
Die Sternchen nach mir hin.

Der Abend ist so schön;
Mit ruhigem Gewissen
Kann ich ihn nun genießen,
Und froh zu Bette gehn.

Wie würd' es anders sein,
Hätt' ich heut' nichts gelesen,
Und wäre faul gewesen:
Mich würde nichts erfreun.

Beschämt würd' ich den Kopf
Auf beide Arme stützen,
Und in der Stube sitzen
Erbärmlich wie ein Tropf.

Dann fragte mich Papa:
„Wie ists? was kann dir fehlen?
Weißt du nichts zu erzählen?"
Kein Wörtchen wüßt' ich da.

Dann käme Fiekchen her,
Und suchte mich mit Necken
Vom bösen Traum zu wecken;
Doch Fiekchen hin und her;

Verdrießlich würd' ich dann,
Mich ärgerten die Wände,
Und, und — ich fing am Ende
Wol gar zu weinen an.

O, wie ists doch so gut
Um Arbeit und Geschäfte!
Wie stärkt es Muth und Kräfte,
Wenn man was Nützes thut!

Dank sei dem lieben Gott;
Er stärkte mich auch heute,
Daß ich den Fleiß nicht scheute,
Und ehrte sein Gebot.

Nun auch, zum süßen Lohn,
Getrost zu Tisch gesessen!
Wer schaffet, darf auch essen;
Mich dünkt, ich schmeck' es schon.

Overbeck.

Fritzchen an den Tod.

Wenn ich nun alt erst bin und groß,
Und habe viel gethan,
Dann bringe mich in Gottes Schooß,
Du schwarzer Knochenmann!

Noch laß mich leben, denn ich bin
Noch lange nicht geschickt,
Und habe Manches noch im Sinn!
Wenn mir's nur Alles glückt.

Ich möchte wol, ins Ohr gesagt,
Vor allen Andern hier
Der Beste sein! Ich hab' gedacht,
Der Wunsch gezieme mir.

Das ist kein tüchtiger Soldat,
Fiel mir aus Büchern ein,
Der nie darauf gesonnen hat,
Einst General zu sein.

Wohlan denn, Fritzchen! dacht' ich da,
Was Rechtes oder Nichts!
Und guten Beistand hast du ja!
Der liebe Gott verspricht's.

Je mehr wir thun, je lieber ist
Es unserm guten Gott;
Und wenn du nun ein Mann erst bist,
Dann hats nicht weiter Noth.

Sieh, lieber Hain*), das ist mein Ziel;
Drum gehe nur vorbei!
Es fehlt mir noch so viel, so viel;
Die Sach' ist noch zu neu.

Und ich bin klein und arm und schwach;
O, wär' ich doch erst groß,
Und gut! — dann bringe allgemach
Mich hin in Gottes Schooß!

Overbeck.

Ein Bild vom menschlichen Leben.

An einem stürmischen Tage stand Lotte mit ihrem Vater am Fenster, aus welchem man viel Wiesenland übersehen konnte.

Am Himmel flohen einzelne Wolken — bald kleinere, bald größere — sehr schnell vorbei, so daß man oft im Schatten, aber auch bald wieder im Sonnenscheine stand.

Lotte sah den Schatten über die Wiese laufen, und sprach:

O sieh, sieh, Vater, wie der Schatten dahinunterläuft! — Nun ist die Wiese ganz dunkel, nun wieder

*) So viel, als: lieber Tod.

hell! — O sieh! da kommt schon wieder ein schwarzer Schatten! Da ist er schon wieder weg!

Vater. Die meiste Zeit ist doch Sonnenschein auf der Wiese. Nicht, Lotte?

Lotte. O ja; nun ist sie schon lange hell gewesen; aber da kommt schon wieder ein Schatten!

Vater. Aber auch der verfliegt doch bald?

Lotte. Da ist er schon weg! Das ist doch närrisch!

Vater. Kind, was du da siehest, das wirst du in deinem ganzen künftigen Leben erfahren.

Lotte. Wie so, Vater?

Vater. Unser Leben, liebe Lotte, gleicht dieser Wiese. Wenn wir recht fromm und brav sind, so geht es uns die meiste Zeit glücklich; da sind wir, wie im Sonnenscheine.

Aber dieses Glück dauert doch nicht immer. Ehe wir es uns versehen, fährt eine Wolke von Widerwärtigkeit über uns hin, und da stehen wir auf einmal im Schatten, das heißt, wir haben Mißvergnügen.

Aber getrost, liebes Kind! Auch dieses Mißvergnügen dauert nicht lange. Es verfliegt eben so geschwind wieder, als du jenen Schatten verschwinden siehst.

Denke daran, wenn du älter wirst, und es wird dir gut thun, daß ichs dir vorausgesagt habe.

C.

Erntelied.

Kein Klang von Allem, was da klingt,
Geht über Sichelklang,
Wenn sie der braune Schnitter schwingt
Zum fröhlichen Gesang.

Das Aehrenfeld, in goldner Pracht,
Rauscht, Halm an Halm gewiegt;
O, wie sein muntres Auge lacht!
Wie ist er so vergnügt!

Schon denkt er sich die Scheuren voll,
Und noch ein gut Theil mehr;
Und wie der Thaler klingen soll,
Denkt er sich nebenher.

Kein Paradies, kein Herzogthum
Erfreut ihn, wie sein Feld;
Der braune Schnitter gäbe drum
Die ganze weite Welt.

Er singt, es zirpt in seinem Ton
Die Grill' ihr schmetternd Lied;
Und nieder sinkt die Garbe schon
Von seines Stahles Schnitt.

Gemehet liegt die ganze Schaar
Der Halme lang und schwer,
Die dicken Schwaden Paar bei Paar,
In Wellen ringsumher.

Da steht ein Schnitter mitten drin,
Und jauchzet laut ins Thal!
Nun hüpft die schlanke Bäuerinn
Daher, und ruft zum Mahl.

Die Schüssel dampft, die Kanne blinkt,
Das Mahl schmeckt königlich;
Und seht, der braune Schnitter winkt,
Das Mädchen schürzet sich.

Und wieder hin aufs hohe Feld,
Die Garben aufgefaßt,
Gebunden und emporgestellt,
Und nimmer träge Rast!

Und hui! kommt in vollem Lauf
Der Wagen angerollt,
Er nimmt die reiche Ladung auf,
Und glänzt von ihr wie Gold.

Und hui! gehts in raschem Trab,
Getümmel hinterdrein,
Den stoppelvollen Berg hinab,
Zum Scheurenthor hinein.

Kein Fest, kein Freudenspiel, kein Tanz
Kommt diesem Feste bei;
Es fühlet auch kein Städter ganz,
Was Erntefreude sei.

Des Ackermannes sauren Schweiß
Belohnet dieses Fest;
Er nimmt und ißt zu dessen Preis,
Der Korn ihm wachsen läßt.

Overbeck.

Der Pflug.

Mit Pferden zieht das Feld hinauf
Der Bauer seinen Pflug;
Doch nicht genug,
Er drückt, er drückt die Hand darauf.

So sitz' ich auch an meinem Tisch
Mit aufgeschlagnem Buch;
Doch nicht genug,
Ich sitz', ich sitz', und lerne frisch.

Overbeck.

Das Gewitter.

Wer donnert? — O getrost, getrost!
Es donnert unser Gott!
Sei immerhin, du Sturm, erbost!
Wir fürchten keine Noth.

Wir wissens ja, wir fühlens auch,
Was Er verhängt, wird gut.
Sein Arm ist Macht, Fried' ist sein Hauch,
Der so viel Wunder thut;

Der wachsen läßt und läßt gedeihn,
Und macht das Land so reich!
Zu dem die jungen Raben schrein,
Und Er erhört sie gleich.

Er thut die hellen Wolken auf,
Dann regnets mild herab;
Die Erde schauert, bebet auf,
Und trinkt den Saft hinab.

Und muthig steigt empor im Thal
Die junge frische Saat.
Sein Donner rollt mit starkem Schall,
Und preiset seine That.

Nicht ferne kann er von mir sein,
Der Blitz verkündigt ihn;
Auf Wolken fährt der schnelle Schein,
Die Nacht sinkt unterhin.

Gewitter gehen vor ihm her,
Und nach ihm Himmelsbläu';
Er wirft den Sturm hinab ins Meer,
Und bricht den Blitz entzwei.

Er haucht die Sonne wieder an;
Sie leuchtet, wie zuvor,
Und fähret fort auf ihrer Bahn,
Bis an das Abendthor.

Er thut uns allenthalben wohl,
Obgleich wir Sünder sind.
Sei, Erde, seines Namens voll,
Und preis' ihn, Menschenkind!

Overbeck.

Fritzchen an ein Paar Tauben.

Liebe Täubchen, meine Freude,
Kommt und freßt aus meiner Hand!
O, ich thu' euch nichts zu Leide,
Wir sind gar zu gut bekannt.
Fresset, Täubchen, ohne Sorgen!
Dankt mir mit dem Schmeichelton!
Schnäbelt mich zum guten Morgen,
Und fliegt dann vergnügt davon!

Hin auf warmbesonnte Höhen,
Wo ihr rings das offne Feld
Weit und breit könnt übersehen,
Eure freie, eigne Welt.
Ueberall seid ihr zu Hause,
Liebe Täubchen, überall
Findet ihrs gedeckt zum Schmause,
Ohne Koch ein schmeckend Mahl.

Mir wirds nicht so gut gegeben;
Ich muß hier in meinem Fach
Wie die lieben Schnecken leben,
Fein geduldig unterm Dach;
Immerfort auf platter Erde,
Immer langsam Schritt vor Schritt;
Alte Leute haben Pferde;
Mir erlaubt man keinen Ritt.

Flügel, Flügel, liebe Tauben!
O, was sind die Flügel schön!
Seht, ich möchte sie euch rauben,
Könnt' es nur in Scherz geschehn.
Aber wahrlich, sie zu leihen
So bisweilen, o das wär'! —
Fliegen wollt' ich auch im Freien!
Ueberschweben Land und Meer!

Ja, du Pärchen! dies Vergnügen
Theil' ich doch wol nie mit dir.
Mögt ihr denn allein nur fliegen!
Aber Eines wünsch' ich mir:

Solchen Sinn und solche Güte,
Ohne Groll und ohne Zank,
Solch ein fromm und treu Gemüthe,
Gebt mir das für meinen Dank!

Overbeck.

Durch gegenseitige Hülfleistungen gehen die Geschäfte des Lebens ihren Gang.

Albert ging mit seinem Vater einmal über die Gasse, und da kamen sie an einen Bau, der schon bis zum zweiten Stockwerke fertig war.

Albert sah, wie die Maurer auf den Stufen einer Leiter saßen, und einander über die Schulter Steine zulangten. Das gefiel dem Kleinen.

O lieber Vater! rief er, wie lustig das aussieht! Laß uns da hinangehen.

Der Vater ging näher mit ihm hinan, und Beide sahen ein Weilchen zu, wie der Untenstehende Steine aufnahm, sie Dem auf der ersten Stufe zureichte, wie der sie dem Zweiten, und der wieder dem Nächsten, und der wieder dem Folgenden zulangte, und wie das immer so rasch fortging, bis die Steine hinauf waren, und vermauert wurden.

Was meinst du, Albert, sagte der Vater, warum sitzen alle diese Leute hier und langen einander zu? und warum arbeiten so Viele an diesem Hause? Könnte nicht Einer daran arbeiten, und die Andern indeß auch Häuser bauen, oder etwas Anderes thun?

Ja wol, Vater, antwortete Albert geschwind; dann würde es recht viele Häuser geben.

Der Vater erwiederte: Sollte es wol, mein Sohn? Hast du auch bedacht, was du eben sagtest?

Wie viele Künste und Handwerke gehören nicht zu einem Bau, wie dieser, die der Eine alle lernen müßte, der ihn unternehmen wollte? So viele, daß er sein ganzes Leben hindurch zu lernen hätte, ehe er dahin käme, so ein Haus bauen zu können.

Aber laß uns einmal annehmen, daß Einer das Alles in kurzer Zeit lernen könnte; laß ihn nun allein ohne Hülfe anfangen zu bauen; laß ihn alles Holz, alle Steine und alles Uebrige, was zum Bau gehört, zusammenschleppen, dann die Erde tief aufgraben und den Grund legen, dann auf diesem Grunde aufbauen.

Wenn er das erste Stockwerk vollendet, laß ihn aufsteigen und das zweite anfangen; laß ihn nach jedem Steine diese Leiter herunter- und wieder hinaufsteigen, um ihn zu holen; laß ihn so fort allein arbeiten — wann meinst du wol, daß das Haus unter Dach kommen würde?

Ach, lieber Vater, sagte der Knabe, ich sehe, wie sehr ich mich geirrt habe! Auf diese Weise würde nie ein Haus, wie dieses, zu Stande kommen.

Du hast Recht, mein Sohn, versetzte der Vater; und so wie es mit diesem Bau ist, so ists fast mit allen Geschäften des gesitteten menschlichen Lebens. Sollen sie von Statten gehn, so müssen vereinte Kräfte und Geschicklichkeiten angewandt werden.

Wenn ihrer viele einander die Hände bieten, so kommen große und schwere Dinge in kurzem zu Stande, die Einer allein in vielen Jahren, ja in Jahrhunderten, wenn er sie durchlebte, nicht ausrichten könnte.

So, mein Sohn, ists auch mit den Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens. Sollten wir sie uns

selbst verschaffen, so würden wir nur wenige genießen können.

Aber da Viele in der Gesellschaft das Ihrige zur Bequemlichkeit der Andern beitragen, so ist für Alle zum mäßigen Genusse da.

Auch du, mein Sohn, kannst einmal das Deinige dazu beitragen, du magst nun wählen, welchen Beruf du willst.

Und wenn du mit diesem Gedanken in die Welt und an die Geschäfte des Lebens gehst, wirst du finden, daß tausend Andere wieder für dich arbeiten.

Der Vater sagte ihm hierüber noch so viel, als er ihm verständlich machen konnte, und Albert fing an, sich geselliger Tugenden zu befleißigen, deren Vortrefflichkeit er bald erfahren hat.

C.

Einige Beispiele
von einer außerordentlichen Begierde nach Weisheit und Geschicklichkeit.

1.

Kleanth, ein junger Athener, hatte von Jugend auf einen langsamen Kopf gehabt, und dabei war er blutarm.

Dennoch hatte er eine unersättliche Begierde nach Kenntnissen, die Erwerbung derselben mochte ihm auch noch so sauer werden.

Damals lebte zu Athen ein weiser Mann, Namens Zeno, der sich ein Geschäft daraus machte, junge Leute zur Weisheit und zur Tugend anzuführen.

Gar zu gern hätte nun Kleanth dieses Zeno Un-

terricht genossen; aber wovon sollte er leben, wenn er sich nicht durch Arbeit seinen Unterhalt erwarb? Und wenn er, wie ein Tagelöhner, arbeiten mußte, wie konnte er dann in Zeno's Schule gehen?

Kleanth wußte sich zu helfen. Bei Tage hörte er den Zeno, und des Nachts trug er für einen Gärtner Wasser, oder mahlte für eine Frau Getreide auf einer Handmühle. Dadurch erwarb er sich in jeder Nacht so viel, als er am folgenden Tage zu seinem Unterhalte brauchte; und dabei war er gesund und stark.

Das nahm nun die Leute nicht wenig Wunder. Wovon, sagten sie, mag der junge Mensch sich nähren, da er gar nicht arbeitet?

Einer ging gar so weit, ihn bei den Richtern zu verklagen, daß er so gut bei Leibe sei, und man doch nicht sehe, daß er sich etwas erwerbe.

Die Richter ließen ihn vor sich kommen.

Da nun Kleanth hörte, worauf es ankam, holte er den Gärtner und die Frau, für die er bisher Wasser getragen und Getreide gemahlen hatte, herbei, damit sie bezeugten, daß er sich seinen Unterhalt zur Nachtzeit erwerbe.

Da wurden denn die Richter nicht wenig gerührt über die edle Lernbegierde des jungen Menschen, und beschlossen einmüthig, ihn durch ein Geschenk von 1000 Rthlr. zu belohnen.

Aber sein Lehrer Zeno verbot ihm, dieses Geschenk anzunehmen; und warum mochte er das wol thun?

Denke darüber nach, junger Leser, und wenn du den Grund gefunden zu haben glaubst, so zeige ihn deinem Lehrer an, der wird dir sagen, ob du es getroffen habest.

C.

2.

Demosthenes, auch ein junger Athener, wäre gar zu gern ein geschickter Redner geworden; aber er schien von Natur dazu verdorben zu sein.

Denn erstens stotterte er über die Maßen, und den Buchstaben r konnte er gar nicht aussprechen.

Zweitens hatte er eine unangenehme, kreischende Stimme und schwache Lungen.

Andere fügen noch hinzu, daß er auch die üble Gewohnheit gehabt habe, beim dritten Worte, das er sprach, die eine Schulter in die Höhe zu ziehen.

Das waren nun lauter schlimme Eigenschaften an Einem, der sich öffentlich auf den Markt hinstellen und vor allem Volke reden sollte.

Auch machte Demosthenes, da er das erste Mal auftrat, seine Sachen so schlecht, daß er ausgepfiffen wurde.

Ein Anderer würde sich dadurch auf immer haben abschrecken lassen; aber Demosthenes beschloß, der Natur zum Trotz, dennoch ein guter Redner zu werden, und — er ward's!

Aber hört, wie er es anfing, sich zu bilden.

Zuweilen ging er an das Gestade des Meers, wo sich die Wellen mit einem lärmenden Getöse brachen, und sagte daselbst mit lauter Stimme eine Rede her, um sich zu gewöhnen, das Geräusch einer Volksversammlung zu überschreien.

Zuweilen nahm er kleine Kieselsteine in den Mund, lief alsdann einen Berg hinauf, und sagte abermals im Laufen eine Rede her, und zwang sich dabei, jede Silbe vernehmlich auszusprechen.

Endlich, sagt man, habe er sich eine unterirdische Kammer angelegt, um sich darin im Reden zu üben,

und damit es ihm nicht einfallen möge, eher wieder herauszugehen, bis er sich genug würde geübt haben, so habe er sich den halben Kopf kahl geschoren, so daß er sich eine gute Zeit lang nicht sehen lassen konnte, wenn er nicht wollte ausgelacht werden.

In dieser unterirdischen Kammer nun soll er sich stundenlang vor den Spiegel gestellt haben, um sich zu gewöhnen, seinem Körper beim Reden eine angenehme Stellung zu geben, und recht schickliche Bewegungen mit den Händen zu machen.

Auch soll er sich mit entblößter Schulter recht dicht unter die Spitze eines über ihm hängenden Degens gestellt haben, damit er, so oft er, seiner Gewohnheit nach, die Achsel zuckte, sich verwunden möchte.

Durch ununterbrochene Uebungen dieser Art brachte er es denn auch endlich dahin, daß er der größte unter allen Rednern wurde, welche je gelebt haben, und daß seine Reden noch jetzt, nach so vielen hundert Jahren, als ein Muster von Wohlredenheit bewundert werden.

C.

3.

Des jungen Euklides Vaterstadt war Megara; doch hielt er sich lieber zu Athen auf, um daselbst von dem weisen Sokrates Lehren der Weisheit zu hören.

Einstmals aber wurden die Athener den Leuten von Megara feind, und ließen daher bekannt machen, daß der erste Megaräer, der sich wieder in Athen ertappen lasse, des Todes sein solle.

Das war nun eine recht traurige Nachricht für den jungen Euklides.

Gar zu gern hätte er den Sokrates ferner gehört;

aber seinen Kopf daran zu wagen, das war ihm doch auch zu bedenklich.

Endlich siegte dennoch die Liebe zur Weisheit über die Liebe zum Leben. Er beschloß, sich an das Verbot nicht zu kehren, sondern sich alle Abend heimlich in die Stadt Athen einzuschleichen.

Hört, wie er das anfing.

Alle Abend, gegen Untergang der Sonne, zog er Weiberkleider an, und ging in diesem Aufzuge von Megara nach Athen, welches ein Weg von wenigstens zwei Meilen war.

Sobald er in Athen angekommen war, verfügte er sich nach dem Hause des Sokrates, und brachte einige Stunden der Nacht mit ihm hin. Noch ehe der Tag anbrach, ging er wieder seines Weges.

So wagte dieser edle Jüngling alle Tage sein Leben, und ließ sich einen täglichen Gang von vier Meilen nicht verdrießen, um vom Sokrates zu lernen, weise und gut zu werden.

Wer von euch, ihr jungen Leute, hätte den Muth, ihm dieses nachzuthun?

C.

4.

Antisthenes war auch ein solcher Lehrer der Weltweisheit in Griechenland, wie Sokrates.

Dieser hatte aber das Unglück, fast lauter träge Schüler zu bekommen, mit welchen er gar nichts ausrichten konnte.

Vergebens ermahnte er sie, doch recht Acht zu geben auf Das, was er ihnen lehrte, damit sie einst weise und geschickte Männer würden. Er predigte tauben Ohren.

Endlich wurde er der vergeblichen Ermahnungen müde, und schickte alle seine faulen Schüler fort zu ihren Aeltern.

Es war aber unter ihnen Einer, Namens Diogenes, der war ganz anders gesinnt, als die übrigen.

Er hatte nämlich eine große Begierde, etwas Tüchtiges zu lernen, und hörte daher für sein Leben gern den Unterricht des Antisthenes.

Der wollte also auch durchaus nicht von ihm weg, da die Andern fortgeschickt wurden, man mochte ihm sagen, was man wollte.

Antisthenes, der vermuthlich den jungen Menschen auf die Probe stellen wollte, drohete ihm: wenn er nicht ginge, so wolle er ihn mit dem Stocke, den er in der Hand habe, prügeln.

Aber er ließ sich auch dadurch nicht bewegen. Nun wollte Antisthenes vermuthlich sehen, wie standhaft der Jüngling seinem Vorsatze treu bleiben würde; denn sonst wäre Das, was er that, eines weisen und guten Mannes nicht würdig gewesen.

Er schlug nämlich wirklich mit seinem Prügel wacker auf den jungen Diogenes los, und dieser ließ sich geduldig schlagen.

Schlag nur, sagte er, so viel es dir gefällt; aber gewiß sollst du keinen so harten Stock finden, womit du mich von dir und deinen Unterweisungen fortjagen könntest.

Von diesem Augenblicke an gewann ihn Antisthenes über die Maßen lieb, und dachte nicht weiter daran, ihn von sich zu lassen.

C.

Der edelmüthige Bauer.

Neulich entstand in dem Braunschweigischen Städtchen Vorsfelde eine Feuersbrunst, und das Feuer war schon ganz nahe an einem Orte, wo drei Fässer Pulver standen.

Niemand wollte heran zum Löschen.

Ein Tagelöhner wagte sich endlich hinzu, und da die Flamme den Eingang schon verwehrte, stieg er durch ein Fenster in das brennende Gebäude, und brachte die Fässer an das Fenster, wo zwei andere Männer sie in Empfang nahmen.

So retteten sie das Pulver, und schafften Sicherheit beim Löschen, wodurch ein großer Theil des Städtchens, der sonst vermuthlich ein Raub der Flammen geworden wäre, erhalten wurde.

Das eine Faß war schon heiß von der Glut.

Einige Zeit nachher lobte Jemand diesen Mann wegen seiner That, äußerte aber dabei, daß es doch sehr verwegen gewesen sei.

Nein, glaube er mir, erwiderte der Bauer, ich habe es nicht aus Verwegenheit gethan. Ich dachte so: wenn nun auch das Pulver losgeht, so ist an dir so viel nicht verloren; aber wenn du doch das Pulver herausholen könntest, so wäre noch Manches zu retten, und du hast ja in dem Hause so viel Gutes genossen!

C.

Der Esel und der Hund.

Ein Esel trabte seinen Schritt;
Ein leichter Windhund trabte mit.
Sie hatten Einen Weg zu reisen.

Fi! spricht der Hund, du träges Thier,
Man kommt ja nicht vom Fleck mit dir. —
Er jagt voraus.

In weiten Kreisen
Kehrt er zurück zum Esel hin,
Begaffet und verhöhnet ihn,
Und schießt dann fort, gleich einem Pfeile,
Und macht sich drei aus jeder Meile.

Sie gehen weit, Berg auf Berg ab,
Durch lange Wälder, lange Triften;
Der Esel immer seinen Trab,
Das Windspiel immer in den Lüften.

Doch dieser springt und rennt und fliegt
So lange, bis auf halbem Wege
Er lechzend auf den Rippen liegt.
Der Wohlbedächtige, dem Scheine nach so träge,
Kam an, wohin sein Amt ihn rief.

Wer wär es, der geschwinder lief?

Ungenannter.

Der gewissenhafte Tagelöhner.

In dem Hause der Aeltern des Herrn Propsts Spalding zu Berlin arbeitete oft ein Tagelöhner, der überall das Lob eines fleißigen, rechtschaffenen Mannes hatte.

Einst spaltete er in den kurzen Wintertagen Holz.

Als der Abend hereinbrach, gab man ihm seinen Tagelohn, und zwar eben so viel, als er sonst in längern Tagen bekommen hatte.

Er zählte das Geld, und sprach: Es ist zu viel; so viel habe ich nicht verdient. Da man ihm aber antwortete, es solle ihm doch gegeben werden, so nahm er es an.

Einige Tage nachher hört man am Abend, da es sehr heller Mondschein ist, Jemand im Hofe Holz spalten. Es wird Einer hinausgeschickt, zu sehen, wer dieser sei; und siehe! es ist der ehrliche Tagelöhner.

Auf die Frage: warum er jetzt diese Arbeit verrichte? giebt er zur Antwort: Ei, ich habe neulich mehr Tagelohn bekommen, als ich eigentlich hätte haben sollen; den will ich nun verdienen.

Diese Antwort kam aus der Seele eines gutdenkenden Tagelöhners. Größere Beweise der Gewissenhaftigkeit in seinem Stande konnte er nicht geben.

C.

Zwei Hamster.

Ein Hamster war vom frühen Morgen
Bis in die späte Nacht bemüht,
Sich auf den Winter zu versorgen,
Weil jeder kluge Wirth auf künft'ge Zeiten sieht.

Sein Nachbar hielt nicht viel von Fleiß und Sparsamkeit:
Er war noch jung, und ließ die edle Zeit
Leichtsinnig unter Spiel und Zeitvertreib vergehen.

Denn weil noch jetzt das ganze Land
Bedeckt mit reichen Saaten stand,
Hielt er's für albern, sich mit Vorrath zu versehen,
Und glaubt', es würden allemal
Die vollen Aehren ohne Zahl,
Wie jetzt, auf allen Feldern stehen.

Als nun die Zeit der Ernte kam,
Und seinen Irrthum ihm benahm,
Da sah er, doch zu spät, sein künftig Elend ein,
Und ließ sich seine Thorheit reun.
Denn er auch konnte reich, so wie sein Nachbar, sein;
Statt daß er, weil er jetzt nichts mehr zu finden wußte,
Erst betteln, dann verhungern mußte.

Ungenannter.

Der Ungerechte schadet sich selbst am meisten.

Zu Canterbury in England sieht man an einem der schönsten Häuser ein Schild, zum Zeichen, daß es ehemals ein Gasthof war.

In diesem Gasthofe stieg einst der Herzog von Nivernois ab, da er als Französischer Abgesandter an den Englischen Hof reisete. Er hatte kein beträchtliches Gefolge bei sich. Des andern Tages machte ihm gleichwol der Wirth eine Rechnung von 50 Guineen, die der Herzog großmüthig bezahlte.

Sobald der Adel in der umliegenden Gegend, der bei diesem Wirthe abzusteigen und seine Versammlungen zu haben pflegte, dies erfuhr, so kündigte er ihm auf. Das ganze Land folgte diesem Beispiele. Man

setzte den Vorfall in die Zeitungen. Niemand kehrte mehr bei ihm ein.

Der Gasthof war verlassen, und in kurzer Zeit wurde der Besitzer desselben zum Raube der Gläubiger, die dieses Vorfalls wegen unerbittlich waren, und den Geldschneider nackt aus dem Hause jagten.

Der Esel in der Löwenhaut.

Ein Esel fand einst eine Löwenhaut.
Da fiel ihm ein, sich selbst zum Spaß hineinzustecken,
Und schnell floh jedes Thier vor Schrecken.

„Seht doch! das hätt' ich kaum mir selber zugetraut!
Ja, ja! die Schuld lag bloß an meinem grauen Felle;
Sonst wär' ich längst auf dieser Ehrenstelle,
Die mir gebührt. Gleich viel! Was lange währt, wird gut!
Ei, ei! was doch ein Kleid nicht thut!
Ein Andrer mag in Zukunft Säcke tragen!
Ich will nicht mehr mich mit der Arbeit plagen;
Ich pflege mich und fülle meinen Magen,
Und schlaf', um wieder auszuruhn,
Wie andre große Herren thun.
Ich bin ja nun, bei meiner Ehr'!
So gut als Einer, auch ein Herr;
Der Mensch wird, denk' ich, doch auch so verständig sein,
Und sich vor meinem Kleide scheun."

Indessen kam ein Schwarm von Jungen
Juchheißa! lustig hergesprungen,

Die waren ihm schon ziemlich nah,
Als Einer, der zuerst den neuen Löwen sah:
Ein Löwe! rief; und schnell entfloh der ganze Haufen.

Seht! fuhr der Esel fort, wie ich euch jagen kann!
Und das hat bloß mein stattlich Kleid gethan!
Halt! Halt! ihr sollt mir besser laufen,
Fang' ich nur erst zu brüllen an.

Stracks ließ er seine Stimm' aus vollem Halse hören;
Doch statt die Furcht der Knaben zu vermehren,
So macht er, daß sie stille stehn.

„Was heißt denn das? Ha, ha! nun fällt mir's ein,
Sie können wol vor Angst nicht von der Stelle gehn.
Ja, ja! das wirds gewißlich sein,
Bald sollt ihr gar vor Schrecken niederfallen."

Drauf läßt er sein Geschrei zum zweiten Mal erschallen.
Doch statt daß sie zur Erde niederfallen,
Kommt Einer gar zurück.
Der Esel, ihn zu schrecken,
Geht auf ihn los. Allein zum Unglück guckt ein Ohr
Von seinem dummen Kopf hervor.

Der kühne Knabe siehts, und droht ihm mit dem Stecken.
Auf einmal fällt dem Esel aller Muth;
Er kehrt sich um und spricht:
Für diesmal ists schon gut!
Ich merke, daß ihrs bloß aus Unverstande thut;

Drum könnt ihr jetzt nur eure Wege gehn!
Und überdas seh' ich hier eine Distel stehn.

Er bückt den trägen Kopf zur Erde langsam nieder
Und rupft sie ab. Schnell ruft der Knabe seine Brüder:
Kommt! Kommt! Das ist ein Thier, das keine Maus zerreißt!
Seht nur, wie schön er Disteln speist!
Wir wollen ihn nach Hause schicken!
Ein Sack gehört auf seinen Rücken,
Und keine Löwenhaut.
Jetzt kam mit Lustgeschrei
Die ganze frohe Schaar herbei;
Fort, riefen sie, fort mit dir in die Mühle!
Der Esel lief.
Das war das Ende von dem Spiele.

* * *

Auch Mancher unter uns, und nicht nur unter Thieren,
Dünkt sich verehrungswerth und groß. Warum? Ihn zieren
Ein hoher Federhut,
Ein prächtigs Kleid, auch wol — ein Ordensband;
Doch seinen trägen Muth
Und seinen Unverstand
Versteckt kein Federhut,
Bedeckt kein Ordensband.
Er trage noch so hoch sein leeres Haupt empor;
Der Mangel an Verdienst blickt überall hervor.
Unedel und gemein ist, was er thut und spricht;
Man bücket sich vor ihm; allein man ehrt ihn nicht.

Lichtwer.

Erkenntlichkeit.

Ein gewisser Französischer Herr fuhr vor einiger Zeit über die Seine, zwischen dem Invalidenhause und dem Pont-Royal, mit einer Frau vom gemeinen Volke im nämlichen Nachen.

Um doch etwas mit dieser guten Frau zu sprechen, fragte er sie:

Ob sie verheirathet sei? —

Ja, mein Herr! war die Antwort.

Und was macht ihr Mann?

Er arbeitet auf dem Flusse.

In welchem Viertel der Stadt wohnt sie?

In Gros-Caillou.

Und wo gedenkt sie hinzugehn?

Nach der Barrière du Roule.

Da hat sie einen weiten Weg zu machen.

Es ist, um Brot zu kaufen.

Brot? giebts denn in Gros-Caillou kein Brot zu kaufen?

Um Vergebung!

Es ist also in Roule besser oder wohlfeiler?

Auch das nicht, mein Herr.

Was kann sie denn für eine Ursache haben, jede Woche wenigstens zweimal eine so weite Reise zu machen?

Ehe mein Mann zu seinem jetzigen Verdienste kam, waren wir im Elende. Der Bäcker, der jetzt in Roule wohnt, wohnte damals in Gros-Caillou, und er war so gut, und gab uns Brot auf Borg, wenn wir kein Geld hatten. Seitdem ist er von uns weggezogen, und wir sind in bessere Umstände gekommen.

Nun weiter?

Lieber Herr, man ist erkenntlich, wie man kann. Ich kaufe jetzt mein Brot bei unserm alten Nachbar, um ihm für Das zu danken, was er mit so lange Zeit auf Borg gegeben hat.

C.

Ein Knabe und eine Biene.

In eine Blume war ein Bienchen einst gekrochen;
Die Blume pflückte sich ein Kind zu einem Strauß,
Und trieb mit Ungestüm den kleinen Gast heraus.

So herrisch? rief das Bienchen zürnend aus;
Vermuthlich warst du nie gestochen?
Du sahst doch wol, daß ich auf diese Blume flog
Und ruhig meinen Honig sog.
Denkst du vielleicht, ich sei zu klein,
Dich, kleiner Mensch, zu strafen? Nein!
So klein ich bin, so soll dichs reun.

So sprach sie, und den Augenblick
War's auch geschehn. Doch ach! ihr Stachel blieb zurück.
Drum starb sie und erfuhr zu spät, daß, wer gern Rache
An Andern übt, sich selber elend mache.

Lichtwer.

Sämmtliche

Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Viertes Bändchen.

Kinderbibliothek.

Dritter Theil.

In der Reihe die vierzehnte Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Inhalt.

	Seite
Die Streitsucht	1
Von der Arbeitsamkeit	7
Die Vorsicht	10
Fritzchen am Neujahr	11
Die böse Laune	13
An eine Weintraube	15
An meine Seele	16
Mutter und Lieschen, ein Gespräch	18
Wilhelms Frage über den frühen Tod seines kleinen Bruders	21
Ferdinands Antwort, im Traum, auf Wilhelms Frage	22
Der Schmaus	23
Das Würmchen im Winter	25
Nur der Anfang ist schwer	26
Die beiden Arbeiter	29
Das Gewitter	30
Der Uebergang vom Guten zum Bösen	32
Man kann sich wieder bessern	33
An Gust	35
Gebet eines Kindes	36
Der Hirsch, der Hase und der Esel	38
Geburtstagswunsch für Lotten, von ihrem Vater	38
Die wohlthätige Frau von Stande	39
Der großmüthige Gläubiger	41
Charondas	42
Das Reifespiel	43
Die Sinne	83
Soliman	85
An meinen Fritz. Am Geburtstage desselben	85
Von der Arbeitsamkeit	88
Der König und der Schäfer	93

Seite
Der kleine Töffel 94
Der geizige Rabe 97
Warnung wider die Verschwendung der Zeit 98
Geschichte des jungen Alwil 101
Die Hirsche 105
Erfahrung macht klug, aber nur, wenn man darüber nachdenkt 106
Die vermeinte Gefahr. Eine Fabel 107
Der Kanarienvogel. Eine Erzählung 109
Zwei Gespräche 116
Zur Warnung für die Horcher 126
Liebe für Aeltern 128
Die Geduld 128
Ein ganz untrügliches Mittel, sein Leben zu verlängern . . 129
Arbeitsamkeit 130
Das Gericht über Kinder 131
Wozu sind Reiche und Arme in der Welt? 137
Gute Folgen einer guten That 143
Neujahrsgeschenk aus Jamaika in Westindien, für ein Kind in Europa 145
I. Port Royal, den 2ten Dezember 1778 148
II. Kingston, den 3ten Dezember 1778 151
III. Kingston, von eben dem Tage 152
IV. Kingston, von eben dem Tage 154
V. Vom Blocksberge auf Jamaika, den 4ten Dezember 1778 155
VI. Halberstadt auf Jamaika, den 4ten Dezember 1778 157
VII. Kingston, den 6ten Dezember 1778 158
VIII. Kingston, den 7ten Dezember 1778 161
IX. Kingston, den 13ten Dezember 1778 163
X. Kingston, den 23ten Dezember 1778 166
Helmut. Eine Romanze 167
Der junge Adler 169
Ein Geschichtsumstand für junge Edelleute 170
Erfindung des Kaffeegetränks 172
Ein Lied, zu singen, wenn ein Wechselzahn soll ausgezogen werden 173
Seele 174
Das Scharadenspiel 178
Eine Geschichte vom Weihnachtsabend 203

Die Streitsucht.

Anton war sonst ein wackerer Knabe, lernte fleißig, und war mit Freuden gehorsam; deßwegen liebte man ihn sehr; aber er litt seit einiger Zeit, ich weiß nicht wodurch, an einer traurigen Krankheit — an der Streitsucht.

Man bedauerte ihn daher, und wünschte ihn zu heilen.

Schon viele Versuche hatte sein liebreicher Vater mit ihm gemacht, aber alle waren fruchtlos geblieben.

Seine Schwester Mariane, seine gewöhnlichste Gespielinn, war eines von den gutartigen Mädchen, die viel lieber Unrecht leiden, als streiten mögen.

Nie gerieth sie mit ihm in Zank, so oft sie auch zusammen spielten; denn sobald sie merkte, daß ihn sein Zankfieber antrat, schwieg sie still; und wollte er dann nicht weiter spielen, so ging sie weg, ohne ihm den geringsten Vorwurf zu machen.

Dies gute Betragen des lieben Mädchens hätte ihn sicher geheilt, wäre sein Uebel nicht schon zu tief eingewurzelt gewesen; aber so weit war es mit ihm gekommen, daß ihre Sanftmuth ihn nicht mehr beschämte.

Was das Schlimmste war, so ward er täglich kränker. Seine übrigens gute Gemüthsart hatte ihm manchen kleinen Freund erworben. Da sah er es nun sehr gern, wenn er nach seinen Lehrstunden Erlaubniß bekam, Einen oder den Andern zu besuchen, und sich mit ihnen zu vergnügen.

Unter diesen waren auch ein paar Knaben von heftigem Gemüth.

So lange unser Anton sich seines Fehlers enthielt, ging es recht gut, aber das währte nicht lange; er wurde bald wieder davon hingerissen.

Einst kam er zu seinem Freunde Philipp, bei dem noch zwei andere, Gustav und Karl, zum Spiel sich versammelt hatten.

Sie wollten ein Spiel anfangen, ein Jeder schlug eins vor, und bestand darauf, daß es gespielt werde, am meisten Anton. Philipp bat, sie möchten sich doch freundschaftlich darum vertragen, und rieth, daß eines Jeden Spiel gespielt werde; und weil es doch nicht anging, daß die Gesellschaft sie alle auf einmahl spielte, so schlug er vor, man möge losen, wessen Spiel zuerst daran kommen solle.

Billiger konnte man nun wol nicht entscheiden, als Freund Philipp, und doch wollte man ihn nicht hören.

Die kleinen Streitgeister waren nicht fähig, sich zu fügen, und bestanden alle Drei gleich hartnäckig auf ihrem Willen.

Daß es für diesmahl um das Vergnügen der Gesellschaft gethan war, versteht sich wohl von selbst. Aber wenns dabei nur geblieben wäre!

Doch ach! sie hörten auf, sich zu lieben, und Anton versicherte, weil er gar nicht schuldig zu sein glaubte, daß er nie wieder in ihre Gesellschaft kommen werde; die Andern versicherten dasselbe, und so ging man aus einander, ohne daß das Zureden des gutmüthigen Philipps das geringste geholfen hätte.

Anton kam mißmüthig nach Hause, ging stumm und finster allein umher, und wagte es doch nicht, sich selbst zu fragen, woher sein Mißmuth entstanden sei?

Doch sagte ihm eine ganz leise Stimme, daß seine Streitsucht wol Schuld sein möge

Am folgenden Tage ging er, nach erhaltener Erlaubniß seines Vaters, zu einem andern kleinen Freunde, Simon genannt. Er erinnerte sich des gestrigen Tages, und war anfangs friedsamer.

Simon hatte auch noch einen Bruder, der Kristoph hieß. Alle Drei gingen in den Garten, wo eine Kegelbahn, eine Schaukel und verschiedene andere Spielanstalten waren.

Hier gings nun, wie man denken kann, sehr vergnügt zu; denn bisher war Anton der friedsamste Knabe gewesen, und seine beiden Freunde bestrebten sich um die Wette, ihm Vergnügen zu machen.

Von ungefähr wird Anton am andern Ende des Gartens einen kleinen Teich und einen Kahn darauf gewahr.

O laßt uns dahin gehen, und uns auf dem Teiche herumfahren, sagte er zu seinen Freunden. Wir dürfen nicht, lieber Anton, antwortete Simon. Der Vater fährt uns selbst; uns aber hat er's verboten. Wenn wir's uns je einfallen ließen, sagte er, es dennoch zu thun, so würden wir dies Vergnügen auf immer verlieren.

Anton.

Und warum das?

Kristoph.

Weil wir's nicht verstehen, einen Kahn zu lenken, lieber Anton, und leicht zu Schaden kommen könnten.

Anton.

O, wenn er sonst keine Ursache hat! — Ich verstehe das Rudern; ich will euch schon fahren.

Simon.

Das kann sein, Anton; aber wir wagen es doch nicht. Es könnte dir doch fehlen, und wir könnten alle Drei unglücklich sein; überdas hat's der Vater verboten, und dies ist uns genug.

Kristoph.

Wenn du nur warten willst, bis Vater zu Hause kommt, so wollen wir ihn bitten, daß er uns fahre.

Anton vergaß sich, fuhr fort zu streiten und zu behaupten, daß sie's ohne Schaden thun könnten.

Da die Beiden sich immer standhaft weigerten, nannte er sie furchtsam.

Simon, ohne böse zu werden, sagte ihm, daß sie sich bei dieser Furcht, ihren Vater zu beleidigen, besser befänden, als bei ihrer ehemaligen Wildheit.

Dies beleidigte Anton so sehr, daß er trotzig wegging, und versicherte, er werde nie wieder kommen.

Sie, die froh waren, einen lästigen Gesellschafter los zu werden, hielten ihn nicht; und er ging nach Hause, finsterer und mürrischer, als je.

Den Vater schmerzte es sehr, den Knaben mit diesem Unmuthe von einem Orte kommen zu sehen, von wo er sonst viel Freude mitbrachte.

Er konnte keinen Augenblick zweifeln, daß seine traurige Streitsucht die Ursache dieses Mißbehagens sei. Noch einmahl, obgleich mit weniger Hoffnung, wagte er den Versuch, ihn zu heilen.

Dir ist nicht wohl, mein Sohn, sagte er zu Anton.

Anton.

O, ich möchte, daß ich nicht ausgegangen wäre!

Vater.

Warum das?

Anton.

Denke nur, Vater, die Knaben, wo ich war, Simon und Kriſtoph, ſind weit jünger, als ich, und wollen mir doch nicht glauben!

Vater.

Und was war's, was ſie dir nicht glauben wollten?

Anton.

Im Garten iſt ein Teich; darauf wollte ich ſie fahren. — Du ſelbſt haſt mich ja das Rudern gelehrt, als wir einmahl auf dem Lande waren, und auf des Oheims großem See zuſammen fuhren. — Aber das wollten ſie nicht glauben, ſo viel ich's ihnen auch verſicherte. Die albernen Knaben waren zu furchtſam, und blieben dabei, ihr Vater habe es ihnen verboten.

Vater.

Und das nahmſt du übel?

Anton.

Ja, wenn ich Etwas gewiß weiß, und man es nicht glauben will — und widerſtreitet —

Vater.

Alſo magſt du das Streiten nicht leiden?

Anton.

Wenn ich Recht habe, und man mir's doch abſtreiten will —

Vater.

Wie kannſt du denn ſo gewiß wiſſen, ob du Recht haſt? Kannſt du dich nicht irren?

Anton.

Ja, das wol.

Vater.

Nun ſieh, gleich diesmahl haſt du wirklich geirret.

Anton.

Ich Vater?

Vater.

Ja, mein Sohn; deine beiden Freunde waren vernünftiger, als du. — Ihr Vater hatte ihnen ohne weitere Einschränkung das Fahren auf dem Teiche verboten. Daran hielten sie sich, und ließen sich durch Deinen Ungestüm nicht irre machen; denn er hatte ihnen nicht gesagt: wenn ein älterer und stärkerer Knabe, wie ihr, euch zuredet, so könnt ihr wol fahren.

Auch konnten sie ihn, weil er nicht da war, hierüber nicht fragen; sie hatten also Recht, an sein Verbot sich zu halten, und du hattest Unrecht, sehr Unrecht, ihnen das zu verargen, denn du hättest sie bald zu einem großen Fehler verleitet.

Anton.

Ach, Vater, ich sehe, daß ich ein Thor war! Kannst du mir verzeihen?

Vater.

Von Herzen gern, mein Sohn. Und wie würde ich dich lieben, wenn du von heute an dich bestrebtest, deinen alten Fehler abzulegen!

Anton.

Ich will, liebster Vater; aber du mußt mir helfen, mußt mich erinnern, so oft ich in Gefahr bin, mich zu vergessen. Ich haßte das Streiten an Andern, die Recht hatten, zu streiten. Wie gehässig muß es mich gemacht haben, mich, der ich mit Unrecht stritt?

Nein, meine Freunde können mich nun nicht mehr lieben — ich werde nun immer traurig und allein zu Hause sein müssen!

Vater.

Höre, Anton, wenn dein Vorsatz ernstlich ist, und ich glaube, daß er's ist, so gelingt dir die Ausübung gewiß. Versuche es einige Zeit, dich von deinem Fehler

loszumachen! und fühlst du dann, daß es dir gelingt, so geh zu deinen Freunden — auf mein Wort: sie werden dir verzeihen; und konnten sie gleich den eigensinnigen, streitsüchtigen Anton nicht mehr lieben, so lieben sie gewiß den sanften, vertragsamen zehnmahl mehr, als sonst. —

Anton folgte dem Rathe, besserte sich, und ward geliebter und zufriedner, als je. E.

Von der Arbeitsamkeit.

Emilie hatte eine Mutter, die liebte den Fleiß, und war eine große Freundinn der Arbeitsamkeit.

Die Tochter war es nicht; auch ward es ihr schwer, der liebreichen Mutter zu glauben, wenn sie ihr von dem Vergnügen des Fleißes und von der Unlust erzählte, die mit der Trägheit verbunden ist.

Zwar arbeitete sie, so oft es die Mutter befahl, denn des Gehorsams war sie gewohnt; aber man denke selbst, wie wenig es ihr glückte, da sie immer mit Unmuth daran ging.

Liebes Mädchen, sagte dann oft die Mutter, wenn sie es mit hängendem Kopfe und verdrießlichem Gesichte arbeiten sah, liebes Mädchen, möchtest du doch bald einmahl selbst erfahren, welche Glückseligkeit die Arbeit gewährt, und welch ein unleidlicher Zustand die Unthätigkeit ist!

Ihr liebevoller Wunsch wurde erfüllt.

Als Emilie elf Jahr alt war, reiste sie einmahl mit über Land; die Mutter versah sich mit allerlei Arbeitszeuge, und rieth Emilien, das auch zu thun.

Sie wollte es thun. Aber wie leicht vergißt man, was man ungern thut! Sie that es nicht.

Die Reise ging ziemlich weit. Als sie unterweges waren, fiel ein heftiges Regenwetter ein, daß sie nicht weiter reisen konnten, und, da sie einen offenen Wagen hatten, in einem Dorfe bleiben und besseres Wetter abwarten mußten.

Weil im Gasthofe kein Platz für sie war, so ließen sie bloß den Wagen dort, und kehrten bei einer gutherzigen Alten ein, die ihnen Bett und Kämmerchen einräumte. Das war aber auch Alles, was sie hatte.

Sie blieb bei ihren Gästen. Ein Spinnrad war ihre ganze Beschäftigung.

Wie wohl that es nun der Mutter, Arbeit bei sich zu haben! Sie unterredete sich mit der guten Alten, und unter Gespräch und Arbeit flog der lange Herbstabend dahin.

Die arme Emilie hatte kein Geschäft, und weil die Alte von weiter nichts zu sprechen wußte, als von ihren Arbeiten, so fand sie auch an diesem Gespräch keinen Wohlgefallen.

Kaum könnt ihr's euch vorstellen, ihr Lieben, die ihr zur Arbeitsamkeit gewöhnt seid, welche traurige Langweile sie fühlte.

Unter vielem Murren und Seufzen, über das widerwärtige Wetter, verbrachte sie den Abend, und höchst unzufrieden mit sich selbst schlief sie ein.

Mit welcher Freude erwachte sie den nächsten Morgen, als sie den Himmel heller sah! Mit welcher Ungeduld hoffte sie, daß der Wagen zur Reise angespannt würde!

Jetzt war er fertig, und froh, unter vielen Danksagungen, schieden Mutter und Tochter von der gutherzigen Alten.

Die Fahrt ging ein wenig uneben; denn durch das

heftige Regenwetter war die Straße tief und unwegsam geworden.

Als sie beinahe eine Meile gefahren waren, brach ein Rad am Wagen; er fiel, doch kamen sie Beide unbeschädigt davon.

Nachdem sie sich vom ersten Schrecken erholt hatten, ward die Mutter gewahr, daß zum guten Glück ein Dorf in der Nähe lag.

Sie nahm Emilien mit sich, und ging dahin, um ihrem Kutscher Hülfe zu schaffen.

In diesem Dörfchen nun wohnte weder Schmied noch Rademacher. Es dauerte also ein paar Tage, ehe der Wagen wieder in Stand gesetzt werden konnte.

Die arme Emilie! Wie seufzte, wie jammerte sie vor langer Weile! Und wer konnte ihr helfen? Die Mutter nicht, so lieb sie sie auch hatte. Von ihrer Arbeit konnte sie ihr keine geben, denn die hatte Emilie nie lernen mögen.

Nun fing sie an, den Werth des Fleißes zu fühlen; ganz beschämt sagte sie zur Mutter:

Ach, ich hab's verdient, liebe Mutter, von dieser traurigen Langweile gequält zu werden! Nun erst weiß ich, wie gut du es mit mir meintest, wenn du mich zur Arbeit anhieltest! Gewiß (hier hing sie sich an der Mutter Arm, und drückte ihre Hand fest an sich) gewiß sollen deine Ermahnungen nicht wieder vergebens sein! Ich kenne nun das Unleidliche des Müßigganges. — Ich entsage ihm von heute an, und (indem sie der Mutter Hand mit Thränen begoß) verzeihe mir, daß ich dich gekränkt habe! Nie, nie thue ich es wieder.

Man sagt, sie habe es nie wieder gethan.

Elise Reimarus.

Die Vorsicht.

Ein junges muthiges Roß,
Dem Arbeit nicht so wohl gefiel,
Als Freiheit, Müßiggang und Spiel,
Riß sich von seinem Joche los,
Und floh davon auf grüne Weiden;
O welche Freuden!

Der Lenz, der Sommer strich
In frohem Müßiggange hin;
Ihm kam die Zukunft nicht in Sinn;
Es letzte jetzt und freute sich.
Allein der Winter nahm die Freuden;
Den grünen Weiden.

Die Wiesen wurden leer;
In Lüften stürmt' ein rauher Nord;
Das Pferdchen floh von Ort zu Ort,
Und fand kein Dach, kein Futter mehr.
Jetzt warf es ängstlich seine Blicke
Auf sich zurücke.

Ich Thor! rief es; ach! ach!
Hätt' ich die kurze schöne Zeit
Das Bißchen Arbeit nicht gescheut,
Jetzt hätt' ich Hafer, Heu und Dach!
Wie schändlich, für so kurze Freuden
So lang' zu leiden!

Ungenannter

Fritzchen am Neujahr.

Ha! guten Morgen, Fritzchen! — heut'
Iſt guten Morgen viel!
Ein neues Morgenroth der Zeit,
Ein neuer Lauf zum Ziel!

Wie iſt mir doch? — Da ſteh' ich hier,
Und ſchaue um mich her;
Und allenthalben däucht es mir,
Als ob es anders wär';

Als trät' ich in ein neues Land,
Und wäre ſelber neu,
Und wäre etwas unbekannt,
Und doch vergnügt dabei.

So, denk' ich, wird mir's künftig ſein,
Wenn nun der liebe Gott
Erſt Neujahr macht, und holt uns ein
Am letzten Morgenroth.

Dann guten Morgen, Ewigkeit!
Und keine Nacht dann mehr;
Und fröhlich Neujahr weit und breit,
Zu unſers Gottes Ehr'!

Doch Dank für ſo weit, lieber Herr!
Wir haben's hier auch gut,
Und wird uns immer merklicher,
Daß Segen auf uns ruht.

Dazu ist Alles vor dir gleich,
So Blume, so der Strauch.
Die Erd' ist auch ein Himmelreich,
Denn du regierst sie auch.

Und wer sich hier nicht freuen kann,
Daß du sein Vater bist,
Der, wahrlich! freut sich nicht daran,
Wenn er im Himmel ist.

Für uns ist jede Stunde wol
Des frohen Jubels werth;
Denn unser Theil ist übervoll
Von Freuden uns beschert.

Daß ich nur bin — was trägt mir das
Schon für Vergnügen ein!
Ich armes Fritzchen könnte ja
Nur nichts geblieben sein.

O dies allein, dies stürzt mich hin
In Dank, in lauten Dank!
Ihr lieben Engel, hört's! ich bin!
Hört meinen Lobgesang!

Die Blume blüht: das zeigt auf mehr;
Vergebens blüht sie nicht.
Sie streut den süßen Duft umher,
Indem sie Frucht verspricht.

Um Frucht zu werden, blühet sie;
Ihr Engel, so bin ich:
Ein kleines Blümchen blüh' ich hie,
Ihr erntet einstens mich.

Ihr Engel, war't ihr gleich ſo hoch,
Ich weiß es nicht. Ich will
Mich niedrig halten immer noch,
Und blühn, und duften ſtill.

Die Erd' iſt wol ein gutes Beet!
Wir Blümlein dürften nicht.
Der Gärtner, welcher uns geſä't,
Hat Regen, wenn er ſpricht.

Er hat auch Wärme, daß die Frucht
Zur Reife wohl gedeih';
Und daß, wenn er nun kommt und ſucht,
Es nicht vergebens ſei.

Das ſoll es nicht! — denn ſeht, da naht
Sie her, mit neuer Kraft,
Die liebe Sonne, die der Saat
Gedeihn die Fülle ſchafft!

Overbeck.

Die böſe Laune.

Immer heitern, frohen Sinn
Sollt' ich allerdings wol haben,
Weil ich noch ein Knabe bin,
Und beglückt vor manchem Knaben;
Wacker treib' ich Spiel und Lauf,
Immer kehrt die Mahlzeit wieder!
Morgens ſteh' ich ruhig auf,
Abends leg' ich ſanft mich nieder.

Und gewiß, ich bin vergnügt,
Wenn die Freude bei mir weilet,
Wenn mir nichts im Köpfchen liegt,
Das kein Ball, kein Kreisel heilet.
Aber sprich, wo kommst du her,
Böse Laune, meine Plage?
Ungeheu'r, wo kommst du her?
Sprich, daß ich es wieder sage!

Sicher schleichst du in der Nacht
Tückisch mir in mein Gehirne;
Denn kaum bin ich oft erwacht,
Wühlt's schon hier mir in der Stirne.
Dann mag schön der Morgen sein,
Lieblich mag mein Täubchen kurren,
Heiser mag sich Papchen schrein;
Ich kann nichts, als knurren, knurren.

Uebermaß in Speis' und Trank
Ist die Quelle vieler Sünden.
Gelt, ich suche schon nicht lang',
Um auch diesen Feind zu finden.
Hab' ichs nicht gar oft verspürt?
Wenn des Essens Lust mich lockte,
That ich mehr, als mir gebührt;
Und ach! meine Freude stockte.

Wie man immer wachen muß!
Lieber Gott! dem kleinsten Fehle
Folget schleunig auf dem Fuß
Züchtigung an Leib und Seele.

Fritzchen, Fritzchen! hier iſt noch
Weites Feld für dich zu pflügen!
Nun, die Laune ſoll ſich doch
Unter meinem Pfluge ſchmiegen!

Overbeck.

An eine Weintraube.

Sie preſſen dich und ſtoßen dich zu Schanden,
Und machen Wein daraus,
Und hegen ihn in Kerkern und in Banden,
Und tragen ihn nach Haus;

Und trinken ihn vom Abend bis zum Morgen,
Und treiben's arg dabei,
Und ſingen: Er, der Wein, zerſprengt die Sorgen
Schier wie ein Glas entzwei!

Und haben Kopfweh dann des andern Tages,
Und haben Grillenfang,
Und ſind nun von des lieben Trinkgelages
Erinnerung ſchon krank.

Daß du dich nicht, wenn ich den Saft dir raube,
Zum Wein in mir verkehrſt!
Und nicht zu Glut, du wunderliche Traube,
In meinem Magen gährſt!

Ich habe meinen Kopf noch viel zu nöthig,
Die Zeiten brauchen viel!
Und Sorgen ſind bisher noch nicht vorräthig,
Als höchſtens für mein Spiel.

Wenn du das willst, so werde zur Rosine,
Der ich viel holder bin,
So süß und mild für Schwester Wilhelmine,
Die kleine Näscherinn!

Overbeck.

An meine Seele.

Wo bist du, daß ich dich erkenne,
Und zu dir sage: du bist Ich!
Du, die ich alle Tage nenne,
Und doch verlegen bin um dich.
Bist du ein Hauch, wie Lüfte wehen?
Bist du ein Schein, wie lichter Strahl?
Ich möchte dich gar gerne sehen;
Kannst du's, so zeige dich einmahl.

Es ist doch wunderlich, zu wissen,
Daß was Lebendig's in uns ist,
Und doch die Freude nicht genießen,
Es zu erkennen, wie es ist!
Es soll die Kraft von meinem Leben,
Es soll mein Allerbestes sein,
Und doch muß ich so lange leben,
Und sehe dieses Ding nicht ein.

Jüngst war mein Täubchen so beklommen,
Da guckt' ich mir die Augen blind;
Ich dacht': es wird die Seele kommen!
Allein, es starb, — ich armes Kind!

Es starb, und von der kleinen Seele
Hab' ich auch keine Spur gekriegt,
Ich merkte wol die offne Kehle,
Die stille Brust, doch mehr auch nicht.

Es sind gewiß recht große Sachen,
Das fühl' ich, denk' ich nur daran,
Im tiefsten Schlafe noch zu wachen,
Im Tode gar! und himmelan
Hinauf zum lieben Gott zu fliegen,
Und dann zu sagen: ich war todt,
Und lebe doch! — Das kann genügen,
Das stärket, wenn die Grube droht.

Gewiß ist's, wenn ich an dich denke,
So ist mir Gott auch niemahls weit;
Ich sorge, daß ich ihn nicht kränke,
Und schicke mich zur Sittsamkeit.
Darum kann ich dich nicht versäumen,
Darum forsch' ich so gern nach dir,
Doch all mein Forschen bleibt nur Träumen,
Und unbegreiflich bist du mir.

Ich habe manchmahl sagen hören,
Es sei ein Schutzgeist mir gesandt,
Der mich im Bösen müsse stören,
Im Guten sei er mir zur Hand.
Ich glaub', ich glaub', ich hab's errathen;
Du, Seele, bist der gute Geist,
Der mich in allen meinen Thaten,
Acht' ich darauf, zurechte weist.

Sei immer mir gegrüßt, o Seele,
Gegrüßt in deiner Dunkelheit!
Gieb mir bei jedem meiner Fehle
Die Warnung noch zu rechter Zeit!
Ich will mich deiner stets erfreuen;
Was du auch seist, du bist von Gott!
Durch dich erhalt' ich mein Gedeihen,
Durch dich besieg' ich einst den Tod.

Overbeck.

Mutter und Lieschen.

Ein Gespräch.

Was fehlt dir, Lieschen, du siehst ja so traurig aus?

Lieschen.

O nur ein Bißchen!

Mutter.

Warum denn, mein Kind? Ich dachte, der Lustgang, den wir gemacht haben, sollte dich erheitern?

Lieschen.

Ja, das that er auch, liebe Mutter. — Aber da ich mit Hannen sehen wollte, was die arme kranke Schulmeisterinn machte, da fanden wir die drei Kinder unsers Tischlers vor ihrer Thür, die erbärmlich vor Hunger weinten.

Mutter.

Wie ist das möglich, Kind? Der Mann hat ja so schönen Verdienst, und nur noch die vorige Woche habe ich ihm selbst 10 Rthlr. bezahlt, die er in kurzer Zeit in unserm Hause verdient hatte.

Lieschen.

Das sagte Hanne auch zu der Nachbarinn, die dabei stand, und den Kindern ein Stückchen Brod gab.

Mutter.

Und was antwortete die?

Lieschen.

Der arme Mann ist wol sehr zu beklagen, sagte sie; er läßt sich's blutsauer werden; aber das hilft ihm Alles nicht; denn seine Frau, die ist gar keine Wirthinn; sie versteht gar nichts von alle Dem, was eine Frau doch wissen muß; sie kann nicht nähen, nicht stricken und spinnen, ja nicht einmahl waschen. Wenn der arme Mann mit seinen Kindern ein reines Hemde anziehen will, so muß er es für Geld außer dem Hause waschen lassen.

Mutter.

Das ist ja arg; und da hattest du wol Ursache, traurig darüber zu sein, eine Mutter zu finden, die keine einzige ihrer Pflichten erfüllt. Gott lasse es doch die einzige sein, die dir je zu Gesicht kommt!

Lieschen.

Ach, das ist noch nicht Alles! Höre nur, liebe Mutter! — Da sie sich nun mit nichts, gar nichts beschäftigen kann, so hat sie sich aus Müßiggang den Trunk angewöhnt. Wenn der Mann mit seinen Kindern Mittags- oder Abendbrot zu finden glaubt, so liegt sie oft ohne Sinn und Verstand im Bette, und der Vater hat dann oft mit den armen Kindern nicht einmahl ein wenig Suppe zu essen. Sind das nicht recht unglückliche Kinder?

Mutter.

Ja wohl sind sie das, gutes Mädchen! Aber du hast bei dieser traurigen Gelegenheit eine Erfahrung gemacht, die dir auf dein ganzes Leben nützen kann.

Lieschen.

Welche, liebe Mutter?

Mutter.

Die, das eine Frau, die kein Geschäft gelernt hat, das zu ihrer Bestimmung gehört, das allerverächtlichste und unglücklichste Geschöpf in der Welt ist.

Nun wirst du es mehr als jemahls begreifen, warum dein Vater und ich dich so unaufhörlich zur Arbeit ermahnen.

Lieschen.

O ja. liebe Mutter; ich sehe es nun noch mehr ein, daß du mich lieb hast, weil du mich arbeiten lehrst.

Aber sage mir einmahl: die vornehmen und reichen Kinder, die haben doch wohl nicht nöthig, so vielerlei Arbeiten zu lernen? Die können ja Alles, wenn sie einmahl verheirathet sind, von ihren Mägden thun lassen. Nicht wahr, liebe Mutter?

Mutter.

Auch für die, liebes Lieschen, ist die Arbeit, so wie für die Armen, unentbehrlich. Denn erstens beschäftigt es sie angenehm, da sie sonst oft vor langer Weile keine fröhliche Minute haben würden. Und dann können sie auch das Geld, das sie für Verfertigung ihres Putzes und ihrer Kleidung ausgeben müßten, zur Erziehung armer Kinder, oder zur Erquickung armer Kranken und Nothleidenden verwenden, und sich so die reinste Freude des Lebens verschaffen.

Auch das, daß sie wissen, wie schwer oder wie leicht eine Arbeit ist, lehrt sie gerecht gegen ihre Bediente sein, und nicht mehr von ihnen fodern, als diese leisten können. Sie wissen den Fleiß alsdann zu schätzen und zu belohnen. Und die Ausübung dieser Gerechtigkeit schafft einer jeden guten Hausfrau das unaussprechliche Vergnügen, sich von ihren Leuten geliebt zu sehen; ein Vergnügen, welches sie nicht genießen würde,

wenn ihre Befehle nicht auf Kenntniß der Sache, sondern auf Eigensinn gegründet wären.

Glaubst du es nun noch, meine Gute, daß die Kinder der Vornehmen und Reichen nicht nöthig haben, arbeiten zu lernen?

Lieschen.

Nein, beste Mutter, das glaube ich nicht mehr; ich sehe ein, daß die Arbeit für alle Menschen, wer sie auch sein mögen, nöthig und nützlich ist.

Elise Reimarus.

Wilhelms Frage

über den frühen Tod seines kleinen Bruders.

Ich bin noch in der Welt geblieben;
Gott weiß allein, warum ich nicht
Die Welt verließ, wie meine lieben
Gestorbnen Brüder, die das Licht
Der schönen Sonne nicht mehr sehen.

Mein armer kindischer Verstand
Kanns nicht begreifen, nicht verstehen,
Warum mein Bruder Ferdinand
Acht Monden lang nur hier geweilet;
Warum er erst geboren ward,
Und nichts, gar nichts mit mir getheilet,
Kein Spielwerk, keinen süßen Mai,
Den Bruder Karl einmahl genossen;
Und keine Rosen aufgeschlossen,
Und keine Bücherleserei,
Und keines Baumes Honigfrucht,

Auch keine Nachtigallenlieder,
Und keines frommen Lehrers Zucht.

Er kam, und weinte viel,
Trug Schmerzen, und ging wieder
Aus dieser Welt, ganz unbekannt
Mit Allem, was ich schon gesehn, gehört, gelesen,
Genossen, und gar lieblich fand.

Warum ist Bruder Ferdinand
Wol hier gewesen?

Karschin.

Ferdinands Antwort,

im Traume auf Wilhelms Frage.

Mein Bruder, was du hast gefragt,
Darüber hab' ich zum Bescheide
Von Engeln, die mir's vorgesagt:
Ich kam für mich zu keiner Freude
In eure kleine Welt;
Mich hatte Gott, der alle Wesen
Erschaffen hat, und mächtiglich erhält,
Mich hatte Gott dazu erlesen,
Daß sieben Seelen aus der Noth
Durch Mildigkeit errettet würden.

Fünf Kinder und kein Bissen Brot
Gab ein Paar Aeltern schwere Bürden.
Sie wohnten unterm Dache, tief
Versteckt, wie Vögel ohne Futter.
Da sagte nun die Wehemutter,

Die man bei meiner Ankunft rief,
Vom Elend dieſer armen Leute;
Und meiner Mutter Mutter lief,
Du weißt's ſo gut, als wär' es heute,
Sie lief und ſagts in reichen Häuſern an;
Da mußte Magd und Diener eilen,
Geld, Brot und Kleidung auszutheilen
Für Kinder und für Weib und Mann.

Dies ſchrieb ein Engel auf; ich fand's ich hab's geleſen;
Ich freute mich darob, und bin
Nicht ganz umſonſt ein Menſch geweſen;
Mein Leben war Gewinn!

Karſchin.

Der Schmaus.

Iſt das die ganze Sache,
So laßt mich nur zu Haus!
Ich weiß nicht, was ich mache
Mit dieſer Art von Schmaus. —
Iſt's für die Langeweile?
Iſt's für den Zeitvertreib? —
Ihr zieht mich da am Seile,
Und macht mir kranken Leib.

Ich mag's kaum wieder denken,
Wie närriſch ich da ſtand,
Wie Männerchen auf Schränken,
Gedrechſelt und gewandt;

Gepudert und frisiret,
Gesteckt in Weiß und Roth,
Mit Kräuselchen gezieret —
Und bange bis zum Tod.

Und nun befragt mich wieder,
Was ich da recht gethan?
Geschlichen auf und nieder
Die lange, blanke Bahn!
Gehört und nichts verstanden;
Gesprochen kaum ein Wort!
Den Magen fast zu Schanden
Gepreßt in einem fort!

Und überall verlegen,
Bei so viel Putz und Pracht,
Bei Fächern und bei Degen;
Und dann wol ausgelacht.
Gezupft an allen Ecken,
Zu allem Dienst gebraucht,
Bei Pelz und Ueberröcken,
Daß mir der Kopf geraucht.

Und wie mir das bekommen? —
O schlecht, erbärmlich schlecht!
Der Magen ist beklommen,
Der Sinn ist gar nicht recht.
Wer kann doch alle Tage
Zu solchen Schmäusen gehn?
Das nenn' ich eine Plage,
Und ist nicht auszustehn.

Nein, Brüder, wenn wir ſpielen,
So iſt das Herz uns leicht;
Wir ſind vergnügt und fühlen
Nicht, wie die Zeit verſtreicht.
Da, auf den großen Schmäuſen,
Da gähnet man ſich an;
O, glücklich iſt zu preiſen,
Wer davon bleiben kann!

Overbeck.

Das Würmchen im Winter.

Du kleines Würmchen, wie ſo bloß
Hängſt du an deinem kalten Moos!
Wie ſtarr und aller Säfte leer
Iſt rings der Boden um dich her!

Der Himmel hat kein Tröpfchen Thau,
Zu laben deine Mutter-Au;
Herunter ſchnaubt der wilde Sturm,
Und krümmt dich armen kleinen Wurm.

Mit Keilen bricht der Froſt herein,
Und knickt die zarten Zweigelein
Der Hütte, wo du friedlich ruhſt,
Und keinem was zu Leide thuſt.

Du reckſt empor das kleine Haupt,
Indem man dir dein Alles raubt,
Und bitteſt um dein Leben nur
Die immer ſchweigende Natur.

Und eh' noch blinkt das Morgenroth,
So bist du, armes Würmchen, todt.
Der liebe Gott, der keins vergißt,
Weiß nur, wo du geblieben bist.

Stirb, armes Würmchen! Sieh, hernach
Krümmt dich kein herber Wintertag!
Kein starker Sturm, von Schlossen schwer,
Zerknickt dir deine Hütte mehr!

Stirb, Würmchen! Der dich werden ließ,
Kann sicher auch noch mehr, als dies;
Bleibst wenigstens in seiner Welt,
Die Raum auch für dich, Würmchen, hält.

Wir Alle gehen einst, wie du,
Ein Jeder hin zu seiner Ruh';
Der liebe Gott, der Keins vergißt,
Weiß nur, wo Jeder blieben ist.

Wir gehen aber dennoch hin,
Und achtens immer für Gewinn.
Der einmahl uns ein Räumchen gab,
Nimmt sicher nicht im Geben ab.

Overbeck.

Nur der Anfang ist schwer.

Der kleine Fritz hatte ein sehr starke Abneigung gegen das frühe Aufstehen.

Ob er es nun gleich wol einsah, wie viel er durch sein langes Schlafen versäumte, und auch oft den Vor-

satz faßte, diesen Fehler zu verbessern, so wollte es ihm doch immer nicht gelingen, weil er noch nicht Muth genug hatte, seinen Widerwillen gegen das Gute zu überwinden.

Nun war es im Sommer, und er wachte einmahl des Morgens um fünf Uhr auf. Plötzlich fiel ihm sein Vorsatz ein, und er dachte bei sich selbst: einmahl muß ich doch den Anfang machen!

Mit diesem Gedanken sprang er hurtig aus dem Bette; es ging ihm aber ein Schauder durch den ganzen Körper, so stark empörte sich seine Trägheit dagegen.

Er zog sich indeß geschwind an; allein während des Anziehens war es ihm immer noch, als ob er sich wieder hinlegen sollte. Ein paar Mahl war er auch wirklich schon in Versuchung, es zu thun; aber er widerstand glücklich.

Nachdem er sich gewaschen und vollends angekleidet hatte, setzte er sich hin, und bereitete sich auf seine Lehrstunden; und mit Vergnügen bemerkte er, daß ihm Alles weit besser von Statten ging, als sonst.

Sein Lehrer war den Tag über ganz außerordentlich mit ihm zufrieden, und seine Aeltern, welche dieses hörten, überhäuften ihn mit Liebkosungen.

Er selbst war heiter und vergnügt; es war ihm, als hätte er heute ein neues Leben angefangen.

Da dachte er bei sich selbst: belohnt sich das Bißchen Selbstüberwindung, die das frühe Aufstehen mir heute kostete, mit so großem Vergnügen, o so wäre ich ja wol ein rechter Thor, wenn ich's nicht alle Tage so machen wollte!

Er that's. Mit jedem Morgen ward's ihm leichter, eben so früh aufzustehen. Endlich ward es ihm sogar zur Gewohnheit, so daß er niemahls länger schlafen

und im Bette bleiben konnte, wenn er auch gewollt hätte.

Seht, Kinder, so geht es mit Allem, was uns anfangs sauer wird. Nur frisch daran, nur ein paar Mahl euch gezwungen, und ich stehe euch dafür, daß es euch mit jedem Tage leichter, endlich zum Vergnügen werden wird.

Bei dieser Gelegenheit muß ich euch einen sonderbaren Traum sagen, welchen mir einmahl einer meiner Freunde erzählte. Dies sind seine eignen Worte:

Mir träumte, ich ginge auf einem schmalen Wege, wo viele Leute vor mir hingingen, von welchen aber eine große Anzahl schon wieder zurückkam, welche zu mir sagte, ich solle nur nicht weiter fortgehen, denn in der Mitte dieses schmalen Weges liege ein Fels, bei dem ich doch wieder umkehren müsse, weil ihn kein Mensch ersteigen könne.

Ich ließ mich aber dadurch nicht abschrecken, weil ich doch noch immer einige Andere vor mir hingehen sah, welche nicht wieder zurückkamen.

Als ich etwas weiter ging, kam es mir vor, als ob ein kleiner Stein in einer Entfernung vor mir läge. Je näher ich aber hinzukam, desto größer schien der Stein zu werden, und zuletzt wurde er so groß wie ein Haus.

Da wollte ich auch wieder umkehren. Aber es ergriff mich Einer beim Arme und sagte: du bist auf dem Wege zur Tugend und dieser Stein ist der Stein des Widerwillens gegen das Gute. Laß dich durch seine anscheinende Größe nicht abschrecken; dies ist ein bloßes Blendwerk deiner Augen; wage nur einen muthigen Sprung, so bist du hinüber.

Ich dachte: es soll gewagt sein; schloß darauf meine

Augen dicht zu, und sprang glücklich über den erschrecklichen Felsen hinweg.

Darauf sah ich mich um, und erblickte zu meiner Verwunderung nichts weiter als einen mäßigen Stein, über den ich auch allenfalls hätte wegschreiten können, und welchen mir meine Einbildungskraft vorher so erstaunlich vergrößert hatte.

Nun wurde es mir auf einmahl so wohl, als ob ich mich von einer schweren Krankheit plötzlich erholt hätte.

Als ich aber wieder zurücksah, erblickte ich so viele Menschen, welche vor dem Steine des Widerwillens zurückbebten und wieder umkehrten: ich rief ihnen zu, was ich konnte, sie sollten sich durch diesen Stein nicht abschrecken lassen; es sei ein bloßes Blendwerk!

Aber sie hörten nicht auf mein Zureden. Darüber wurde ich traurig, fing heftig an zu weinen, und wachte mit kummervollem Herzen auf.

Ungenannter.

Die beiden Arbeiter.

Ein Arbeiter mußte bei dem Bau eines Hauses Steine zutragen. Unter dem Haufen derselben befand sich ein außerordentlich großer, welcher aber doch auch mit fortgeschafft werden mußte.

Allein wenn der Arbeiter an diesen kam, so ließ er ihn immer unangerührt liegen, und trug erst die kleinen weg.

Nun beunruhigte ihn aber, bei der ganzen Arbeit, beständig der Gedanke, daß er doch zuletzt den großen schweren Stein auch noch wegschaffen müsse.

Er wollte dies endlich auch thun; aber da ihn die

kleineren Lasten, die er mit Unmuth trug, schon ermattet hatten, so fehlte es ihm jetzt an Kräften, die größere fortzubringen.

Er mußte also den großen Stein liegen lassen; und weil derselbe mit in sein Tagelohn verdungen war, so wurde ihm von diesem ein Theil entzogen und das mit Recht, weil nicht Alles von ihm geleistet war, wozu man ihn bestellt hatte.

Ein anderer Arbeiter hatte auch einen Haufen Steine vor sich liegen.

Dieser suchte zuerst den allergrößten aus; und weil er einmahl wußte, daß es nicht anders sein konnte, so trug er diesen vergnügt fort, ob es ihm gleich sauer wurde; denn er freuete sich nun schon auf die Erleichterung seiner Arbeit, wenn er an die kleineren Steine kommen würde.

Nun ging ihm auch Alles gut von Statten, und er war fröhlich bei seiner Arbeit, weil er das Schwerste überwunden hatte.

Welchem Arbeiter wollet ihr gleichen, Kinder? Dem, der das Schwerste bis zuletzt versparte? oder dem, der mit dem Schwersten anfing?

Ungenannter.

Das Gewitter.

Ich, vor dem Donner fürchten mich,
Und vor des Blitzes Pracht?
Da müßt' ich schlecht erkennen dich,
Der Blitz und Donner macht.

Der Du vom Himmel Feuer schickst,
Du sendest auch den Thau,
Und Korn und Blumen; du erquickst
Den Hügel und die Au.

Der du die Wolken zittern machst,
Du giebst auch Sonnenschein
Und milde Frühlingsluft; du machst,
Daß Saat und Frucht gedeihn.

Es hatten böse Dünste sich
Gezogen um uns her;
Die Luft war dick und schwefelig,
Der Athem ging nur schwer.

Da sahen wir den Himmel an,
Und Gott verstand den Blick;
Mit einem Mahle war's gethan,
Er schlug den Dampf zurück.

Ein paar Mahl flammt's; da war's vorbei;
Gereinigt war die Luft,
Der Athem ging nun wieder frei,
Das Land gab frischen Duft.

Nur unsrer Eiche, nah am See,
Fiel das Gewitter schwer.
Doch that's ihr darum gar nicht weh;
Auch giebt's der Eichen mehr.

Kann Gott es leiden, kann ich's auch,
Denk' ich; und damit gut!
Zudem, es war ein schöner Rauch,
Und schöne helle Glut.

Overbeck.

Der Uebergang vom Guten zum Bösen.

Schnell und leicht ist der Uebergang vom Guten zum Bösen, und schwer und langsam gemeiniglich die Wiederkehr.

Auf der Reise durch dies Leben geht die Bahn der Tugend oft über rauhe und steile Hügel hin; neben euch seht ihr ein blumiges Thal, das euch reizt, von dem beschwerlichen Wege der Tugend abzuweichen.

Laßt ihr euch nun dadurch verführen, so gleitet ihr schnell von dem Abhange des rauhen Hügels in das Thal hinunter; aber schwer, schwer wird es euch werden, ihn wieder hinaufzuklimmen.

Zehnmal werdet ihr dann vielleicht ausgleiten, ehe ihr einmal wieder festen Fuß fassen könnt.

Darum vermeidet ja den ersten Schritt zum Bösen; sonst wird es euch gehen, als ob ihr von einer steilen Anhöhe hinunterliefet; mit jedem Schritte, den ihr thut, verdoppelt sich eure Schnelligkeit, und das Gewicht eures eigenen Körpers zieht euch zuletzt unaufhaltsam hinab, bis ihr endlich nicht mehr stehen bleiben könnt, wenn ihr es gleich gern wollet.

So ging es dem kleinen Albert

Seine Aeltern wohnten auf einem Hügel, an dessen Fuße ein tiefer Sumpf war.

Sie nahmen ihn sehr in Acht, und warnten ihn beständig, daß er doch ja den Hügel nicht hinunterlaufen solle, weil er sonst gewiß zu Schaden kommen würde.

Endlich aber fügte es sich einmahl, daß er allein war, so daß ihn Niemand sah; da fiel ihm der Gedanke ein, seinen Aeltern ungehorsam zu sein, und sich das Vergnügen zu machen, den Hügel nur ein paar Schritte weit hinunterzulaufen.

Diesem Gedanken hätte er nun sogleich widerstehen sollen; das that er aber nicht, sondern lief wirklich hinab.

Als er ungefähr in der Mitte des Abhanges war, wollte er stehen bleiben, konnte aber nicht mehr, sondern mußte nun auch wider Willen ganz hinunterlaufen, so daß er mit der größten Gewalt in den Sumpf stürzte und ertrank.

Denkt an den unglücklichen Albert, so oft ihr den ersten Schritt zum Bösen thun wollt, und dann zieht schnell euren Fuß, wie von glühenden Kohlen zurück, ehe es zu spät wird! C.

Man kann sich wieder bessern.

Einige unter euch, ihr lieben Kinder, haben vermuthlich schon das Unglück gehabt, einen oder den andern schlimmen Fehler zu begehen; und da wißt ihr nun vielleicht nicht, was ihr dabei zu thun habt.

Das Beste ist freilich, daß man sich vor dem ersten Schritte zum Bösen hüte, weil, wenn dieser gethan ist, der zweite selten auszubleiben pflegt.

Aber es ist auch das Schwerste; und wie? wenn nun unglücklicherweise dieser erste Schritt dennoch einmahl gethan ist; wie da, ihr armen Kinder?

Sollen wir da muthlos werden? Die Hände in den Schooß legen, und an unserer Besserung verzweifeln? — Das wolle Gott nicht!

Nein, Kinder! da sollen wir vielmehr, sobald wir unsern Fehltritt erkennen, ihn sogleich bereuen, aber auch den muthigen Vorsatz fassen, ihn nie, nie wieder zu begehen.

Dann ist uns mit Gottes Hülfe, noch immer mög-

lich, wieder umzukehren auf den Weg des Guten; und dann vergiebt uns unser himmlischer Vater gern den Fehler, den wir einmahl begangen haben, aber den wir nunmehr nie wieder begehen wollen.

Wollten wir aber zaghaft werden, und uns in den Kopf setzen, es sei uns nicht mehr möglich, die einmahl angenommene Untugend wieder abzulegen, dann würde es uns gerade eben so gehen, wie es jenem Thurmdecker ging. Und wie ging es dem?

Er sollte das schadhafte Dach eines hohen Kirchthurmes ausbessern. Er saß daher, wie die Thurmdecker pflegen, in einem kleinen Kästchen, welches vermittelst eines Strickes an einem Haken oben an des Thurmes Spitze hing.

Ihr werdet einem solchen Thurmdecker wol schon einmahl in eurem Leben zugesehn und dabei bemerkt haben, daß er sich an dem Stricke, woran sein Sitz hängt, auf- und niederlassen kann.

Nun, der Mann, von dem ich rede, wollte sich auch etwas höher hinaufziehen; aber indem er damit beschäftiget war, glitschte ihm unglücklicherweise der Strick aus den Händen, und alsobald fing er an zu sinken.

Indeß war der Strick so lang, daß er sich noch füglich hätte helfen können, wenn er, sobald er seinen Fehler merkte, nur augenblicklich zugegriffen, und das weitere Ablaufen desselben verhindert hätte.

Aber der Unglückliche verlor auf einmahl allen Muth; er dachte: es ist umsonst, daß du dich bemühest, dich zu retten; du bist nun einmahl verloren, ohne Rettung verloren!

Ueber diesen kleinmüthigen Gedanken entschlüpfte ihm vollends der Strick, durch den er sich noch hätte retten können; er stürzte herab, und brach den Hals.

Denkt an diesen Thurmdecker, ihr Kinder, die ihr

das Unglück gehabt habt, euch irgend einen Fehler anzugewöhnen, und verzaget nicht an eurer Besserung.

Wenn ihr nur den ernstlichen Willen habt, wieder gut zu werden; und wenn ihr dann Gott, der uns so gern zum Guten hilft, um seinen väterlichen Beistand bittet: dann — glaubt es einem Manne, der auch gefehlt und sich nachher wieder gebessert hat — dann wird es euch gewiß gelingen, die angenommene Untugend abzulegen, und so zu werden, wie man sein muß, wenn man hier in dieser Welt und auch im künftigen Leben glücklich werden will. C.

An Gust.

Das war ein schlimmer Tag,
Mein lieber Bruder Gust:
Ich hatte nur zum Schach,
Du nur zum Kreisel Lust;
Ich konnte Alles sehn,
Nur den Erasmus*) nicht;
Du konntest Alles sehn,
Nur die Vokabeln nicht.

Hart war im Saal die Bank,
Verzweifelt hoch der Tisch,
Die Zeit erschrecklich lang;
Das Lernen ging nicht frisch.
Verdruß saß an der Wand,
Und Sehnsucht vor der Thür,
Und ach! die harte Hand
Des Lehrers fühlten wir.

*) Ein lateinisches Buch.

Wie ist mir nun ums Herz,
Mein lieber, guter Freund?
Nicht wahr, du hast den Schmerz
Rechtschaffen abgeweint?
Dein Kreisel tröstet dich?
Mich nicht! — Ich büße schwer;
Mein Liebstes hat für mich
Heut keine Reize mehr.

Das Schachbrett mag nur stehn;
Ich rühre keinen Stein:
Mein Schäfchen selbst mag gehn;
Ich will nicht fröhlich sein.
O, lieber Bruder Gust,
Kein Trost hat mehr Gewicht,
Bin ich es mir bewußt:
Sieh, du verdienst ihn nicht!

Erst besser es gemacht,
Dann wieder auch einmahl
An Zeitvertreib gedacht,
An Kreisel und an Ball.
Denk nur, wie kommt es doch?
Ich werfe, war ich gut,
Ihn noch einmahl so hoch.
Was doch's Gewissen thut!

Overbeck.

Gebet eines Kindes.

Aller Menschen Vater, höre,
Merk' auf mich, dein lallend Kind;
Gieb mir Kraft zum Guten, lehre
Mich, was meine Pflichten sind!

Dich verehren, Böſes ſcheuen,
Gutes lieben, und allhier
Mich der ſchönen Welt erfreuen,
Schöpfer, dies gelinge mir!

Meinen Aeltern Ehre geben,
Ihrem Winke folgſam ſein,
Dir und ihnen dankbar leben,
Ohne Tadel fromm und rein;

Vater, dies ſind meine Pflichten;
Ach, ich wachſe wie ein Baum,
Der gepflanzet ward zu Früchten
In des Gartens beſten Raum.

Laß mich gute Früchte tragen!
Herr, du prüfeſt Herz und Sinn,
Weißt ob in der Zukunft Tagen
Ich auch gut und glücklich bin!

Sollt' ich nicht — o dann erhöre
Deines armen Kindes Flehn,
Und laß mich zu deiner Ehre
Unſchuldsvoll dein Antlitz ſehn!

Nimm mich früh von dieſer Erde,
Ehe mir dein Auge feind
Wegen meiner Sünden werde,
Und mein guter Engel weint.

Ungenannter.

Der Hirsch, der Haase und der Esel.

Ein Hirsch, mit prächtigem Geweih
Von achtzehn Enden ging spazieren.
Ein Haase lief vorbei,
Sah ihn und stutzte.
Starr auf allen Vieren
Steht er, und gafft ihn an;
Macht Männchen, geht hinan,
Und sagt: Sieh mich doch an,
Ich bin ein kleiner Hirsch!
Denn spitz' ich meine Ohren,
So hab' ich solch Geweih, wie du.

Ein Esel hörte zu
Und sagte: Du hast Recht,
Wir sind von einerlei Geschlecht,
Der Hirsch, und ich und du.

Der Hirsch that einen Seitenblick,
Und ging in seinen Wald zurück.

Gleim.

Geburtstagswunsch für Lotten,

von ihrem Vater.

Immer lauter, still und helle,
Wie die reinste Silberquelle,
Fließe, Tochter, bis ans Grab
Ungetrübt dein Leben ab!
Durch der Unschuld Klippen zeige

Weisheit dir die sichern Steige,
Und die Tugend sei dein Stab. C.

Die wohlthätige Frau von Stande.

In Frankreich liegt ein Dorf, heißt Sauvigni. Daselbst herrschte vor kurzen eine Seuche, welche viele Menschen hinraffte.

In diesem Dorfe besitzt der Marki von M. ein Schloß, und es fügte sich, daß er eben zur Zeit der Seuche mit seiner Familie dahinkam, um einige Geschäfte abzuthun.

Sein Vorsatz war, nur ein paar Tage da zu bleiben; denn die Zeit des Faschings oder Karnevals*) war vor der Thür, da die Vornehmen und Begüterten des Landes nach der Hauptstadt Paris eilen, um an den Lustbarkeiten Theil zu nehmen, die alsdann pflegen angestellt zu werden.

Seine Gemahlinn, die Markisinn, hatte schon Anstalten zu prächtigen Gastmahlen und Tanz-Ergetzlichkeiten gemacht, welche bei ihrer Zurückkunft angestellt werden sollten, und viel angesehene Leute waren dazu eingeladen. Sie selbst erwartete, nicht wenig Vergnügen dabei zu genießen.

Aber kaum sah diese gutmüthige Frau das Elend, worunter die armen Bewohner des Dorfs seufzten, als sie auf einmahl mit großmüthiger Entschlossenheit auf

*) So nennt man eine gewisse bestimmte Zeit im Winter, zu welcher in großen Städten allerlei öffentliche Lustbarkeiten — Schauspiele, Mummereien, Bälle u. s. w. angestellt werden.

Der Hirsch, der Haase und der Esel.

Ein Hirsch, mit prächtigem Geweih
Von achtzehn Enden ging spazieren.
Ein Haase lief vorbei,
Sah ihn und stutzte.
Starr auf allen Vieren
Steht er, und gafft ihn an;
Macht Männchen, geht hinan,
Und sagt: Sieh mich doch an,
Ich bin ein kleiner Hirsch!
Denn spitz' ich meine Ohren,
So hab' ich solch Geweih, wie du.

Ein Esel hörte zu
Und sagte: Du hast Recht,
Wir sind von einerlei Geschlecht,
Der Hirsch, und ich und du.

Der Hirsch that einen Seitenblick,
Und ging in seinen Wald zurück.

Gleim.

Geburtstagswunsch für Lotten,

von ihrem Vater.

Immer lauter, still und helle,
Wie die reinste Silberquelle,
Fließe, Tochter, bis ans Grab
Ungetrübt dein Leben ab!
Durch der Unschuld Klippen zeige

Weisheit dir die sichern Steige,
Und die Tugend sei dein Stab. C.

Die wohlthätige Frau von Stande.

In Frankreich liegt ein Dorf, heißt Sauvigni. Daselbst herrschte vor kurzen eine Seuche, welche viele Menschen hinraffte.

In diesem Dorfe besitzt der Marki von M. ein Schloß, und es fügte sich, daß er eben zur Zeit der Seuche mit seiner Familie dahinkam, um einige Geschäfte abzuthun.

Sein Vorsatz war, nur ein paar Tage da zu bleiben; denn die Zeit des Faschings oder Karnevals*) war vor der Thür, da die Vornehmen und Begüterten des Landes nach der Hauptstadt Paris eilen, um an den Lustbarkeiten Theil zu nehmen, die alsdann pflegen angestellt zu werden.

Seine Gemahlinn, die Markisinn, hatte schon Anstalten zu prächtigen Gastmahlen und Tanz-Ergetzlichkeiten gemacht, welche bei ihrer Zurückkunft angestellt werden sollten, und viel angesehene Leute waren dazu eingeladen. Sie selbst erwartete, nicht wenig Vergnügen dabei zu genießen.

Aber kaum sah diese gutmüthige Frau das Elend, worunter die armen Bewohner des Dorfs seufzten, als sie auf einmahl mit großmüthiger Entschlossenheit auf

---

*) So nennt man eine gewisse bestimmte Zeit im Winter, zu welcher in großen Städten allerlei öffentliche Lustbarkeiten — Schauspiele, Mummereien, Bälle u. s. w. angestellt werden.

alles Vergnügen, welches ihrer in Paris wartete, Verzicht that, um sich die edlere Freude zu machen, den Nothleidenden zu Hülfe zu kommen.

Von diesem Augenblicke an widmete ihr gutes Herz sich ganz dem Dienste dieser Unglücklichen.

Alles zu den Festen und Schmäusen bestimmte Geld wandte sie nun auf die Rettung der noch lebenden Bauern. Sie ließ einen Arzt kommen, welcher Anstalt machen mußte, daß auf ihre Kosten den Kranken Unterhalt, Arzeneien und Erquickung gereicht wurden.

Sie selbst besuchte mit ihrem Gemahl die Krankenstuben, half, wohin sie kam, pflegte mit eigener Hand die Kranken, ließ in ihren Häusern Reinlichkeit herstellen, und gab alle ihre Bediente zur Wartung derselben her.

Die Küche des Schlosses wurde bestimmt, um Erquickung und Arzeneien für sie zuzubereiten.

Sie verließ den Ort nicht eher, bis die Seuche sich völlig gelegt hatte, und mehr als zwanzig durch sie dem Tode entrissen waren. Erst nach zwei Monaten, da die Lustbarkeiten des Faschings längst vorbei waren, kehrte sie zur Stadt zurück. —

Junge Leser, merkt euch diese schöne That, und sucht sie bei Gelegenheit nachzuahmen. Geld austheilen, welches man übrig hat, und dessen Erwerbung uns nicht viel Mühe kostete — das heißt nun eben nicht wohlthätig sein. Aber sein eigenes Vergnügen, seine eigene Bequemlichkeit aufopfern, um den Hülfsbedürftigen beizuspringen; selbst Hand anlegen und weder Mühe noch Beschwerlichkeit scheuen, um Nothleidenden zu helfen: das ist es, was den Menschenfreund bezeichnet.

C.

Der großmüthige Gläubiger.

Einem reichen Landmanne im Kanton Zürich waren einige benachbarte Bauern ansehnliche Summen schuldig, wovon sie ihm jährlich Zinsen zahlen mußten.

Nun fiel vor einigen Jahren eine große Theurung ein, und die armen Bauern wußten nicht, woher sie das Geld zur Abtragung der Zinsen nehmen sollten.

Der Tag der Zahlung erschien, und der begüterte Gläubiger ließ die Schuldner alle zu sich fodern.

Sie kamen, aber alle mit schwerem Herzen, denn sie erwarteten, daß man ihnen die Zinsen abfodern würde, die sie diesmahl doch ganz unmöglich aufbringen konnten.

Zwar wurden sie von ihrem Gläubiger freundlich empfangen, und sogar gebeten, sich an einen schon gedeckten Tisch zu setzen, und mit ihm zu essen, aber es wollte ihnen weder Essen noch Trinken schmecken, so bange war es ihnen ums Herz.

Der Wirth bemerkte ihre Verlegenheit und sagte: Ich sehe wol, lieben Leute, warum das Essen euch nicht schmecken will; aber hier habe ich eine Arzenei, die euren Magen schon wieder herstellen wird.

Mit diesen Worten gab er Jedem von ihnen einen Zettel, der eine Quittung über ihren Jahrzins enthielt. Die entzückten Schuldner dankten ihrem Wohlthäter mit Freudenthränen, und ließen sich's darauf wohlschmecken.

Oft ist die gute Art, mit der man Wohlthaten erzeigt, mehr werth, als die Wohlthat selbst; so wie das ansehnlichste Geschenk durch die üble Art, mit der es gemacht wird, oft seinen ganzen Werth verliert. C.

Charondas.

In dem untern Theile von Italien lag vor alten Zeiten eine Stadt, welche Thurium hieß. Die Leute dieses Ortes waren anfänglich noch sehr ungesittet und wild. Wenn sie daher zusammenkamen, um sich über Etwas zu berathschlagen, so ging es selten ohne Mord und Todtschlag ab.

Da stand nun aber ein weiser Mann unter ihnen auf, der ihnen Gesetze vorschlug, um sie gesittet zu machen; und die Leute wählten ihn zu ihrem Anführer. Sein Name war Charondas.

Dieser Charondas verordnete zuerst, daß Keiner, sobald er in die Versammlung des Volks trete, ein Schwert oder irgend ein anderes Mordgewehr bei sich haben solle. Wer, sagte er, dergleichen mit sich bringt, der soll auf der Stelle des Todes sein.

Nun fügte es sich eines Tages, daß dieser Gesetzgeber, da er eben von einer Reise zu Hause kam, in die Versammlung des Volks gerufen wurde, weil man gerade seines Raths bedurfte; und in der Eile vergaß er, ehe er dahin ging, seinen Degen abzuschnallen.

Kaum war er in der Versammlung erschienen, so erinnerte man ihn, daß er sein eigenes Gesetz übertreten habe, indem er mit dem Schwerte an der Seite gekommen sei.

So will ich denn auch selbst dem verletzten Gesetze ein Genüge thun, antwortete Charondas mit kaltem Blute, riß darauf sein Schwert aus der Scheide, und stieß es sich durch's Herz. —

Eben dieser Charondas hatte noch ein anderes Gesetz

gegeben, welches auch zwar hatt, aber für die unruhigen Köpfe unter seinen Landsleuten nöthig war.

Weil er nämlich voraussah, daß man mit seinen Gesetzen bald diese, bald jene schädliche Veränderung vorzunehmen suchen würde, so machte er folgende Verordnung:

Wenn Jemand dem Volke rathen wollte, irgend ein neues Gesetz einzuführen, oder an einem alten Gesetze etwas abzuändern, so mußte er sich erst einen Strick um den Hals binden, und so vor dem Volke erscheinen.

War er nun im Stande, zu beweisen, daß sein Rath wirklich gut sei, so befolgte man denselben, und ihm selbst geschah nichts zu Leide.

Fand es sich hingegen, daß die Ausführung seines Vorschlages dem gemeinen Besten schädlich wäre, so wurde er ohne Umstände mit eben dem Stricke aufgeknüpft, welchen er mitgebracht hatte. C.

Das Reisespiel.

Personen:

1. Der Vater. 2. Johannes. 3. Nikolas. 4. Lotte. 5. Kristel.

Der Letzte etwas unpäßlich.

Vater, indem er ins Zimmer tritt, wo Johannes, Nikolas und Lotte Kristeln Gesellschaft leisten.

Wie kommt's denn, daß ihr mit den Andern nicht nach Wandsbeck gegangen seid?

Johannes.

O, wir wollten lieber dem armen Kristel Gesellschaft leisten, weil der sonst hätte allein zu Hause bleiben müssen.

Vater.

Recht so, Kinder! Unsern Freunden zu Liebe müssen

wir auf unser eigenes Vergnügen immer gern Verzicht thun.

Nikolas.

O, es macht uns auch eben so viel Vergnügen, bei Kristeln zu sein, als wenn wir mitgegangen wären.

Vater.

Brav! — Nun, es soll euch denn auch nicht gereuen, daß ihr zu Hause geblieben seid. Ich selbst will euch Gesellschaft leisten; und weil diese Zeit doch einmahl zum Vergnügen und zur Erholung bestimmt war, so will ich euch unterdeß ein Spielchen lehren, welches ich so eben für euch ausgesonnen habe. Das könnt ihr denn den Andern wieder lehren, wenn sie diesen Abend zu Hause kommen.

Lotte.

O das ist schön! wir wußten jetzt so nicht gleich, was wir vornehmen sollten.

Kristel.

Wie heißt denn das Spiel?

Vater.

Es heißt das Reisespiel; und ich will euch gleich sagen, worin es besteht.

Einer von euch stellt immer den Wandersmann vor; dieser geht hinaus, holt sich Stock und Hut, pocht dann an unsere Thür und ruft:

Holla! holla! macht auf die Thür!

Dann antwortet Einer von uns, der den Hausvater vorstellt, indeß wir Alle hier am Tische sitzen:

Wer bist du denn, und was begehrst du hier?

Darauf erwiedert der Wandersmann:

Ich bin ein Wandersmann, und bitt' um Nachtquartier.

Und der Hausvater antwortet:

Herein, herein, du Wandersmann!
Geöffnet ist die Thür:
Doch willst du übernachten hier,
So sag' uns erst dein Sprüchlein an.

Nun muß der Wandersmann sich auf irgend einen Denkspruch, auf ein paar hübsche Verse, oder so was, gefaßt gemacht haben. Die sagt er her; und dann spricht der Hausvater wieder:

Dein Sprüchlein ist gar hübsch und fein;
Komm dann, und nimm dein Plätzchen ein.

Da kommt denn der Wandersmann völlig herein, und setzt sich neben uns an den Tisch; und der Hausvater fährt fort:

Beschreib' uns nun, o Wandersmann,
Die Reise, die du jetzt gethan,
Von Anfang an.

Der Wanderer erzählt hierauf seinen ganzen Reiseweg, nennt die vorzüglichsten Städte, durch die er gekommen ist, die Ströme und Meere, über die er schiffen mußte, und die merkwürdigen Gebirge, über welche oder zwischen welchen hindurch ihn sein Weg führte. Man setzt dabei voraus, daß er immer den geraden Weg genommen habe, und er muß sich daher hüten, in seiner Reisebeschreibung einen Ort zu nennen, den er, wenn er diese Reise wirklich gethan hätte, nicht auch in der That hätte berühren müssen. Ist er hiemit fertig, so spricht der Hausvater abermahls zu ihm:

Was sahst du denn, o Wandersmann,
Was man bei uns nicht sehen kann?

Und nun erzählt der Wanderer irgend etwas Merkwürdiges von denjenigen Städten und Gegenden, durch die sein Weg ihn geführt hat; und Jeder von uns giebt Acht,

ob er auch nichts Unwahres in seine Erzählung einmischt. Dann fährt der Hausvater fort:

Welch Klima, welch Gewächs und welche Sitten
Fandst du an jedem Ort, durch den dein Fuß geschritten?

Und wenn der Reisende denn auch diese Frage richtig beantwortet hat, so sagt endlich der Hausvater zu ihm:

Hab' Dank, hab' Dank, du guter Mann,
Für Das, was du gesagt.
Bleib bei uns, bis es wieder tagt,
Und — nimm dies Schüßlein an!

Mit diesen Worten überreicht er ihm einen kleinen Teller voll Erdbeeren, die er nach Belieben zu sich nimmt. Seht, hier habe ich einen ganzen Korb voll zu dieser Absicht mitgebracht.

Fügt es sich nun aber, daß der Wanderer in seine Erzählung irgend Etwas einmischt, wovon wir Andern wissen, daß es sich nicht so verhalten könne; wenn er z. B. einen Ort nennt, der nicht eigentlich auf seinem Wege lag, oder ein Landeserzeugniß, welches in der Gegend, wovon er redet, nicht gefunden wird: so fahren wir Alle mit unsern zusammengedrehten Schnupftüchern über ihn her, und jagen ihn mit folgenden Worten zum Hause hinaus:

Fort, fort mit dir, du böser Gast,
Dieweil du uns beflunkert hast.

Ebendieses geschieht auch, wenn der Wandersmann auf die Fragen, welche ihm vorgelegt werden, gar nichts zu antworten weiß. Da jagen wir ihn mit den Worten hinaus:

Fort, fort mit dir, du stummer Gast;
Dieweil du nichts bemerket hast.

Nun, Johannes, hole mir erst einen Atlas herunter, damit wir in streitigen Fällen entscheiden können, wer Recht und wer Unrecht habe. Unterdeß kann Jeder von uns auf eine Reise denken, die er machen will.

Johannes.

Hier, Vater, ist der Atlas.

Vater.

Gut! — Nun, wer von euch will zuerst Wandersmann sein?

Lotte.

O, Vater, das mußt du selbst sein; damit wir erst recht sehn, wie es geht.

Vater.

Es sei! Nikolas soll denn diesmahl den Hausvater vorstellen. Sieh, hier auf diesem Zettel stehn die Worte, die du jedesmal sprechen mußt. Bald sollt ihr mich anpochen hören. (Er geht hinaus.)

Kristel.

Nun, das soll mich wundern, wo Vater hinreisen wird!

Johannes.

Gebt nur recht Acht, daß wir ihn ertappen! und laßt uns unsere Schnupftücher bereit halten.

Vater (draußen vor der Thür).

Holla! holla! macht auf die Thür!

Nikolas.

Wer bist du denn? Und was begehrst du hier?

Vater.

Ich bin ein Wandersmann und bitt' um Nachtquartier.

Nikolas.

Herein, herein, du Wandersmann!
Geöffnet ist die Thür;

Doch willst du übernachten hier,
So sag uns erst dein Sprüchlein an!

Vater.

Mein Sprüchlein ist:
Ueb' immer Treu' und Redlichkeit,
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Fingerbreit
Von Gottes Wegen ab!

Nikolas.

Dein Sprüchlein ist gar hübsch und fein;
Komm denn und nimm dein Plätzchen ein.

(Der Vater kommt herein und setzt sich zwischen die Uebrigen an den Tisch.

Beschreib' uns nun, o Wandersmann,
Die Reise, die du jetzt gethan,
Von Anfang an.

Vater.

Ich reisete von Hamburg nach Drontheim in Norwegen. Zu Hamburg begab ich mich zu Schiffe, und fuhr die Elbe hinunter bis gegen Stade über; von da bis Glückstadt, und von Glückstadt bis Ritzebüttel. Von hier segelten wir aus der Mündung der Elbe in die Nordsee, bei Helgoland vorbei. Dann ließen wir die Küsten von Schleswig und Jütland rechter Hand liegen, und segelten in der Nordsee hinauf bis nach Bergen in Norwegen. Hier verließ ich das Schiff und reisete von da zu Lande mitten durch Norwegen, bis ich endlich nach einer sehr beschwerlichen Reise zu Drontheim ankam.

Johannes (zu Kristel).

Da wird's wol nichts zu plumpsacken geben!

Kristel.

Wer weiß! laßt uns nur recht aufmerken.

Nikolas

Was sahst du denn, o Wandersmann!
Was man bei uns nicht sehen kann?

Vater.

In Glückstadt bemerkte ich, daß man daselbst keinen einzigen Brunnen, kein einziges kleines Quellchen hat, aus dem man trinken könnte.

Kristel.

J, wo kriegen denn die Leute da ihr Trinkwasser her?

Vater.

Das nehmen sie aus Zisternen.

Lotte.

Was sind das für Dinger?

Vater.

Das sind ausgemauerte Löcher oder Gruben in der Erde, worin man das Regenwasser sammelt. Weil diese Zisternen bedeckt und daher immer kühl, wie Keller sind, so kann das darin stehende Wasser lange Zeit frisch und unverdorben bleiben. Aber freilich, so gut als Brunnenwasser schmeckt es doch nicht. Die Ursache, warum diese Stadt keine Brunnen hat, ist die, weil sie in einer tiefen morastigen Gegend liegt.

Nikolas.

Weiter!

Vater.

Von Ritzebüttel bis zu dem Neuenwerke, welches eine Insel ist, zählten wir sechs Baken, worunter eine Blüse war.

Kristel.

Was ist denn das?

Vater.

Baken sind hohe Gebäude, die man weit in die

See hinein noch sehen kann, und welche den Schiffern zum Zeichen dienen, wie sie steuern müssen, wenn sie in die Elbe einlaufen wollen, damit sie die rechte Fahrt zwischen den gefährlichen Sandbänken, deren es in dieser Gegend viele giebt, nicht verfehlen mögen. Eine Büse aber, oder ein Feuerthurm, ist eben so ein Leuchtthurm, wie der, den ihr bei Travemünde gesehen habt, nur mit dem Unterschiede, daß auf diesem keine Lampen, sondern Kohlen brennen, deren Funken zur Nachtzeit eine prächtige Feuersäule bilden. Alle diese Baken unterhält unser Hamburg zum Besten aller Völker, deren Schiffe nach der Elbe gehen.

Johannes (mit vaterländischem Stolze).

Siehst du, Lotte, was wir Hamburger für Leute sind? Haben deine Landsleute in Potsdam wol auch so viele Baken und Büsen angelegt?

Lotte.

Da wären sie ja wol recht große Narren, wenn sie mitten im Lande Leuchtthürme anlegen wollten! — Aber dafür haben sie andere Dinge angelegt, die ihr hier auch nicht habt. Solltest nur sehen, das neue Schloß, Sanssouci —

Nikolas.

O, nur weiter!

Vater.

Bei Ritzebüttel lagen wir in einem Hafen vor Anker, welcher Kuxhaven genannt wird. Von da gings nach Helgoland. Dies ist ein Ueberbleibsel einer größern Insel, welche nach und nach durch Wasserfluthen verschlungen worden ist. Dieser kleine Rest ist größtentheils ein bloßer Felsen, der nur ein paar Fuß tiefes Erdreich zur Bedeckung hat. Dennoch leben auf demselben an 2000 Menschen. Die Männer sind Fischer

und Lothsen, und liegen fast immer auf der See; die Weiber hingegen graben das Land (denn Pferde und Ackergeschirr giebt es auf der ganzen Insel nicht), säen, eggen, ernten, dreschen, mahlen und backen; mit Einem Worte, sie verrichten Alles, was zur Landwirthschaft gehört, ohne Mithülfe der Männer. Auch hier unterhalten die Hamburger zum Besten der Schifffahrt einen Feuerthurm, ungeachtet das Inselchen selbst zu Dänemark gehört.

Von da bis Bergen sah ich nichts, als Himmel und Wasser. Doch ehe ich nach Bergen kam, wurde mir an der Küste von Norwegen ein merkwürdiges Schauspiel gewährt. Es war gerade die Zeit, da die Häringe auf ihrer Reise vom Eismeere her in die Nordsee herunter ziehn. Da hättet ihr nun sehen sollen, wie das Meer weit und breit von vielen Millionen dieser Fische wimmelte! Oft kamen sie in großen Heeren hergeschwommen, daß sie ordentlich über einander lagen, und über der Oberfläche des Wassers zu sehen waren. Da brauchte man nicht erst Netze auszuwerfen, um sie zu fangen; man konnte sie mit Eimern schöpfen, wie man Wasser schöpft.

Bergen ist die größte und vorzüglichste Handelsstadt in ganz Norwegen. Der stärkste Handel wird hier mit Fischen, Thran, Häuten und Holz getrieben. Diese Waaren verkaufen die Norweger an andere Völker, di ihnen dafür Getreide und andere Sachen bringen, woran sie sonst Mangel leiden würden. An Holz, besonders an Tannen, hat Norwegen einen solchen Ueberfluß, daß es jährlich für 2,000,000 Thaler verkaufen kann, und doch noch immer genug behält.

Meine Reise nach Drontheim war höchst beschwerlich, weil die ganze Strecke Landes zwischen Bergen

und Drontheim größtentheils aus mächtigen Gebirgen, schroffen Felsen, tiefen Schlünden und unwegsamen, morastigen Gegenden besteht. Angebauten Acker sah ich selten; aber dafür sah ich manchen schönen Fluß, der sein klares Wasser über Felsen stürzte, und dadurch prächtige Wasserfälle verursachte. Alle diese Flüsse werden Elven genannt.

Ich kam unter andern über das große Gebirge Kölen, welches aus einer vielfachen Kette sehr hoher Berge besteht, die nach verschiedenen Himmelsgegenden hinlaufen. Wie würde es mir hier gegangen sein, wenn nicht die Regierung des Landes sich die Noth der armen Reisenden hätte zu Herzen gehen lassen! Da hätte ich oft des Nachts unter freiem Himmel in rauhen Gebirgen, ohne Lebensunterhalt, und ohne irgend eine Erquickung hinbringen müssen. Aber Dank sei der guten Landesobrigkeit, welche in solchen Gegenden zur Bequemlichkeit der Reisenden sogenannte Bergstuben oder Ruhehäuser hat erbauen lassen, in welchen man Feuer, Licht und andere Nothwendigkeiten des Lebens unentgeltlich findet.

Zuweilen mußte ich unterwegs mit einem Kuchen fürlieb nehmen, der aus zerstoßener Baumrinde mit Mehl vermischt gebacken war. Da lernte ich erst recht, mein Vaterland glücklich schätzen, in welchem man nie nöthig hat, zu solchen armseligen Hülfsmitteln, den Hunger zu stillen, seine Zuflucht zu nehmen!

Drontheim ist eine ziemlich ansehnliche und befestigte Handelsstadt, welche an der Mündung des Flusses Nid, gleichfalls auf der Küste liegt. Von dem jetzt genannten Flusse hieß sie vor Zeiten Niderоos, woher der lateinische Name Nidrosia gekommen ist. Schon hier zu Drontheim wird es im Sommer fast gar nicht

Nacht, so daß man noch um Mitternacht füglich ohne Licht speisen kann. Auch treibt diese Stadt einen erheblichen Handel mit Fischen, Holz, Kupfer und Eisen.

Johannes.

Das ist noch Alles wahr; denn das haben wir auch in der Erdbeschreibung von Norwegen gehört.

Nikolas.

Warte nur! nun will ich weiter fragen:
Welch Klima, welch Gewächs und welche Sitten
Fandst du an jedem Ort, durch den dein Fuß geschritten?

Vater.

An den Küsten, z. B. zu Bergen und an andern nicht weit vom Meere gelegenen Orten, fand ich die Luft ziemlich sanft. Ich hörte sogar, daß es daselbst im Winter oft nicht einmahl so stark zu frieren pflegt, als hier zu Hamburg. Das macht die Seeluft, welche immer viel feuchter ist, als die Landluft Mitten im Lande hingegen, da, wo die hohen Gebirge sind, herrscht ein ewiger Winter. Denn die Gipfel dieser hohen Gebirge sind beständig mit vielen Schnee und Eis bedeckt, indeß die dazwischen liegenden Thäler grün und blühend sind.

Auf diesen Schneebergen nun sieht man die Normänner herumklettern, wie die Gemsen, indem sie sich mit der Jagd beschäftigen. Um zu verhüten, daß sie nicht einsinken in den tiefen Schnee, worin sie sonst ohne Rettung lebendig begraben würden, tragen sie vier bis fünf Fuß lange hölzerne Schuhe, die wie ein Schlitten gestaltet sind, und mit welchen sie in erstaunlicher Geschwindigkeit bergauf und bergunter glitschen.

Oft fügt es sich, daß ein solches Schneegebirge herabstürzt; dann wohl Dem, der nicht da war, wo es hin-

fällt! Menschen, Thiere und Häuser sind ohne Rettung vergraben.

Die Männer tragen hier noch Bärte, so wie bei uns die Juden; ihre Kleidungsarten, welche von den unsrigen sehr abweichen, sind den Gegenden nach verschieden. Wer alle ihre männlichen und weiblichen Trachten sehen will, der darf nur nach Friedensburg auf der Insel Seeland reisen.

Johannes.

Ach ja, da haben wir sie neulich ja gesehen, als Hans und ich mit Vater da waren! Da ist ein großer Garten, und in dem Garten ist eine Vertiefung, die heißt das Normannsthal. Darin sind — ich weiß nicht mehr wie viele, es ist aber eine große Menge — Bildsäulen in Lebensgröße aufgestellt, welche Männer und Frauen aus Norwegen vorstellen. Von jeder Gegend ist ein Mann und eine Frau zu sehen, und zwar in ihrer eigenthümlichen Tracht. Einer hatte auch seine großen Schlittenschuhe an der Seite hängen, die so lang waren, als er selbst.

Kristel.

Das hätte ich auch wol sehn mögen!

Vater.

Ein andermahl, Kristel; wenn wir wieder hinreisen.

Was die Landeserzeugnisse von Norwegen betrifft, so sind die wichtigsten davon Holz, Gras und Kräuter zur Viehweide, Eisen und Kupfer. Die meisten Einwohner werden von der Jagd, von Holzfällen und Holzsägen, von der Viehzucht und von der Fischerei ernähret. Der Fischfang ist der wichtigste Nahrungszweig für Diejenigen, welche die Küsten bewohnen. Wäre dieser nicht, so würden in vielen Gegenden, die aus unfruchtbaren, nackten Felsen bestehen, gar keine Menschen leben kön-

nen. Die Menge der Fische an diesen Küsten ist unglaublich groß Sie ziehen in unzählbaren Heeren in die Buchten ein, welche zwischen den Klippen und vielen kleinen Inseln gebildet werden, womit die Norwegische Küste überall gleichsam besäet ist, und welche man Scheeren zu nennen pflegt Ich hörte indeß die Einwohner häufig klagen, daß die Fischerei seit zehn Jahren merklich abgenommen habe; woher dieses aber komme, das wußte keiner mir zu sagen.

Nun muß ich euch noch einen merkwürdigen Umstand erzählen, woraus ihr sehen könnt, wie wunderbar und gütig Gott für alle Gegenden, in welchen Menschen wohnen, gesorgt hat, damit es keiner derselben an Mitteln fehle, ihre Bewohner zu ernähren

In Norwegen sind viele Gegenden mit so steilen, nackten und durchaus unfruchtbaren Felsen besetzt, daß sie zur Nahrung für die darin wohnenden Menschen schlechterdings nichts hervorbringen können. Wovon leben denn nun aber diese Leute? Hört, Kinder, wie die allesregierende göttliche Vorsehung auf eine andere Weise für sie gesorgt hat!

Da kommen zu gewissen Zeiten ganze Schaaren von Seevögeln, welche grau von Farbe, und von der Größe einer Gans sind. Man nennt sie Eidervögel. Das Fleisch derselben ist außerordentlich mürbe und wohlschmeckend, und ihre Federn, welche ihr unter dem Namen von Eiderdunen wol schon kennen werdet, sind die weichsten von der Welt.

Diese Vögel nun kommen, wie gesagt, in erstaunlich großen Scharen herbeigeflogen, und lassen sich auf den Felsengebirgen zwischen Bergen und Drontheim häufig nieder. Hier bauen sie sich Nester, und legen ihre Eier. Da kommen nun aber die Einwohner dieser Ge-

genden und bemächtigen sich sowol der Eier, als auch der kostbaren Eiderdunen, womit sie ihre Nester ausgepolstert haben, essen jene, und vertauschen diese gegen Korn und andere Nahrungsmittel.

Die Vögel lassen sich dadurch nicht abschrecken, sondern legen wieder andere Eier. Diese läßt man ihnen; und so werden Junge ausgebrütet. Kaum aber sind diese flügge geworden, siehe da! so kommen die Einwohner wieder, und brechen ihnen das vorderste Glied am Flügel entzwei.

Lotte.

J, warum denn das?

Vater.

Darum, damit sie nicht davon fliegen können, sondern hübsch in derjenigen Gegend bleiben müssen, wo sie das Licht der Welt erblickt haben, und wo man ihrer nicht entbehren kann. Dabei aber gebrauchen die Leute allemahl die Vorsicht, daß sie in jedem Neste ein Männchen und ein Weibchen ganz unbeschädigt lassen. Die fliegen denn aus, und ziehen fort, kommen aber im nächsten Jahre richtig wieder, um ihr Geschlecht an demjenigen Orte fortzupflanzen, wo sie selbst ihr Dasein empfangen haben.

Nikolas.

Das ist doch in der That recht merkwürdig!

Vater.

Wohl ist es das! Was würden die armen Einwohner dieser Gegenden anfangen, wenn Gott nicht diesen Vogel für sie erschaffen hätte? Von ihm erhalten sie beinahe ihren ganzen Unterhalt. Daher pflegen sie auch in ihren öffentlichen Kirchengebeten Gott anzurufen, daß er diese Eier- und Vogelernte segnen wolle.

An Brotkorn haben viele Gegenden, auch in frucht-

baren Jahren, oft großen Mangel. Aber die Leute wissen sich zu helfen. Sie backen dann ihr Brot aus Mehl von Hafer und Gerste, womit sie ein Mehl vermischen, welches sie aus Fichtenrinde gemacht haben. — Freilich ist solches Brot weder so wohlschmeckend, noch so gesund, als das unsrige.

Auch das Vieh wird den Winter über oft durch sonderbare Nahrungsmittel erhalten. Wenn das aufgetrocknete Seegras nicht zureichen will, so geben sie ihm gleichfalls Baumrindenmehl, auch wol zur Abwechselung Fischköpfe, ja sogar Pferdedünger mit etwas Heu vermischt, zu fressen.

Unter den Baumfrüchten, welche in Norwegen wachsen, zog ich die Kokusnüsse allen übrigen vor. —

Alle (mit einem entsetzlichen Geschrei).

Ho! ho! Kokusnüsse in Norwegen!
Fort, fort mit dir, du böser Gast!
Dieweil du uns beflunkert hast.

(Mit diesen Worten fielen sie über den armen Vater wüthend her, und jagten ihn mit ihren Plumpsäcken zum Hause hinaus.)

Alle (im Zurückkommen).

Ha! ha! ha!

Kristel.

Das war prächtig, daß er sich doch zuletzt noch verlaufen mußte!

Johannes.

O das that er mit Fleiß! Er hat uns ja selbst oft genug gesagt, daß die Kokusnüsse nur in den heißen Ländern, zwischen den Wendekreisen, wachsen.

Vater (hereinguckend).

Nun darf ich doch wieder hereinkommen?

Alle.

O ja, o ja, Vater!

Vater.

Wer will denn nun Wandersmann sein?

Alle.

Ich, ich, ich, lieber Vater.

Vater.

Nun, Alle auf einmahl könnt ihr's doch nicht sein! Also der Größte zuerst; Johannes!

Lotte

O der wird gewiß seine Reise nach Kopenhagen beschreiben, die er mitgemacht hat.

Johannes.

Das werde ich auch; soll ich nicht, Vater?

Vater.

Warum nicht? Desto besser, wenn du uns keine erdichtete, sondern eine wirklich geschehene Reise erzählst! Aber hüte dich, Johannes, daß dir kein unwahrer Umstand entwischt! Ich bin, weißt du, mit dir gewesen; und — ich werde genau Acht geben.

Johannes.

O, das soll nichts zu bedeuten haben! (Geht hinaus).

Vater

Du, Kristel, bist diesmahl Hausvater.

Kristel.

Gut!

Johannes (vor der Thür).

Holla! holla! macht auf die Thür!

Kristel.

Wer bist du denn? und was begehrst du hier?

Johannes.

Ich bin ein Wandersmann, und bitt' um Nachtquartier.

Kristel.

Herein, herein, du Wandersmann!
Geöffnet ist die Thür;
Doch willst du übernachten hier:
So sag uns erst dein Sprüchlein an!

Johannes.

Mein Sprüchlein ist:
Erdennoth ist keine Noth,
Als dem feigen Matten.
Arbeit schafft dir täglich Brot,
Dach und Fach und Schatten.
Rings, wo Gottes Sonne scheint,
Find'st du Nahrung, Kleidung, Freund —
Thor, was willst du weiter?

Kristel.

Dein Sprüchlein ist gar hübsch und fein;
Komm denn, und nimm dein Plätzchen ein.

(Johannes kommt herein, und setzt sich.)

Kristel.

Beschreib' uns nun, o Wandersmann,
Die Reise, die du jetzt gethan,
Von Anfang an.

Johannes.

Ich reisete von Hamburg nach Kopenhagen, und von da nach Helsingör, welche beide Dänische Städte auf der Insel Seeland sind.

Von Hamburg fuhr ich zunächst nach Lübeck. Hier miethete ich mich auf ein Schiff ein, welches eben in Begriff stand, nach Kopenhagen abzusegeln. Aber es mußte erst zwei Meilen weit auf der Trave hinunterfahren nach Travemünde, wo dieser kleine Fluß, welcher dreimastige Seeschiffe trägt, ungeachtet man eine Meile diesseits Lübeck fast mit einem Springste-

cken über ihn hinhüpfen kann, ſich in die Oſtſee ergießt.

Bis dahin fuhr ich von Lübeck auf einem Wagen. Am andern Morgen, früh um 3 Uhr, mußte ich mich an Bord begeben, und gleich darauf lichtete man die Anker.

Das Fahrwaſſer in der Mündung der Trave iſt nur ſehr ſchmal. Nun war des Nachts ein Schiff aus der See angekommen, und weil es ſich im Finſtern nicht getraute, in die ſchmale Mündung des Fluſſes einzulaufen, ſo hatte es ſich mitten im Fahrwaſſer vor Anker gelegt. Das konnte nun aber unſer Lothsmann beim Ausfahren nicht bemerken, weil der Tag noch nicht völlig angebrochen. Da er aber nahe genug gekommen war, um zu ſehen, daß das fremde Schiff ſich ihm gerade in den Weg gelegt hatte, fing er einen entſetzlichen Lärm an, und drohete dem fremden Schiffer, daß er den Schaden erſetzen ſolle, wenn unſer Schiff auf den Strand geriethe.

Dabei verſuchte er nun, neben dem vor Anker liegenden Schiffe vorbeizuſegeln, und es glückte ihm, ungeachtet der Ort ſo ſeicht war, daß unſer Schiff auf dem ſandigen Grunde hinſtreifen mußte, wie wir fühlen konnten.

Nun liefen wir ungehindert in die offenbare See ein, und nachdem wir die Sandbänke glücklich zurückgelegt hatten, übergab der Lothſe dem Steuermanne das Ruder, begrüßte uns darauf mit einem: willkommen in See! und fuhr, nachdem er von den Reiſenden ſein gewöhnliches Trinkgeld eingeſammelt hatte, in einem Boote zurück nach Travemünde; wir aber ſegelten ins Unendliche.

Wie einem da das Herz ſo groß wird, wenn man das Land nach und nach verſchwinden, jetzt nur noch einige Anhöhen und Thürme, endlich dann überall nichts, 'ls Himmel und Waſſer ſieht!

Lotte.

Da wurde dir wol recht bange ums Herz?

Johannes.

Bange? Ich wüßte nicht warum. Sterben müssen wir ja Alle doch einmahl; und sobald es Gottes Wille ist, daß wir daran sollen, so ist es ja gleichviel, ob wir zu Lande, oder auf dem Wasser sind. — Vater, bin ich wol bange gewesen?

Vater

Nein, das bist du nicht; auch nachher nicht, da du mehr Veranlassung dazu hattest. Dies Zeugniß bin ich dir und auch Freund Hans schuldig.

Johannes.

Wir hatten anfangs recht guten und frischen Wind; da ging es denn auch, als flögen wir davon! Aber kaum hatten wir ein paar Stunden gesegelt, so wurde der Wind zur Ungebühr stark und beschwerlich; die See fing an, sehr hoch zu gehen, und unser Schiff tanzte und schaukelte links und rechts, vorwärts und rückwärts, auf und nieder. Da gings uns Allen nun einmahl recht schlimm, wir kriegten Alle die Seekrankheit.

Kristel.

Weil ihr noch niemahls zur See gewesen waret!

Johannes.

O, das glaube ja nicht! Es war auf unserm Schiffe ein alter Schiffskapitän, der schon seit dreißig Jahren fast immer auf der See lebte, und ein Kaufmann, der schon zweimahl die Reise nach China gemacht hatte: die wurden dir so gut krank, als wir. Von 39 Personen, die auf dem Schiffe waren, blieben nur drei Matrosen und der Schiffer gesund. Wir Andern mußten vier und zwanzig Stunden lang ganz erschrecklich leiden,

und einige von unsern Reisegefährten glaubten in ganzem Ernst, daß sie sterben würden.

Nikolas.

Worin besteht denn die Seekrankheit eigentlich?

Johannes.

O, die läßt sich mit Worten gar nicht beschreiben! Erstens ist man so schwindelig, daß man gar nicht auf den Füßen stehen kann. Wenn man einen Schritt versuchen will, so schlägt man der Länge nach hin. Dann ist man unaufhörlich übel und beängstigt; und nun geht das Erbrechen an. Das dauerte bei uns fast vier und zwanzig Stunden in einem fort, weil das stürmische Wetter so lange anhielt. Nun war aber der Magen schon in der ersten Stunde leer, und aufs neue etwas zu genießen, das war uns schlechterdings unmöglich. Unser Erbrechen blieb also fast immer ohne Erfolg, und war daher um soviel beängstigender. Fi! ich mag gar nicht mehr daran denken; die bloße Erinnerung könnte einem Uebelkeiten machen.

Gegen die Nacht wurde der Wind immer steifer, wie die Schiffer sagen, und die See ging immer höher. Um diese Zeit waren wir bei der Insel Falster schon vorbeigesegelt, und hatten nunmehr die Küste von der Insel Mön im Gesichte. Da getraute sich nun unser Schiffer nicht, weiter zu segeln, weil der starke Wind uns in der finstern Nacht leicht auf eine Sandbank hätte treiben können. Er ließ also die Anker auswerfen, und da blieben wir, bis der Tag wieder anbrach, auf Einer Stelle liegen. Aber das Schiff schaukelte dabei eben so sehr, als da wir noch unter Segel waren, und unsere Krankheit dauerte fort. Wollt ihr wissen, was für eine Bettstelle wir diese Nacht über hatten?

Lotte.

Eine mit Vorhängen vielleicht?

Johannes.

Ja, hat sich was zu Vorhängen! Auf dem Verdecke, welches ganz mit Säcken und Koffern und Tonnen bepackt war, fand sich noch ein kleiner leerer Winkel, worin Tonnenstäbe lagen. In diesen Winkel, wo wir vor den überspritzenden Wellen ziemlich sicher waren, kroch Vater mit uns Beiden, und da lagen wir, wie die Schlangen zusammengewunden, auf den harten Tonnenstäben, welche unordentlich durch einander geworfen waren. O, da dachte ich oft daran, daß Vater doch gewiß Recht gehabt habe, wenn er uns rieth, daß wir uns frühzeitig an alle Unbequemlichkeiten des Lebens gewöhnen möchten, weil wir nicht wüßten, wie es uns noch einmahl in der Welt gehen könne!

Nikolas.

Aber warum ginget ihr nicht in die Kajüte?

Johannes.

O, darin war es gar nicht auszuhalten! Erstens war die Luft so unrein darin, und dann so wurde man auch, sobald man nur unter das Verdeck kam, noch einmahl so krank, so daß man glaubte, man müsse den Augenblick des Todes sein.

Mit Anbruch des Tages lichtete man die Anker, und wir segelten bei fortdauerndem stürmischen Wetter die Küste von Mön entlang gegen Norden. Diese Küste besteht aus lauter Kreidebergen, die so weiß wie Schnee aus dem Meere emporsteigen, und nur oben mit etwas Gras bewachsen sind.

Kristel.

I, das muß ja sonderbar aussehen!

Johannes.

Das thut es auch. — Sobald wir die Insel Mön

zurückgelegt hatten, kriegten wir die Insel Seeland auf der linken, und die Küste von Schonen in Schweden auf der rechten Hand zu Gesicht. Aber darüber wurde es wieder Nacht, und der Sturm, der bei Tage etwas nachgelassen hatte, wurde nun so heftig, daß alle Reisenden vom Verdecke hinuntergetrieben wurden, um nicht Gefahr zu laufen, von den überschlagenden Wellen weggespühlt zu werden, und um den Matrosen bei ihrer Arbeit nicht hinderlich zu sein.

Lotte.

Mußtet ihr da auch einkriechen?

Johannes.

Wir sollten; aber Vater wollte nicht. Er sagte dem Schiffer rund heraus, daß wir unsern Winkel nicht verlassen würden, weil wir Keinem daselbst hinderlich wären; und was die Gefahr betreffe, fortgespühlt zu werden, so sei das unsere eigene Sache, und er möge deßwegen nur unbekümmert sein Da ließ der Schiffer es denn geschehen, und wir blieben auf unsern Tonnenstäben liegen. Diese Stäbe gewährten uns aber in der That einen großen Vortheil. Denn so oft eine Welle überschlug, so rollte das Wasser unter uns hin, ohne uns sonderlich naß zu machen.

Indeß kroch einer unserer Gefährten, und zwar eben der, welcher schon zweimahl nach China gesegelt war, zu wiederholten Mahlen aus der Kajüte hervor, um uns um Gottes Willen zu bitten, daß wir doch auch hinunterkriechen möchten. Sehen Sie denn nicht, rief er, was es für ein Wetter ist? Wenn die Leute da auf dem Verdeck nur im geringsten gehindert werden, ihre Vorkehrungen zu machen, so gehen wir Alle zu Grunde! u. s. w. Mehr um diesen armen Mann zu beruhigen, als weil wir es wirklich für nöthig hielten, ließen wir

es uns endlich gefallen, hineinzukriechen (denn gehen konnten wir noch nicht) und ein paar Stunden lang mit den übrigen Reisenden auf dem Boden der Kajüte zu liegen. Aber das waren denn auch ein paar Stunden, an die ich mein Lebelang denken werde!

Unterdeß legte sich der Sturm; und da wir mit Anbruch des Tages wieder aufs Verdeck stiegen, konnten wir schon die Thürme von Kopenhagen entdecken. Gegen acht Uhr waren wir in der engen Straße zwischen den Inseln Amack und Saltholm, nur noch eine Meile von Kopenhagen. Aber unser Schicksal wollte, daß wir erst noch mehr vom Seeleben erfahren sollten. Es fiel eine plötzliche Windstille ein. Auch nicht das allerleiseste Lüftchen war zu spüren, und die See stand still und glatt, wie ein Spiegel. Da lagen wir nun, und konnten keinen Schritt aus der Stelle kommen, die schöne Stadt im Gesichte, nach der wir nun so gern hinübergeflogen wären! Aber was war zu thun? Wir mußten Geduld haben.

Des Nachmittags endlich, gegen drei Uhr, sprang ein leichtes Windchen auf, welches uns vor sich hinfächelte, bis wir endlich gegen Abend auf der Rhede von Kopenhagen glücklich vor Anker ankamen.

In dieser wirklich schönen Königsstadt blieben wir, bis wir die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten derselben gesehen hatten. Dann reiseten wir über Hirschholm, welches ein königliches Lustschloß ist, nach Helsingör; und von da über Friedensburg, die königliche Sommerwohnung, wieder zurück nach Kopenhagen.

Kristel.

Was sahst du denn, o Wandersmann,
Was man bei uns nicht sehen kann?

Johannes.

Von Lübeck und Travemünde sage ich euch nichts, denn da seid ihr ja selbst gewesen; also gleich nach Kopenhagen.

Diese Stadt liegt halb auf Seeland, halb auf der Insel Amack. Beide Inseln sind durch einen Kanal getrennt, aber durch Brücken wieder mit einander verbunden worden. Der Kanal dient zugleich zum Hafen für die Kriegsschiffe.

Ein Stück der Insel Amack ist wiederum von dem größern Theile durch einen Kanal abgeschnitten, und heißt der Holm, auf Deutsch: die Insel. Auf diesem Holm nun findet man Alles zusammen, was zu dem Kriegsseewesen gehört. Vor demselben liegen im Hafen alle Orlogs- oder Kriegsschiffe, welche nicht im Dienst sind. Ein großer, prächtiger Anblick, von dem man sich gar nicht wegwenden kann! Auf dem Holm selbst ist erstens die Docke zu sehen.

Lotte.

Was ist das?

Johannes.

Das ist eine große und tiefe Grube, dicht am Wasser, welche so geräumig ist, daß das größte Kriegsschiff darin stehen kann. Auf der einen Seite ist eine dreifache Schleuse, welche man aufziehen und zusetzen kann. Wird sie aufgezogen, so stürzt das Wasser aus dem Kanal in die Grube und füllt sie aus. Da kann denn ein Kriegsschiff aus dem Kanal in dieselbe hineinfahren. Sobald es darin ist, setzt man die Schleusen zu, damit kein Wasser mehr hineinfließen könne. Dann sind auf der Seite dieser Grube mächtige Pumpen, durch welche man in kurzer Zeit alles in der Grube befindliche Wasser herauspumpen kann, so daß das Schiff allmählig

niederſinkt, und endlich auf dem trockenen Boden ſteht. Nun kann man ihm überall beikommen, um die ſchadhaft gewordenen Stellen deſſelben auszubeſſern. Iſt dies geſchehen, ſo zieht man die Schleuſen wieder auf, das einſchießende Waſſer hebt das Schiff in die Höhe, und es kann dann, ſobald die Grube voll iſt, wieder hinaus in den Kanal laufen. Dieſe Anſtalt hat mir, vorzüglich gefallen.

Funfzehn Jahre kann ein Kriegsſchiff in See ſein ehe es einer ſolchen Ausbeſſerung bedarf. Iſt es dann in der Docke geweſen, ſo dient es abermahls funfzehn Jahre; und wenn dieſe verfloſſen ſind, wird es für unbrauchbar erklärt und zerſchlagen.

Auf eben dieſem Holm iſt auch eine Werfte.

Lotte.

Und was iſt denn das?

Johannes.

Ein abhängiger Platz am Waſſer, auf dem Schiffe gebaut, und wenn ſie fertig ſind, vom Stapel gelaſſen werden.

Lotte.

O, ſolche Plätze ſind ja hier an unſerer Elbe auch!

Johannes.

Allerdings! Ferner ſind auf dem Holm das Zeughaus und die Vorrathshäuſer für alle Kriegsſchiffe. Da ſieht man Kanonen, Mörſer, Kugeln, Flinten, Piſtolen, Degen, Taue, Maſten u. dergl. Alles in der ſchönſten Ordnung. Die Ankertaue der Kriegsſchiffe ſind ſo dick, als ich, und dabei ſehr lang. Ihr könnt denken, welchen großen Raum ein jedes derſelben einnehmen muß. Die Maſten ſind unten ſo ſtark, daß kaum zwei Männer mit ihren Armen ſie umſpannen können, und dabei ſo hoch, wie Thürme.

Ferner sind auf diesem weitläufigen Platze eine Menge großer Gebäude, worin man alles Das macht, was zum Seewesen erfordert wird; eins zur Schmiede, eins zum Drechseln, eins, worin die Taue mit Theer beschmiert werden, eins, und zwar ein entsetzlich langes, das man kaum absehen kann, worin die Taue gemacht werden. — Was das für ein Gewühl von Menschen ist! Wie da Alles arbeitet, daß ihm der Schweiß von den Wangen träufelt!

Vater.

Erinnerst du dich noch, Johannes, was ich dabei sagte?

Johannes.

O ja: daß wir uns schämen müßten, solche Müßiggänger zu sein, die den größten Theil des Tages stillsitzen, indeß andere Menschen es sich so sauer werden ließen, für uns mit zu arbeiten.

Vater.

Ist das nicht wahr, Kinder?

Kristel.

Ja, wir arbeiten aber auch mit dem Kopfe.

Vater.

Sieh! daran hatte ich nicht gedacht; bald hätte ich uns Unrecht gethan.

Kristel.

O, ich spaßte nur; ich weiß wol, daß unser Bißchen Lernen den Namen einer Arbeit nicht verdient.

Nikolas.

Nun, nur weiter, Johannes!

Johannes.

Das königliche Residenzschloß in Kopenhagen ist eins der prächtigsten, die man in Europa sehen kann.

wie Vater sagte*). Nur Schade, daß es nicht auf einem größern Platze steht! Das Schloß selbst macht ein großes Viereck aus, welches einen Hofraum einschließt. Dann sind aber noch andere Gebäude daneben aufgeführt, welche Flügel vorstellen, und worin der königliche Pferdestall, ein Schauspielhaus, der Büchersaal, die Kunst- und Naturalienkammer und die Bilderhalle sind.

Kristel

Habt ihr das Alles auch gesehen?

Johannes.

Ja wol! Für Hans und mich war dies Alles erstaunlich schön; aber Vater und noch ein Reisender, der bei uns war, meinten, daß das Naturalienkabinet und die Kunstkammer nicht viel zu bedeuten hätten. Ebendas sagten sie auch von dem Innern des Schlosses, ungeachtet die Zimmer doch wirklich recht schön geputzt waren. Aber ein Zimmer gefiel doch uns Allen ausnehmend wohl; das war der Rittersaal, worin zuweilen ein Ball gehalten wird. Das ist ein erstaunlich großes Zimmer, so lang und hoch, als eine Kirche. Und so voller Kronleuchter! Wenn die alle mit brennenden Lichtern besetzt sind, so muß ein Glanz darin sein, daß einem die Augen davon geblendet werden.

Nikolas.

Was war denn Alles auf der Kunstkammer?

Johannes.

Ja, mein lieber Nikolas, wenn ich das Alles erzählen wollte, so würde ich in acht Tagen nicht fertig werden!

Nikolas.

Nur Etwas!

---

*) Dies schöne Schloß, welches 1794 abbrannte, ist jetzt von neuen, eben so groß, aber in edlerem Stile, aufgebaut.

Johannes.

Da waren zwei Mumien. —

Lotte.

O, wie sahen die aus?

Johannes.

Ordentlich wie aufgetrocknete Menschen, die mit einer Kruste überzogen sind. Was vorher Fleisch war, das ist jetzt hart, wie Holz; und sie riechen noch jetzt wie lauter Gewürz. —

Dann so waren da auch allerlei ausgestopfte ausländische Thiere, als Löwen, Tiger, Panther, allerlei Affen, Krokodille, Riesenschlangen, Paradiesvögel, Kolibri's, ein Strauß.

Lotte.

Ah! auch ein Strauß? Wie groß war der wol?

Johannes.

So groß, daß ihm Vater mit der ausgestreckten Hand kaum an den Kopf reichen konnte. Aber das machen die langen Füße und der lange Hals. Sein Leib war nur ungefähr so groß, als wenn man aus drei Truthähnen Einen machte.

Kristel.

Nicht größer?

Johannes.

Nein!

Lotte.

Wie groß war denn wol so ein Kolibri?

Johannes.

So dick, als mein kleiner Finger, aber nicht so lang. Den Paradiesvogel aber, den solltet ihr gesehen haben! Das ist ein närrisches Gewächs!

Nikolas.

Wie so?

Johannes.

Der sieht dir aus wie ein Besen von langen Federn, der vorn spitz zugeht, und nach hinten zu immer breiter wird. Man sollte nicht glauben, daß das ein Vogel wäre. Vorn sieht man bloß einen kleinen Schnabel, und dann nichts als Federn, die, wie ich sagte, nach hinten zu immer breiter werden. Was doch Alles für Geschöpfe auf Erden sind!

Da waren auch allerhand Amerikanische und Indische Seltenheiten; z. B. so ein Mantel von prächtigen Federn, wie ihn die ehemaligen Könige von Mexiko trugen. Das war mir unter Allen mit das Liebste, denn wenn wir nun wieder Reisebeschreibungen lesen, und so was vorkommt, so kann ich mir doch einen ordentlichen Begriff davon machen. —

Ja, mehr darf ich jetzt nicht davon erzählen, sonst würde ich heute nicht fertig werden.

Vater.

Hast Recht, Johannes; führe uns also nur wieder in die Stadt.

Johannes.

In der Stadt gefiel uns besonders das schöne Pflaster, welches in den meisten Straßen so eben und so reinlich ist, daß man mit Vergnügen darauf umherwandelt. Da sind unter andern zwei Plätze in der Neustadt — der neue Königsmarkt und der Amalienplatz oder die Friedrichsstadt — die sind ganz vorzüglich prächtig, besonders der Letzte. Das ist ein schönes, regelmäßiges Viereck, welches von vier Palästen eingeschlossen wird, die alle einerlei Ansehen haben. In der Mitte steht die herrliche Bildsäule, welche den König Friedrich V., der diesen neuen Theil der Stadt erbauen ließ, zu Pferde vorstellt. Wenn man bei dieser Bild-

säule steht, so hat man die Aussicht in vier schöne schnurgerade Straßen, deren eine von der prächtigen Friedrichskirche begrenzt wird, die aber leider nur halb fertig geworden ist.

Kristel.

Warum denn nicht ganz?

Johannes.

Weil sie gar zu prächtig angefangen war, und es viel zu viel kosten würde, wenn der Bau mit eben der Pracht vollführt werden sollte. Das ganze Mauerwerk besteht aus lauter großen Marmorsteinen.

Lotte.

Potz tausend!

Johannes.

Nun will ich nur noch sagen, daß wir auch auf dem sonderbaren Thurme gewesen sind, der zu der Dreieinigkeitskirche gehört.

Nikolas.

Was ist denn das für einer?

Johannes.

Es ist ein Thurm, der von unten bis oben hinauf ganz rund, und dann auf einmahl wie abgeschnitten ist. Der Anfang ist keine Treppe, sondern ein breiter, ordentlich gepflasterter Weg, der, wie eine Windeltreppe, sich herumwindet, und so allmählig aufwärts geht, daß man mit Pferden und Wagen bis oben hinauf und wieder herunter fahren kann. Der große Russische Kaiser, Peter der Erste, soll dies wirklich einmahl versucht haben. Jetzt ist oben eine Sternwarte angelegt.

Lotte.

Was ist das für ein Ding?

Johannes.

Das ist ein freier Ort auf einem hohen Gebäude,

wo man den ganzen Himmel übersehen kann. Da stellen sich dann die Sternforscher hin, wenn sie die Sterne durch ihre Ferngläser beobachten wollen.

Und nun müßt ihr mir von Kopenhagen nach Helsingör folgen.

Der Weg dahin geht über Hirschholm, welches ein königliches Lustschloß, und in einer niedrigen Gegend, mitten in einem kleinem Landsee, gebauet worden ist. Sonst mag es da recht hübsch gewesen sein, jetzt aber läßt man Schloß und Garten in Verfall gerathen, ich weiß nicht warum.

Helsingör ist eine kleine Stadt, dicht an der merkwürdigen Meerenge gelegen, welche der Sund, oder der Oresund genannt wird, und wodurch das Baltische Meer oder die Ostsee mit der Nordsee zusammenhängt. Die Straße oder Meerenge ist ungefähr eine gute halbe Meile breit. Dicht an der Stadt liegt das königliche, sehr stark befestigte Schloß Kronenburg, welches aus lauter großen Quadersteinen erbauet und mit ansehnlichen Festungswerken umgeben ist. Ich habe mir die Inschrift abgeschrieben, welche über dem Thore dieses Schlosses steht; wollt ihr sie hören?

Kristel.

O ja!!

Johannes (liest).

Nach Kristi Geburt hat man geschrieben
Tausend fünfhundert siebenzig sieben,
Als Friedrich der Andere König war
In Dänemark, und im selben Jahr
Dies Schloß erbaut und Kronenburg nannt';
Und damit solches blieb' bekannt,
Ließ er es hauen auf diesen Stein,
In Hoffnung fest auf Gott allein,

Daß es unter seinen rechten Herren,
Dem Reich Dänemark zu Glück und Ehren,
So lang' soll ungestöret stehn,
Als Sonn' und Mond am Himmel gehn.

Alle Schiffe, welche durch den Sund gehen, müssen einen Zoll erlegen, welcher dem Könige von Dänemark jährlich eine Summe von 500,000 Rthlr. einträgt.

Nun laßt euch erzählen, was wir an dem Tage, da wir nach Helsingör kamen, für ein außerordentliches Glück hatten! Es mußte sich fügen, daß wir gerade an diesem Tage hier etwas zu sehen kriegten, was man vielleicht in diesem ganzen Jahrhunderte daselbst noch nicht erlebt hatte. Hört nur!

Da wir ankamen, sahn wir von fern schon über hundert Schiffe liegen, welche theils aus der Nordsee in die Ostsee, theils aus der Ostsee in die Nordsee wollten. Nun meinten wir schon Wunder was gesehen zu haben; aber das war noch nichts, gar nichts, sage ich euch! Denn zu eben der Zeit, da wir zu Helsingör ankamen, mußte auch, gerade als wenn sie gerufen wäre, eine der größten englischen Kauffahrteiflotten ankommen, welche je gesehen worden ist. Stellt euch vor, an vierhundert Schiffe segelten an einem der schönsten Morgen, mit günstigem Winde, vor unsern Augen durch den Sund, und legten sich neben Helsingör auf der Rhede vor Anker.

Alle.

Ah!

Johannes.

O das ist lange noch nicht Alles! Mit diesen Kauffahrteischiffen kamen auch einige Englische Fregatten und Kutter, oder kleinere Kriegsschiffe an, und bezeugten der Festung im Vorbeifahren ihre Achtung.

Lotte.

Wie machten sie denn das?

Johannes.

Das will ich euch erzählen. — Wenn sie der Festung bald gegenüber waren, so ließen sie von dem Gipfel des mittelsten Mastes eine Flagge wehen, und das sollte so viel heißen, als: Gehorsamer Diener, ihr Herren Dänen! Gleich wurde auf dem Walle der Festung auch eine Flagge aufgesteckt, welches so viel sagen sollte, als: Schönen Dank, ihr Herren Engländer! Dann brannten die Engländer sieben Kanonen ab, welches vermuthlich so viel heißen sollte, als: Wie ist das Befinden von Ihnen? Flugs erwiederte die Festung diese höfliche Anfrage durch eben so viel Kanonenschüsse, welche vielleicht sagen wollten: Ihnen aufzuwarten! Noch so ziemlich wohl!

Gegen Mittag war die ganze Flotte eingelaufen, und nun sah man weit und breit nichts als Masten und nichts als Schiffe, zwischen welchen eine unzählbare Menge kleiner Böte hin und her segelte und ruderte. Dann strömten die Matrosen ans Land, und erfüllten die Straßen von Helsingör so sehr, daß man sich kaum durchdrängen konnte. Was das für ein Geschnatter von Englischen, Dänischen, Schwedischen, Deutschen, Russischen und Holländischen Bootsleuten war! Man glaubte, beim Babilonischen Thurmbau zu sein.

Ich habe vergessen zu sagen, daß Tags zuvor auch ein Russisches Geschwader von sieben Linienschiffen, welches in die Nordsee auslaufen sollte, hier geankert hatte. Außerdem befanden sich daselbst ein Schwedisches und vier Dänische Linienschiffe, nebst einigen Fregatten. Und damit das Schauspiel vollkommen würde, so mußten wir des Nachmittags noch vier andere Russische Kriegsschiffe nebst einigen Fregatten aus der Nordsee einlaufen sehen.

Nun stellt euch einmahl, wenn ihr könnt, den Anblick vor, den ein Kriegsgeschwader von drei und zwanzig Schiffen (denn so viel Kriegsschiffe kamen überhaupt daselbst zusammen) und eine Flotte von fünfhundert Kauffahrteischiffen Demjenigen gewähren muß, der vorher vom Seewesen nur erst wenig gesehen hat! Wir standen mit starren Augen und mit offenem Munde da, und konnten vor Bewunderung fast nichts sagen', als: ah! ah!

Nikolas.

Was du und Hans für glückliche Leute seid, daß Vater euch mitgenommen hat:

Vater.

Gieb dich zufrieden, Nikolas; das nächste Mahl, daß ich wieder so eine Reise mache, nehme ich dich auch mit, wenn dein Körper nur erst ein wenig härter geworden ist, um die Beschwerlichkeiten des Reisens aushalten zu können.

Nikolas (feuerroth vor Freuden).

O, Vater, ich will Alles thun, was mir nur gesagt wird, um recht hart zu werden!

Vater.

Ich weiß, lieber Junge, daß es dir nicht an gutem Willen fehlt: fahre nur so fort (ihn küssend) zu thun, was wir dir rathen, so wirds schon gehn!

Johannes.

Nun brannten wir Alle vor Begierde, zu sehn, wie ein solches großes Kriegsschiff inwendig beschaffen ist. Vater miethete also ein Boot, und damit fuhren wir hin auf die Rhede, gerade nach dem Dänischen Admiralschiffe. Hier wurden wir auf das gütigste aufgenommen, und der Admiral selbst war so gefällig, uns in seine Kajüte, dann auf dem Verdecke herum zu führen, und

uns Alles zu zeigen und zu erklären. Dann führte der Kapitän des Schiffes uns in das zweite und dritte Verdeck hinab, zeigte uns alle Zimmer und Kajüten der Offiziere, die Gewehrkammer, die Küche, die Viehställe, mit einem Worte, Alles, was auf einem solchen Kriegsschiffe zu sehen ist. Am Ende hatte der Admiral die Güte, uns auf den folgenden Tag zur Tafel einzuladen, welches Vater aber verbitten mußte, weil wir am andern Morgen frühzeitig nach dem königlichen Residenzschlosse Friedensburg zu fahren beschlossen hatten.

Kristel.

O, erzähle uns doch nun auch ein Bißchen, wie es auf so einem Kriegsschiffe beschaffen ist!

Johannes.

Wenn man schon dicht dabei ist, so begreift man noch nicht recht, wie in einem solchen Gebäude für 700 Menschen, für so viele Kanonen, für so viele Lebensmittel und für so viele andere Sachen, als man darauf haben muß, Platz sein könne. Aber ist man erst selbst an Bord, so sieht man, daß jeder Raum noch einmahl so groß ist, als er von außen zu sein scheint. Dann wundert man sich nicht mehr darüber.

Aber was man zuerst bewundernswürdig findet, das ist die große Ordnung, welche überall hervorleuchtet, und die außerordentliche Reinlichkeit, welche durch das ganze mächtige Gebäude herrscht. Die Fußböden, sogar in den großen Schiffsräumen, wo die Soldaten und Matrosen schlafen und wohnen, werden alle Tage so weiß gescheuert, als wenns Besuchzimmer wären. Man athmet überall die reinste Luft, ungeachtet unter jedem Verdecke über 200 Menschen sind.

Kristel.

Wie ist das möglich?

Johannes.

Das will ich dir erklären. Erstens sind auf beiden Seiten des Schiffes unter jedem Verdecke die Schießlöcher, woraus die Kanonen hervorgucken. Wenn das Wetter nun nicht gar zu schlimm ist, so stehen diese Löcher alle offen, und die Luft kann also ungehindert durchstreichen. Aber damit begnügen sie sich noch nicht. Sie bedienen sich außerdem auch einer gar artigen Erfindung, um die frische Luft durch jeden Winkel des Schiffes zu vertheilen; und das fangen sie so an.

Etwa zehn Ellen hoch über dem obersten Verdecke ist an dem mittlern Mast ein weiter Sack befestiget, der oben eine große Oeffnung hat. Dieser Sack läuft nun von da hinunter durch eine große Luke, welche von oben an durch alle Verdecke geht, und wird allmählig enger, je tiefer er in dem Schiffe hinabhängt. Zwischen jedem Verdecke hat dieser große Sack Arme, welche nach allen Seiten hin ausgestreckt sind und spitzig zugehen. Nun bläset der Wind oben in die große Oeffnung hinein, und weil der Sack nach unten zu immer enger wird, so preßt er die eingeblasene Luft auch immer enger zusammen. Wenn aber die Luft zusammengepreßt wird, so sucht sie eine Oeffnung, um aus dem engen Loche hinauszufahren. Dazu sind nun die verschiedenen Arme des Sackes, welche unten offen stehen. Aus diesen fährt also die Luft wieder heraus, und erfüllt jeden Raum des Schiffes, worin ein solcher Arm des Sackes sich endiget. Der Sack selbst bleibt dabei immer ausgespannt, weil er in jedem Augenblicke von neuen Luft einschluckt, um sie unten wieder von sich zu geben. — Scheint euch diese Erfindung nicht auch recht artig zu sein.

Alle.

O, allerliebst!

Vater.

Seht, Kinder, was unsre Mitmenschen Alles erdacht und erfunden haben! Würde es nun nicht eine rechte Schande für uns sein, wenn wir uns nicht auch angreifen wollten, etwas Tüchtiges zu lernen, was uns in den Stand setzen kann, auch einmahl Etwas zu thun oder zu erfinden, was der Menschheit nützlich werden kann? — Weiter, Johannes; ich freue mich, daß du Alles so gut beobachtet hast.

Johannes.

Nun laßt uns erst die Wohnung des Admirals besehen, welche auf dem Hintertheile des Schiffes, und zwar über dem obersten Verdecke ist. Dieser hat erstlich seine besondere Küche, worin für alle Offiziere mitgekocht wird; dann eine Küchenkammer, darin das Küchengeräth ist, und worin für seine Tafel angerichtet wird. Neben dieser ist ein Vorzimmer, und durch dieses geht man in seine ordentliche Wohnstube, welche ein Saal, so groß als der unsrige, nur nicht so hoch, ist. Auf beiden Seiten dieses Saals sind noch zwei kleinere Zimmer, die ihm zur Schlafkammer, zur Kleiderkammer und zu andern Bequemlichkeiten dienen. Auf jedem andern Kriegsschiffe, auf dem kein Admiral ist, gehört dieser ganze Raum dem Kapitän. Aus dem Saale führt eine Thür nach hinten zu auf den Geländergang, welcher um das Hintertheil des Schiffes läuft, und auf dem man umhergehen kann.

Neben dieser Admiralswohnung sind auf beiden Seiten kleinere Kammern für diejenigen Offiziere, welche oben auf dem Verdecke zu befehlen haben.

Nun steigt man hinab in den Raum, welcher unter

dem ersten Verdecke ist. Hier findet sich, unter dem Wohnzimmer des Admirals, wiederum ein eben so geräumiger Saal, welcher allen Offizieren gemeinschaftlich zugehört. Da kommen sie zusammen, wenn sie nicht im Dienste sind, um sich durch gesellschaftliche Vergnügungen die Zeit zu vertreiben. Neben diesem großen Zimmer befinden sich abermahls kleinere Kammern für die Offiziere sowol, als auch für den Schiffsprediger, Schiffsarzt und für den Wundarzt des Schiffes. Der übrige Theil dieses Stocks ist ein langer Raum, worin ein paar hundert Soldaten und Matrosen wohnen und schlafen. Statt der Bettstellen haben sie Hangematten, welches halbe, am Boden hangende Säcke sind, worin der Schlafende bei der Bewegung des Schiffes auf eine sanfte Weise gewiegt wird. In diesem Raume ist auch die große Küche, in welcher für 700 Menschen auf einmahl gekocht wird.

Neben der Küche stehen Gefäße mit dünnem Bier und Wasser, wovon Jedermann so viel trinken kann, als er Lust hat. Damit aber Alles hübsch ordentlich dabei zugehe, so wird eine Schildwache mit bloßem Degen dabeigestellt.

Es ist eine Lust, zu sehen, wie alle diese Leute gewöhnt sind, auf den Wink der Offiziere zu thun, was ihnen befohlen wird. Da wir in den großen Schiffsraum traten, lagen einige hundert Leute neben und hinter den Kanonen auf dem Boden. Jeder hatte seine Schaale mit Suppe vor sich, weil es gerade Mittag war, und ließ es sich wohlschmecken. Weil wir nun aber zwischen so vielen da liegenden Menschen nicht recht bequem hätten durchgehen können, so gab der Kapitän ein Zeichen mit der Hand und rief: auf den Backbord! Und wie der Blitz sprangen Alle mit ihren

Räpfen auf die andere Seite des Schiffes, und machten uns Platz. Es that uns leid, daß die guten Leute um unsertwillen so gestört wurden; aber man sah es ihnen an, daß ihnen diese kleine Aufopferung gar nicht sauer wurde

Nikolas.

Was ist denn das eigentlich, das Backbord?

Johannes.

Wenn man auf dem Hintertheile des Schiffes steht, und nach dem Vordertheile hinsieht, so wird diejenige Seite des Schiffes, die uns alsdann rechter Hand ist, der Steuerbord, die auf der linken Hand aber der Backbord genannt.

An den beiden Seiten des Schiffes sah man zwischen den Kanonen kleine Verschläge von Brettern, worin Schweine, Schafe, Ziegen und Hühner in großer Menge waren. In dem Raume unterm zweiten Verdecke ist fast die nämliche Einrichtung, und der dritte, unterste Raum, dient zum Verwahrungsorte für alle Vorräthe an Lebensmitteln und andern Bedürfnissen Daselbst ist auch die Pulverkammer, welche sorgfältig verwahrt wird, damit kein Unglück entstehe.

Nun ließen wir uns beschreiben, wie es auf einem solchen Schiffe gehalten wird, wenn es zum Treffen kommt. Das erste, was alsdann geschieht, ist dieses, daß alle Kajüten und Zimmer, selbst die des Admirals, in einem Hui! verschwinden, so daß unter jedem Verdecke nur ein einziger großer Raum zu sehen ist.

Lotte.

I, wie machen sie denn das?

Johannes.

Alle Wände dieser Kajüten bestehen aus bloßen Brettern; und die sind nicht an einander genagelt,

sondern hängen bloß durch kleine eiserne Haken zusammen. Sie können also bald auseinander genommen werden; und weil Jeder dabei sein angewiesenes Geschäft hat, so geht dieses Wegräumen mit der größten Geschwindigkeit von Statten.

Dann steht der Admiral, oder der Kapitän des Schiffes, mit Soldaten und Matrosen oben auf dem Verdecke, und ertheilt seine Befehle. Innerhalb jedes Verdecks steht an jeder Kanonenreihe gleichfalls ein Offizier. Dieser kann nun, nachdem die Kajütenwände weggenommen sind, alle Kanonen übersehen, welches sonst nicht geschehen könnte, weil jeder Offizier in seiner Kajüte eine Kanone zur Gesellschafterinn hat, die, so lange die Wände noch stehen, in dem Schiffsraume nicht gesehen werden kann. Bei jeder Kanone aber stehen so viel Leute, als zu ihrer Bedienung nöthig sind. Sobald man nun dem Feinde nahe genug gekommen ist, wird auf ein von dem obersten Befehlshaber des Schiffes gegebenes Zeichen das Schiff dergestalt gewandt, daß es nicht das Vordertheil, sondern entweder den ganzen Steuerbord, oder den ganzen Backbord dem feindlichen Schiffe entgegenstellt, um ihm, wie man sagt, eine volle Lage zu geben, d. i. es mit allen denjenigen Kanonen zu beschießen, welche auf dieser Seite liegen.

Nun war es uns anfangs unbegreiflich, wie man die abgebrannten Kanonen wieder laden könne, da ihr Mundloch außerhalb des Schiffes ist; aber man zeigte uns, daß beim Losbrennen jede Kanone, die auf Rädern liegt, um einige Schritte zurückrollt, so daß man sie mit Gemächlichkeit wieder laden kann, und sie alsdann nur wieder vorzuschieben braucht.

Vater.

Nun, Kinder, für heute mag dies genug sein. Jo-

hannes hat sich den Mund schon ganz trocken geredet; es ist Zeit, daß wir ihm zur Belohnung eine Erfrischung reichen. (Die Erdbeeren ihm darreichend.)

Nimm hin, nimm hin, du guter Gast,
Dieweil du uns vergnüget hast!

In der nächsten Freistunde wollen wir unser Spielchen vollends ausspielen.

Lotte.

Ich wollte, daß es noch drei Stunden gewährt hätte.

Nikolas.

Wie gut ist es, daß wir zu Hause geblieben sind!

Vater.

Siehst du, Nikolas, so belohnt sich jede gute That schon durch sich selbst. C.

Die Sinne.

Wie wunderbar bin ich gemacht,
Mit welcher Kunst, mit welcher Pracht!
Je mehr ich mich betrachte, wird
Mein Herz zu frommen Dank gerührt.

Da tret' ich vor den Spiegel hin,
Und seh mich selber, wie ich bin.
Und horch! mein kleiner Vogel singt:
Ich höre, daß es lieblich klingt.

Ich geh' im Garten — ha! die Luft
Ist warm und voll von süßem Duft,
Und meine Nase spüret gern
Die Wohlgerüche nah und fern.

Da winkt die Kirſche von dem Baum,
Und machet lüſtern meinen Gaum:
Ich ſpring' hinan, und breche ſie,
Und etwas Mild'res ſchmeckt' ich nie.

Das iſt doch künſtlich, ganz gewiß!
Und wozu hab' ich alles dies?
Um froh zu merken, daß ich bin;
Denn glücklich macht mich jeder Sinn.

Der blinde Mann, der geſtern kam,
Und traurig ſeinen Schilling nahm,
Der arme, ſtille blinde Mann
Zeigt mir das Glück der Sinne an.

Er kann nicht ſehen; Dunkelheit
Verſchließt die Welt ihm weit und breit;
Die Sonne geht für ihn nicht auf,
Vollendet nicht für ihn den Lauf.

Ob Mittag oder Nacht es ſei,
Das iſt ihm Alles einerlei.
Er hört die Lerche ſingen früh,
Und fraget: warum ſinget ſie?

Das weiß er nicht, daß ſie entzückt
Der Dämmerung entgegenblickt,
Daß ſie den jungen Tag begrüßt,
Der ihr ſo hoch willkommen iſt.

O, blinder Mann, du weißt es nicht,
Wie mir das Herz vor Wehmuth bricht!
Ich fühle meiner Sinne Glück,
Und danke Gott mit naſſem Blick.

Overbeck.

Soliman.

Als Soliman der zweite, Türkischer Kaiser, die Stadt Belgrad erobert hatte, und wieder nach Konstantinopel zurückkehren wollte, warf sich ein armes Weib ihm zu Füßen, und beklagte sich bei ihm, daß ihr seine Soldaten unter der Zeit, daß sie geschlafen, Alles weggenommen hätten.

Soliman lächelte darüber, und antwortete: sie müsse denn doch wol sehr fest geschlafen haben, wenn sie von dem Geräusch und Lärmen bei der Plünderung ihres Hauses nichts gehört habe.

Freilich, erwiederte sie ganz dreist, freilich schlief ich sehr fest, weil ich glaubte, du, Kaiser, wachtest für mich.

Der Sultan wurde sehr lebhaft dadurch betroffen, und doch gefiel ihm diese entschlossene Antwort; er ließ der Frau Alles wiedergeben, was man ihr genommen hatte, und machte ihr noch ein Geschenk von zwanzig Goldstücken. C.

An meinen Fritz.

(Am Geburtstage desselben.)

Vielleicht, daß schon die Hände dann verwesen,
Die dies jetzt schreiben, liebes Kind!
Wann du dereinst dies Blatt wirst lesen;
Vielleicht, daß schon der Abendwind
Auf meines Grabes Hügel spielt,
Wann erst dein Herz das volle Leben fühlt! —
Dann, guter Junge! setz' ein Veilchen
Dich auf den Rasenhügel hin,

Und denke, daß mein Leib in Millionen Theilchen
Allein zerflog, ich aber selbst noch bin.
Und, ists erlaubt dem unsichtbaren Wesen,
Das in mir denkt, o, so umschweb' ich dich,
Wann du dies Blatt gerührt wirst lesen,
Und nicht erröthen darfst, daß heut dein Vater sich
Umsonst gefreut, umsonst für dich
Ein halber Einsiedler gewesen!

Du wirst es dann schon längst vergessen haben,
Wie mir das Herz vor Freuden schlug,
Als heut dein Händchen unserm Raben
Dein Morgenbrot halb nach dem Käfig trug,
Und wahrlich war's kaum ganz für dich genug!
Du wirst es längst vergessen haben,
Wie deine Mutter liebevoll
Dich an sich drückt', daß sie den kleinen Schwaben*)
Zu deinem Kuchen bitten soll.
Du wirst es längst vergessen haben,
Daß fast dein Herz dir, trotz dem Kuchen! brach,
Als deine Muhme scherzend sprach:
Du sollst mein Erbe sein, wenn sie mich einst begraben.

Ich schrieb es auf; nicht, Kind! um dich zu preisen;
Denn dieses Herz ist Gabe der Natur,
Und deine Aeltern durften nur
Am Scheideweg zurecht dich weisen;
Doch, könntest du dereinst dies Herz,
Und ach! mit ihm dein ganzes Glück verspielen:
Dann werd' ich zwar im Grabe keinen Schmerz,
Du aber selbst die Schande doppelt fühlen.

*) Karl, in Götz von Berlichingen.

Denn wiſſe, daß dein Vater ſelten Wein
Nur trank, zum Reitpferd ſeine Füße,
Und ſeine Hände zum Lakai'n
Gern für dich machte; ſelbſt die ſüße
Begierde, ſeinen fernen Freund nach Jahr
Und Tag zu küſſen, unterdrückte;
Daß deine Mutter ſich das Haar
Mit Veilchen, ſtatt der Perlen, ſchmückte,
Sich oft dem Schlaf, ſo feſt er hielt, entriß,
Zu halben Tagen zwiſchen ihren Knien
Dich horchend ſtehen hatt' — und alles dies,
Zum braven Mann dich zu erziehen.

Erfüllſt du dieſe Hoffnung nicht,
So wird die Welt mit Fingern auf dich zeigen;
Denn, ſollt' auch ſchon mein Mund im Grabe ſchweigen,
So ſchweiget doch vielleicht nicht mein Gedicht.
Sohn, werde was du willſt im Staat,
Sei ſeines Schutzes werth durch deines Geiſtes Rath,
Durch deine Barke, die der fernſten Inſel
Gewächſe holt, durch deiner Flöte Ton,
Durch deinen Griffel oder Pinſel:
Nur werd' ein Biedermann*), o Sohn!

Und biſt du dies, ſo wirſt du ſicher finden,
Was du bedarfſt; denn, Kind, ein Biedermann
Beſetzt die Tafel nicht mit Sünden,
Und Ränke kleiden ihn nicht an.
Biſt du nur dies, ſo wirſt du Freunde finden,
Wie überall ſie noch dein Vater fand;
Und, o, vielleicht wird eines Mädchens Hand,

*) Iſt ſo viel, als: ein braver Mann.

Das deiner Mutter gleicht, sich dann mit dir verbinden.
Erfülle dies! denn sieh! zu deinem Richter
Macht' ich die Welt; o, fröhlicher macht schon
Die Hoffnung mich, als dich die bunten Lichter
Auf deinem Kuchen, lieber Sohn!
Auch ich will heute mich zum Kinde wieder machen,
Will springen, wenn wir unsern Drachen
Hoch in den Lüften fliegen sehn;
Will mit den bleiernen Soldaten
Krieg führen, und mit Aepfeln, statt Granaten,
Los auf des Feindes Schanze gehn.
Wird endlich dann der Schlaf dir Händ und Füße lähmen,
So sollst du noch ein süßes Traumbild sehn.
Denn, Fritz, du sollst das Buch mit dir zu Bette nehmen,
Worin die schönen Pferde stehn.

Pfeffel.

Von der Arbeitsamkeit.

Aber warum müssen wir denn arbeiten? fragte Luise ihre Mutter.

Mutter.

Weil uns das gut ist, mein Kind.

Luise.

Aber wozu ist mir das gut? Spielen mag ich doch weit lieber; spielen oder herumgehen.

Mutter.

Meine Luise, gewiß, ich liebte dich nicht, wenn ich dir immer zu spielen oder herumzulaufen vergönnte.

Luise.

Liebe Mutter, das kann ich nicht begreifen, daß du

mir aus Liebe verwehrst, was ich gern will, und befiehlst, was ich nicht mag.

Mutter.

Nun, Luise, laß sehn, ob ich deine Wünsche erfüllen kann. Welche Arbeiten oder Geschäfte wünschtest du nicht zu thun? Ich will sie dir wol erlassen.

Wolltest du nicht mehr stricken, nicht nähen, nicht spinnen, oder nicht in der Wirthschaft helfen? Oder welch anderes Geschäft soll ich dir nachlassen?

Luise.

Ach, Mutter! das Alles that ich nicht, als ich bei der Muhme in der Stadt war, und das Alles mag ich auch hier nicht thun.

Mutter.

Nicht? Nun, es sei. Willst du mit den Folgen zufrieden sein, die ganz von selbst daraus entstehen, so sollst du keine, gar keine Arbeit mehr thun.

Luise.

O, herzlich gern, liebe Mutter!

Mutter.

Gewiß?

Luise.

Ganz gewiß.

Mutter.

Nun gut, so spiele, oder geh in den Garten, oder lauf umher, wo du nur willst.

Luise bediente sich dieser Freiheit nach Herzenslust spielte und lief herum, lief und spielte wieder, bis zur Tischzeit; dann schwärmte und spielte sie wieder, bis sie ermüdet zu Bette ging.

(Nicht wahr, ihr kleinen Leser erstaunt, wenn ich euch sage, daß Luisens zehnter Geburtstag schon seit geraumer Zeit vorbei war?)

Am andern Morgen, als sie gähnend erwachte und aufstehen wollte, suchte sie nach ihren Strümpfen, und fand keine, nach ihren Schuhen, und es waren keine da.

Darauf sah sie sich nach ihren Tagkleidern um, fand aber nichts, als ein Nachtkleid zum höchsten Bedürfniß.

Sie rief dem Mädchen ihrer Mutter, sie möge ihr doch ihre Sachen bringen; aber die kam nicht.

Endlich kam die Mutter selbst durchs Schlafzimmer. Luise fragte mit kläglichen Geberden nach ihren Kleidern.

Die Mutter schien es erst nicht zu hören; endlich sagte sie: mich wundert, mein Kind, wie du so eifrig nach Dingen fragen kannst, woran du gar kein Recht hast?

Luise.

Liebe Mutter, ich wollte bloß meine gestrigen Kleider haben.

Mutter.

Die sind nicht mehr dein, Luise; aber höre, wenn du hören willst, ich habe dir etwas zu sagen.

Luise hörte aufmerksam zu.

Mutter.

Alles, was du bis dahin dein genannt hast, ist dir in der Hoffnung geschenkt worden, daß du, (so bald du verständiger würdest) dir selbst etwas anschaffen lernetest, was du im eigentlichen Verstande dein nennen dürftest.

Hiezu gehört nun nothwendig, daß du Arbeiten und Geschäfte verschiedener Art lernest, damit du entweder deine Bedürfnisse selbst befriedigen, oder die du nicht befriedigen kannst, und welchen du durch Hülfe und Geschicklichkeit Anderer abhelfen mußt, durch Gegenhülfe zu vergelten im Stand seist.

Denn die Menschen sind, seit sie in gesitteten Gesellschaften bei einander wohnen, darüber eins geworden, sich durch wechselseitige Dienstleistungen den Weg durch dies Leben leicht und angenehm zu machen.

Wenn nun Einer, der zu dieser Gesellschaft gehört, sich nicht um Geschicklichkeiten bemühen, oder zu Arbeiten gewöhnen will, womit er die ihm von Andern nothwendigen Dienstleistungen ersetzen oder wiedervergelten kann, so macht er sich unfähig oder unwürdig, an den Vorzügen des gesellschaftlichen Lebens ferner Theil zu nehmen, und er hat von Andern weiter keine Dienste zu fordern, wenn sie ihm nicht etwa aus Mitleid über seine Thorheit beistehen wollen.

Luise, die bis dahin mit verschämtem Blick und traurig dagestanden, sagte endlich:

Aber kann man denn Das, was man zum Leben gebraucht, nicht Alles kaufen? Du selbst Mutter, hast mir ja oft gesagt, du hättest Dies oder Jenes gekauft: wozu braucht man denn das Alles auch thun zu können, was Andere für uns thun?

Mutter.

Das ist wahr, man kann Vieles, ja das Meiste, was zum Bedürfniß gehört, kaufen. Aber wofür kauft man denn Brot und andere Speisen? Wofür Kleider und andere Nothwendigkeiten? Nicht wahr, für so viel Geld, als man die Sache werth schätzt? Und wo denkst du das Geld herzunehmen?

Luise.

Liebste Mutter, wo nimmst du es denn her?

Mutter.

Mir hat es zum Theil mein Vater hinterlassen, der sichs durch Fleiß und Geschicklichkeit erworben hatte. Dein Vater, der ein eben so fleißiger und geschickter

Mann war, hat es vermehrt; Gott hat uns gesegnet, und bis jetzt vor Verlust behütet.

Aber, liebe Tochter, unser kleines Vermögen kann heute, kann morgen dahin sein — — und es wird sicher verloren gehen, sobald unser Vater im Himmel sieht, daß es uns nicht mehr nützen würde.

Auch bitte ich ihn täglich, daß er's uns nehmen möge, sobald es uns schlimmer machen sollte.

Und da denke nur, Luise, wie unglücklich wir Beide, du und ich, sein würden, wenn dies unsere einzige Hoffnung gewesen wäre!

Sieh, deßwegen lieb' ich Fleiß und Arbeit, deßwegen gewöhne ich mich auch zur Mäßigkeit und Sparsamkeit, daß, wenn Gottes Weisheit durch irgend einen Zufall mir das wieder entziehen sollte, was seine Güte mir auf eine Zeit lang geliehen hat, ich auch dann noch froh und glücklich sein, und durch Arbeit meinen Bedürfnissen abhelfen könnte; und daß ich dann nicht nöthig hätte, das Mitleid gutmüthiger Leute anzuflehen, und unverdient die Früchte ihres Fleißes aufzehren zu helfen.

Glaube es, mein Kind, die Güter des Glücks sind unbeständig, und gehören uns für keinen Tag zum sichern Eigenthum.

Wir müssen also unsere Bedürfnisse von etwas Anderem befriedigen lernen, das uns eigenthümlich zugehört und dauerhafter ist.

Und siehe, mein Kind, deßwegen kann ich dir nicht gestatten, Etwas als dein Eigenthum anzusehen, was du dir künftig nicht durch Fleiß und Geschicklichkeit selbst wirst erwerben können; deßwegen kann ich nicht zugeben, daß du deine ehemahligen Kleider ferner die deinigen nennst und als solche gebrauchst. Und doch sind dir

dieſe Sachen wirklich nothwendig, wenn du unter geſitteten Menſchen leben willſt.

Luiſe. Ach, liebſte Mutter! mit Freuden will ich arbeiten, was, und ſo oft du mir befehlen wirſt; mit Freuden lernen, was du nur gut findeſt.

Mutter. Begreifſt du nun, wie ich aus Liebe dir den Müßiggang, der dir ſo lieb iſt, verwehren, und den Fleiß, den du nicht liebſt, befehlen konnte?

Luiſe. Ach, Mutter, frage mich nicht ſo! — — Nie, nie werde ich wieder zweifeln, wenn du mir etwas befiehlſt, ob es aus Liebe geſchehe; denn nun weiß ichs gewiß, wie lieb du mich immer hatteſt, und wie wenig ichs verdiente.

Von heute an ſollſt du mich mit Freuden allen deinen Winken folgen ſehn. Von heute an will ich mich gewöhnen, keine Stunde müßig zu ſein, und auf jeden Unterricht zu merken.

Mutter. Wohl denn, Luiſe! nimm deine Kleider und Alles, was dein war, wieder in Beſitz; kleide dich an, und komm mit mir.

Luiſe that's eilig, folgte der Mutter, und fing von dieſem Augenblick an, Wort zu halten.

Ich habe erfahren, daß ſie die Arbeit und den Fleiß hernach ſo lieb gewann, daß man ſie durch nichts hätte bewegen können, auch nur eine Stunde müßig zu ſein.

Eliſe Reimarus.

Der König und der Schäfer.

Ein König, reitend in der Mitte
Von einem prächtigen Gefolge, ſah
Vor ſeiner kleinen grünen Hütte
Den Schäfer ſtehn. — Was machſt du da?
Fragt ihn der König. — Was ich mache?
Antwortet Daphnis, hum! ich ſeh' die Sonn' und pfeife. —
Sonſt nichts? — Das ſiehſt du ja, ich greife
An meinen runden Hut, auf dem ein Blumenkranz
Strahlt, wie dein Stern, und grüße dich und lache. —
Warum? — Weil du der großen Sonne Glanz
Verdunkeln willſt, ſolch eine Herrlichkeit
Hat dein und deines Pferdes Kleid! —
Der König ſagte nicht ein Wort,
Und ritt mit dem Gefolge fort;
Jedoch verglich er oft mit ſeiner Herrlichkeit
Des Pfeifenden Zufriedenheit.

Gleim.

Der kleine Töffel.

In einem großen Dorf, das an die Mulde ſtieß,
Zog Grolms acht Kinder groß bei einer dürft'gen Habe.
Der Kinder jüngſtes war ein muntrer Knabe,
Den man den kleinen Töffel hieß.

Sechs Sommer ſind vorbei, als es im Dorfe brannte;
Der Knabe war gerade ſechzehn Jahr,
Da man, wiewol er ſchon ein großer Junge war,
Ihn noch den kleinen Töffel nannte.

Nunmehr drosch Töffel auch mit in der Scheune Korn,
Fuhr selber in das Holz; da trat er einen Dorn
Sich in den linken Fuß; man hörte von den Bauern
Den kleinen Töffel sehr bedauern.

Zuletzt verdroß es ihn; und als zur Kirchmeßzeit
Des Schulzen Hadrian, ein Zimmermannsgeselle
Ihn „kleiner Töffel" hieß, hatt' er die Dreistigkeit,
Und gab ihm eine derbe Schelle*).

Die Rache kam ihm zwar ein neues Schock zu stehn**),
Denn Schulzens Hadrian ging klagen,
Und durch das ganze Dorf hört' man die Rede gehn,
Der kleine Töffel hat den Hadrian geschlagen.

O, das that Töffeln weh, und er beschloß bei sich,
Sich in die Fremde zu begeben.
Was? sprach er, kann ich nicht ein Jahr wo anders leben?
Indessen ändert sichs, und man verkennet mich.

Gleich ging er hin, und ward ein Reiter.
Das höret Nachbars Hans, die Sage gehet weiter,
Und man erzählt von Haus zu Haus,
Der kleine Töffel geht nach Böhmen mit hinaus.

Der Töffel will vor Wuth ersticken.
Indessen kriegt der Sachsen Heer
Befehl, in Böhmen einzurücken.
Nunmehr ist Töffel fort, man spricht von ihm nicht mehr.

---

*) Eine Ohrfeige.

**) Ein neues Schock heißt in einigen Ländern ein Strafgeld von 2 Thalern und 12 Groschen.

Die Sachsen bringen ein, gehn bis nach Mähren hinter,
Und Töffel gehet mit. Es geht ein ganzer Winter,
Ein halber Sommer hin, man senkt den Weinstock ein
Als man den Ruf vernimmt: es solle Friede sein.

Da meint nun unser Held, daß man die Kinderpossen
Die ihn vordem so oft verdrossen,
Vorlängst schon ausgeschwitzt. Er wirkt sich Urlaub aus,
Und suchet seines Vaters Haus.

Er hörte schon den Klang der nahen Bauerkühe:
Ein altes Mütterchen, das an den Zäunen kroch,
Ersah ihn ungefähr, und schrie:
Je, kleiner Töffel! lebt ihr noch?

Das Vorurtheil der Landesleute
Verändert nicht der Oerter Weite,
Tilgt weder Ehre, Zeit, noch Glück;
Reis't, geht zur See, kommt alt zurück,
Der Eindruck siegt, da hilft kein Sträuben,
Ihr müßt der kleine Töffel bleiben.

Pfeffel.

Aus der vorstehenden Erzählung sollt ihr, lieben Kinder, lernen, daß die gute oder böse Meinung, welche die Menschen in unserer Kindheit von uns fassen, nicht leicht wieder ausgelöscht werden kann, sondern unser ganzes Leben hindurch zu dauern pflegt.

Alle die guten oder schlechten Eigenschaften, die ihr

jetzt an euch verspüren lasset, wird man euch künftig immer zutrauen; und dieser gute oder böse Ruf, den ihr euch jetzt in eurer Kindheit erwerbt, wird einst, wenn ihr in die große Welt tretet, die Leute geneigt oder abgeneigt machen, Gemeinschaft mit euch zu haben und euch zu dienen.

O, wie wichtig ist es daher, daß ihr euch schon jetzt bestrebet, die gute Meinung eurer Mitmenschen zu erwerben, und nichts zu thun, was euch in ihrem Urtheile herabsetzen kann!

E.

Der geizige Rabe.

Ein Rab' entwandte hier und da,
So viel er konnte, Gold und Ringe,
Band, Ohrgehäng' und hundert andre Dinge.

Als dies der klügre Haushahn sah,
So fragt' er ihn: Ich bitte, sage mir,
Wozu nützt doch dies Alles dir?

Das weiß ich selbst nicht! sprach der Rabe,
Ich nehm' es nur, damit ichs habe.

Ein Geizhals und dies Thier thun einerlei;
Der Geizhals sammelt, gleich dem Raben,
Nicht, daß es ihm und Andern nützlich sei,
Nein, bloß um viel zu haben.

Ungenannter.

Warnung vor Verschwendung der Zeit.

Ihr müßt es, liebe Kinder, ja nicht mit der Zeit so machen, wie jener Handwerksmann es mit seinem Gelde machte!

Dieser wollte gern Meister werden, es fehlte ihm aber an Barschaft zu seiner ersten Einrichtung.

Ein reicher Mann lieh ihm auf drei Jahre hundert Thaler, daß er dafür Meister werden und sich das Nöthige anschaffen solle. Wer war nun froher, als der Handwerksmann?

Er sah schon im Geiste seine Werkstatt auf das schönste eingerichtet, und rechnete schon aus, wie viel er wol in Jahr und Tag mit seinem Fleiße verdienen könne.

In der Fröhlichkeit seines Herzens ging er nach einem Weinhause, und dachte, du mußt dir doch von deinem Gelde auch etwas zu gute thun!

Unterweges wollte zwar sein Gewissen aufwachen, und ihm sagen, es sei noch nicht die Zeit, wo er sich von diesem Gelde etwas zu gute thun dürfe, sondern er müsse erst darauf denken, wie er es zu der bestimmten Zeit wieder bezahlen wolle, und müsse also für jetzt noch keinen Heller ohne die höchste Nothwendigkeit davon ausgeben. Allein, dachte er, wenn ich nur einen halben Thaler daran verwende, mich einmahl zu freuen, so behalte ich doch noch neun und neunzig und einen halben Thaler übrig; das ist noch immer genug, um mir das Nöthige zu meiner Einrichtung dafür anzuschaffen; und dann kann ich ja auch diese kleine Verschwendung nachher durch meinen Fleiß wieder gut machen.

So suchte er sein Gewissen einzuschläfern. Aber ach! der arme Mann! Dieses war der erste Schritt zu seinem Verderben.

Den andern Tag erinnerte er sich lebhaft wieder an das Vergnügen, welches er an dem vorigen Tage genossen hatte, und machte sich schon kein Bedenken mehr, nun noch einen halben Thaler auf eben die Art zu verschwenden, damit er doch, wie er sagte, nun gerade noch neun und neunzig Thaler übrig behielte.

Aber nun war seine Begierde, sich etwas zu gute zu thun, einmahl so stark geworden, daß er einen Thaler nach dem andern angriff, und ihn eben so, wie den ersten durchbrachte. Denn, dachte er, es ist ja nur Ein Thaler, ich werde doch noch genug übrig behalten.

So dachte er aber immer, und überlegte nicht, daß sein ganzes Vermögen aus hundert einzelnen Thalern bestand, und daß auf der nützlichen Anwendung eines jeden der gute Gebrauch der ganzen Summe beruhete.

Er stellte sich diese Summe so groß vor, daß er die einzelnen Theile derselben viel zu geringe schätzte, als daß er auf ihre gute Anwendung hätte denken sollen.

Darüber gerieth er denn in ein wüstes, unordentliches Leben. Weil er nun beständig auf sein Vergnügen dachte, so hatte er keine Lust zu arbeiten. Und doch konnte er seines Lebens nicht froh werden, sobald er bedachte, daß sein Geld von Tage zu Tage mehr auf die Neige gehe, und er niemahls seinen Zweck erreichen könne; weil sein Wohlthäter ihm nicht noch einmahl hundert Thaler vorschießen werde, da er die ersten nun liederlich verschwendet hatte.

Als nun endlich sein Geld aufgezehrt war, so war ihm auch die Lust zum Arbeiten gänzlich vergangen. Er war des Lebens überdrüssig, weil er nichts, als eine schreckliche Zukunft vor sich sah.

In seiner Verzweiflung gerieth er unter eine Bande Straßenräuber, und wurde ihr Mitglied. Diese wur-

Warnung vor Verschwendung der Zeit.

Ihr müßt es, liebe Kinder, ja nicht mit der Zeit so machen, wie jener Handwerksmann es mit seinem Gelde machte!

Dieser wollte gern Meister werden, es fehlte ihm aber an Barschaft zu seiner ersten Einrichtung.

Ein reicher Mann lieh ihm auf drei Jahre hundert Thaler, daß er dafür Meister werden und sich das Nöthige anschaffen solle. Wer war nun froher, als der Handwerksmann?

Er sah schon im Geiste seine Werkstatt auf das schönste eingerichtet, und rechnete schon aus, wie viel er wol in Jahr und Tag mit seinem Fleiße verdienen könne.

In der Fröhlichkeit seines Herzens ging er nach einem Weinhause, und dachte, du mußt dir doch von deinem Gelde auch etwas zu gute thun!

Unterweges wollte zwar sein Gewissen aufwachen, und ihm sagen, es sei noch nicht die Zeit, wo er sich von diesem Gelde etwas zu gute thun dürfe, sondern er müsse erst darauf denken, wie er es zu der bestimmten Zeit wieder bezahlen wolle, und müsse also für jetzt noch keinen Heller ohne die höchste Nothwendigkeit davon ausgeben. Allein, dachte er, wenn ich nur einen halben Thaler daran verwende, mich einmahl zu freuen, so behalte ich doch noch neun und neunzig und einen halben Thaler übrig; das ist noch immer genug, um mir das Nöthige zu meiner Einrichtung dafür anzuschaffen; und dann kann ich ja auch diese kleine Verschwendung nachher durch meinen Fleiß wieder gut machen.

So suchte er sein Gewissen einzuschläfern. Aber ach! der arme Mann! Dieses war der erste Schritt zu seinem Verderben.

Den andern Tag erinnerte er sich lebhaft wieder an das Vergnügen, welches er an dem vorigen Tage genossen hatte, und machte sich schon kein Bedenken mehr, nun noch einen halben Thaler auf eben die Art zu verschwenden, damit er doch, wie er sagte, nun gerade noch neun und neunzig Thaler übrig behielte.

Aber nun war seine Begierde, sich etwas zu gute zu thun, einmahl so stark geworden, daß er einen Thaler nach dem andern angriff, und ihn eben so, wie den ersten durchbrachte. Denn, dachte er, es ist ja nur Ein Thaler, ich werde doch noch genug übrig behalten.

So dachte er aber immer, und überlegte nicht, daß sein ganzes Vermögen aus hundert einzelnen Thalern bestand, und daß auf der nützlichen Anwendung eines jeden der gute Gebrauch der ganzen Summe beruhete.

Er stellte sich diese Summe so groß vor, daß er die einzelnen Theile derselben viel zu geringe schätzte, als daß er auf ihre gute Anwendung hätte denken sollen.

Darüber gerieth er denn in ein wüstes, unordentliches Leben. Weil er nun beständig auf sein Vergnügen dachte, so hatte er keine Lust zu arbeiten. Und doch konnte er seines Lebens nicht froh werden, sobald er bedachte, daß sein Geld von Tage zu Tage mehr auf die Neige gehe, und er niemahls seinen Zweck erreichen könne; weil sein Wohlthäter ihm nicht noch einmahl hundert Thaler vorschießen werde, da er die ersten nun liederlich verschwendet hatte.

Als nun endlich sein Geld aufgezehrt war, so war ihm auch die Lust zum Arbeiten gänzlich vergangen. Er war des Lebens überdrüssig, weil er nichts, als eine schreckliche Zukunft vor sich sah.

In seiner Verzweiflung gerieth er unter eine Bande Straßenräuber, und wurde ihr Mitglied. Diese wur-

den kurz darauf gefangen, und er mußte mit ihnen die verdiente Strafe leiden, und eines traurigen Todes sterben.

O, hätte dieser Elende das erste Mahl der Stimme seines Gewissens Gehör gegeben, und wäre nicht in das Wirthshaus gegangen, wohin ihm seine Begierde lockte, so könnte er vielleicht jetzt in seiner Werkstatt ruhig sitzen, und in gutem Wohlstande ein glückliches Alter erreicht haben!

Aber so wie es dieser Mann mit seinem Gelde machte, so machen es leider! viele Menschen mit ihrem Leben.

Von der guten Anwendung der hundert Thaler hing größtentheils des Mannes zeitliches Glück ab; und von der guten Anwendung unsers Lebens hängt unser ganzes ewiges Glück ab. So wie Jener nun einen Thaler nach dem andern verschwendete, und immer dachte, er werde doch noch genug übrig behalten; so verschwenden viele Menschen ein Jahr nach dem andern von ihrem Leben, und denken immer, es werde ihnen doch noch Zeit genug übrig bleiben, von der sie einmahl einen bessern Gebrauch machen können.

Wenn euch einmahl der unselige Gedanke einfallen sollte, Kinder, daß ihr einen Tag muthwillig verschwenden wollt, o, so bebt zurück vor dem Gedanken! Denkt, daß aus Tagen Wochen, und aus Wochen Jahre werden, und daß unser ganzes Leben höchstens nur siebenzig bis achtzig Jahre dauert.

Erinnert euch an die Geschichte des Unglücklichen, die ich euch erzählt habe, und hütet euch vor dem ersten Schritte zu einem unordentlichen Leben.

Ungenannter.

Geſchichte des jungen Alwil.

Der junge Alwil hatte wohlhabende Aeltern, und wurde von ihnen ihrem Stande gemäß erzogen.

Sie ſuchten ihm aber auch früh fromme Geſinnungen einzuflößen, und ſagten ihm insbeſondere ſehr oft, daß er ſich ganz allein auf Gott, und nicht auf irdiſche Güter verlaſſen ſolle.

Der junge Alwil merkte ſich das, ob er gleich damahls noch nicht einſehen konnte, warum ihm ſeine Aeltern gerade dieſe Ermahnung ſo oft wiederholten.

Es währte nicht lange, ſo entſtand ein Krieg, wo Alwil's Aeltern ſo unglücklich waren, daß ihnen das Haus abgebrannt, und faſt Alles, was ſie hatten, weggenommen wurde. Sie geriethen dadurch in bedrängte Umſtände; doch behielten ſie noch eben ſo viel übrig, daß ſie, wiewol äußerſt nothdürftig, davon leben konnten.

Der junge Alwil mußte nun einen ſchlechten Rock anziehn, und mit geringer Koſt fürlieb nehmen. Einige von ſeinen Mitſchülern — junge unverſtändige Menſchen — die ihn ſchon vorher wegen ſeines ernſthaften Weſens nicht recht leiden konnten, verachteten ihn nun vollends, wegen ſeiner Armuth und wegen ſeiner ſchlechten Kleidung.

Dies ſchmerzte ihn freilich. Allein nunmehr dachte er an Das, was ihm ſeine Aeltern ſo oft geſagt hatten: man müſſe ſich nicht auf irdiſche Güter, ſondern allein auf Gott verlaſſen, welcher es immer gut mit uns meint, und alle unſre Schickſale zu unſerm Beſten lenkt.

Nun wurde ihm auf einmahl ganz leicht, und er fühlte in dieſem Gedanken eine himmliſche Beruhigung. Er zog vergnügt ſeinen ſchlechten Rock an, ertrug

die Verachtung seiner thörichten Mitschüler, und nahm gern mit seiner geringen Kost fürlieb.

Dieser Alwil hat nachher oft gesagt, als er schon ein alter Mann war: er danke Gott für Unglücksfälle, die er ihn in seiner Jugend habe ertragen lassen; denn die geringe, einfache Kost habe seinen Körper gesund gemacht; durch die Verachtung seiner Mitschüler habe er schon früh gelernt, die Beleidigungen böser Menschen zu ertragen, ohne deßwegen auf Rache zu denken; durch diese Verachtung, und durch seine schlechte Kleidung, sei sein natürlicher Stolz, welcher ihn sonst vielleicht würde unglücklich gemacht haben, sehr gedemüthiget worden; er müsse also die unendliche Weisheit Gottes anbeten, und bekennen, daß sie ihn nicht ohne Ursache in seiner Jugend habe arm und dürftig sein lassen.

Wir wollen jetzt zu unserer Geschichte wieder zurückkehren.

Der junge Alwil war fleißig, und machte seinen Aeltern viel Freude.

Dies versüßte ihnen einigermaßen den Kummer, den sie anfänglich über den Verlust ihres Vermögens empfanden. Alwil liebte seine Aeltern sehr.

Einsmahls, da sie an einem schönen Frühlingsabend lustwandelten, sagten sie zu ihm: Wir sind nun alt und schwach, und der Kummer hat uns sehr darnieder gedrückt; wir werden vielleicht bald sterben, und können dir nichts hinterlassen; aber siehe, der Gott, der die Bäume mit jungem Laube bekleidet, und das Gras auf dem Felde erquickt, der wird auch für dich sorgen.

Alwil wurde äußerst bewegt, und konnte sich bei dieser rührenden Anrede der Thränen nicht enthalten.

In zwei Monaten starben beide Aeltern kurz nach einander, und man fand kaum so viel, als zu ihrem Be-

gräbniß erfordert wurde. Für den jungen Alwil blieb nichts übrig.

Er war anfänglich ganz untröstlich über den Tod seiner Aeltern. Als er aber eines Tages bei ihrem Grabe weinte, fiel ihm plötzlich ein, was sie ihm noch zwei Monate vor ihrem Tode gesagt hatten.

Bekleidet Gott die Bäume mit Laub, dachte er bei sich selbst, und erquickt er das Gras auf dem Felde, so wird er ja auch meiner sich annehmen!

Was er gedacht hatte, geschah auch; denn noch an demselben Tage hatten sich einige rechtschaffene Leute, welchen das Elend des jungen Alwil zu Herzen ging, mit einander berathschlagt, wie sie sich seiner annehmen wollten. Sie ließen ihn also zu sich kommen, und versprachen ihm, daß sie gemeinschaftlich für seinen nothdürftigen Unterhalt sorgen wollten.

Alwil dankte seinen Wohlthätern mit gerührtem Herzen, und sobald er allein war, erinnerte er sich lebhaft, wie er vor einigen Stunden, als er am Grabe seiner Aeltern weinte, noch von allen Menschen verlassen war, und wie Gott schon während dieser Zeit so liebreich für ihn gesorgt hatte.

Da warf er sich nieder und dankte Gott mit Freudenthränen für die unerwartete Hülfe.

Einer unter seinen Wohlthätern war ein reicher Kaufmann, der keine Kinder hatte. Dieser hatte sich schon lange vorgenommen, einen jungen Menschen von guter Hoffnung an Kindes Statt anzunehmen.

Er lernte den jungen Alwil nach und nach besser kennen, und entdeckte immer mehr gute Eigenschaften an ihm. Als er sich nun von seiner Frömmigkeit und von seinem guten Herzen durch manche Beweise hinlänglich überzeugt hatte, ließ er ihn eines Tages zu

sich kommen, und ging mit ihm allein auf ein Zimmer. Hier ergriff er seine Hände, blickte ihn eine Weile an, und sagte: Alwil — Du bleibst bei mir!

O, mein Vater! rief Alwil aus, und warf sich zu seinen Füßen.

Das bin ich von nun an, sagte sein Wohlthäter, und von diesem Tage an bist du mein Sohn! Ich verspreche dir meine ganze väterliche Liebe, und zweifle nicht, daß du mir durch deinen kindlichen Gehorsam und durch deine gute Aufführung Freude machen wirst.

Der junge Alwil konnte nichts antworten. Er zerfloß ganz in Thränen der Freude und Dankbarkeit, und sah nun wohl, daß sein Vertrauen auf Gott nicht vergebens gewesen war.

Nun wurde er wieder besser gekleidet, als alle seine Mitschüler, und Alle suchten nunmehr wieder seine Freundschaft; allein es fiel ihm nicht ein, sich wegen der vorigen Beleidigungen zu rächen, oder auf sein neues Glück stolz zu sein, sondern er blieb eben so demüthig, freundlich, bescheiden, wie er vorher, in seinen dürftigen Umständen gewesen war, weil er alle diese kleinen Vorzüge schon einmahl verloren hatte, und also wohl wußte, wie wenig man auf ihren Besitz rechnen darf.

Dieser Alwil hat nachher noch viele Unglücksfälle erlitten; er blieb aber immer standhaft dabei, und wich nie von seiner Frömmigkeit ab, weil er schon in seiner frühesten Jugend auf alle diese Widerwärtigkeiten des Lebens vorbereitet war.

Er arbeitete aber fleißig, und erwarb sich so viel, daß er nicht nur für sich selbst und seine Familie sorgen, sondern überdies noch vielen Menschen Gutes thun konnte.

Er erreichte ein hohes Alter, und noch als Greis

pflegte er oft zu sagen: zwei Dinge haben mich nicht gereut, so lange ich denken kann, — daß ich gearbeitet und Gott vertrauet habe!

Ungenannter.

Der Hirsch.

Es ging ein starker Hirsch, der sein Geweih erst nur
Vor kurzen abgesetzt, auf Wermsdorfs fetter Flur,
Mit seinen Weibern, Kindern, Vettern,
Und kam zu einer Saat.

Allein da stutzt die Schaar,
Weil zwischen Wald und Saat ein Sumpf vorhanden war,
Voll von geschmolznem Schnee und dürren Birkenblättern.

Ihr Kinder, sprach der Hirsch, folgt mir nur Schritt vor Schritt,
Sonst werdet ihr euch sehr bespritzen.
Drauf ging er durch den Pfuhl, die Kleinen liefen mit,
Und kamen glücklich aus den Pfützen;
Jedoch so rein ging es nicht ab,
Daher es was zu spotten gab.

Ein Schmalthier*), das zurückgeblieben,
Rief ihnen hämisch nach, und sprach: Ihr Herr'n, mit Gunst,
In Koth zu gehn ist keine Kunst.

---

*) Ein junger Hirsch.

Ihr seid ja voller Schmutz, und glänzet wie die Sauen;
Seht her, ihr sollt was Anders schauen!
Drauf that der Spötter einen Sprung,
Daß Alles um ihn pfiff; allein wie gings dem Thoren?
Meint ihr, daß ihm der Satz gelung?
Er fiel in Schlamm bis an die Ohren.

Jeder prüfe seine Stärke!
Eh du Andre höhnst, so merke,
Ob du nicht dem Orte nahst,
Wo du Jene straucheln sahst.

Erfahrung macht klug, aber nur, wenn man darüber nachdenkt.

Zwei Knaben gingen ins Freie, und kamen zu einem Nußbaum. Unter demselben fanden sie eine Nuß, die sie theilen wollten.

Der Eine eröffnete sie, und ließ dem Andern die Wahl, ob er das Innere oder das Aeußere haben wolle? Das Aeußere! rief der Andere, welcher noch niemahls eine Nuß gesehen hatte. Er erhielt, was er verlangte; fand aber zu seinem großen Mißvergnügen, daß er sich betrogen hatte. Denn die Schale war nicht zu genießen.

Ein andres Mahl will ich klüger sein, sagte der Knabe; und so gingen sie weiter.

Sie kamen in einen Garten und fanden eine rothe Aprikose, die Jenem gleichfalls noch nie zu Gesicht gekommen war.

Diesmahl sagte der Knabe, der sich vorher die Nußschale gewählt hatte, bekomme ich das Inwendige, und du das Aeußere!

Gut, antwortete sein Gefährte, nagte das Fleisch der Aprikose ab, und reichte ihm den harten Stein.

Er wollte ihn essen, fand aber, daß er sich von neuen betrogen hatte.

Man sieht hieraus, daß die Erfahrung nur dann Nutzen bringt, wenn man darüber nachdenkt und sie mit Verstande gebraucht. C.

Die vermeinte Gefahr.

Eine Fabel.

O Himmel, hub ein kleines Täubchen an,
Was giebts für Thiere doch auf Erden!
Man sollte ja vor Angst des Todes werden;
Ein Glück, wenn man zur Noth sich nur noch retten kann!
Ach, liebe Mutter, ach, für unerfahrne Kinder,
Wie ich, wär's gut, sie blieben hübsch zu Haus,
Und flögen nicht so ohne Mutter aus.
Mich überraschte die Gefahr geschwinder,
Als ich es dacht'; ich war dem Tode nah.

So, Liebchen, sprach die Mutter da,
Die ganz erschrocken aus den Augen sah,
So gehts, wenn sich das Kind schon klüger
Als seine Mutter dünken läßt;
Hielt dich vielleicht die Katz' in ihren Pfoten fest?

Ach nein, Mamachen, nein, ein Bischen klüger,
Als ihr mich macht, glaub' ich denn doch zu sein;
Wahr ist es, ich bin jung und klein:
Daß aber Katzen mich in ihre Pfoten fassen,
Das sollen sie wol bleiben lassen.

Nun ja; so ging auf deiner Reise
Der Habicht auf dich los? —

Wie ihr doch sprechen könnt! Dazu bin ich zu weise,
Ihn fürcht' ich nicht, ist er gleich groß.

Was war es denn? So rede, Schwätzerinn!
Daß ich doch weiß, woran ich bin.

Ach, Mutter, ja, ich wills erzählen,
Allein ihr müßt nicht auf mich schmälen.
Ich flog aufs Feld, da sah ich ein abscheulich Thier:
Es war ein Vogel, größer kam er mir
Wol tausendmahl als eine Henne vor.
Vier Flügel hatt' er, aber seine Füße
Konnt' ich nicht sehen, weil er saß —
Er saß ganz still auf einem Berg im Gras,
Und schlief, wie ich nun weiß, ganz süße.
Anfänglich wußt' ichs nicht, und setzte mich
Auf einen seiner Flügel hin, zu spielen.
Allein, wie bebt' ich; denn er mußt' es fühlen.
Und regte sich auf einmahl. Füchterlich
Schwang er hierauf die Flügel, daß es sauste,
Und wie der Donner um mich brauste.
Ich flog, und sah mich ja nicht um!

Ei, Kleine, schäme dich, wie dumm
Bist du noch immer! Wirklicher Gefahren
Lachst du, und Dinge, die nicht können schädlich sein,
Maschinen, nur von Holz und Stein,
Erschrecken dich! Ich wills dir offenbaren,
Dein Vogel war, du dummes Kind!

Ein bloßes Haus; ich zeig' dir morgen deren viele;
Die Flügel, die daran befestigt sind,
Bewegen sich bloß durch den Wind;
Die Menschen nennen's eine Mühle.

Dem Täubchen sind die Kinder gleich,
Die wirkliche Gefahren kühn verachten,
Sich für sehr große Helden achten.
Und doch im Finstern bang und todtenbleich,
Vor einem Besenstiel, behängt mit einem Rocke,
Vor einem hölzernen Perückenstocke
So hurtig, wie sie können, fliehn.

Ihr, die ihr solche Helden seid,
O, lauft auf einmahl nicht so weit,
Und habet, bitt' ich, doch die Gütigkeit,
Um bessre Nachricht einzuziehn,
Euch etwas vorwärts zu bemühn.

Der Kanarienvogel.

Eine Erzählung.

Kanarienvögel! Wer kauft meine Kanarienvögel? Schöne Kanarienvögel!

So rief ein Mann, der eben vor Fiekchens Hause vorbei ging. Es war ein Vogelhändler, der ein großes Bauer auf seinem Rücken trug. Der Korb war ganz voll von Kanarienvögeln. Sie hüpften so leicht auf den Stöcken herum, und zwitscherten so allerliebst, daß Fiekchen, von ihrer Neugierde hingerissen, sich beinahe zum Fenster hinausgestürzt hätte, um sie nur recht ansehn zu können.

Wollen Sie nicht einen Kanarienvogel kaufen, Mamsell? rief ihr der Vogelhändler zu.

J, warum nicht? antwortete Fiekchen; es kommt nur nicht auf mich an. Wart' Er ein wenig, ich will gehn und meinen Vater um Erlaubniß bitten.

Der Vogelhändler versprach, zu warten. Er setzte sein Bauer auf ein breites Geländer, das an der andern Seite der Straße war, und blieb daneben stehen. Fiekchen lief unterdessen aus des Vaters Stube, und rief ganz außer Athem: Kommen Sie doch geschwind, Vater, kommen Sie!

H. v. Gourci. Nun, was giebts denn, mein Kind?

Fiekchen. O, da ist ein Mann mit Kanarienvögeln! Ich glaube, er hat über hundert, einen großen Käfich ganz voll, den er auf dem Rücken trägt.

H. v. Gourci. Und warum freuest du dich so sehr darüber?

Fiekchen. Ja, Vater, ich will — ich meine, wenn Sie mir erlaubten, so möchte ich wol einen kaufen.

H. v. Gourci. Hast du auch Geld dazu.

Fiekchen. O, Geld habe ich genug in meinem Beutel!

H. v. Gourci. Aber wer wird denn dem armen Vogel sein Futter geben?

Fiekchen. Ich, ich, lieber Vater; Sie sollen nur sehen, er wird recht froh sein, mir anzugehören.

H. v. Gourci. Ich fürchte sehr —

Fiekchen. Was fürchten Sie, lieber Vater?

H. v. Gourci. Daß du ihn wirst verhungern lassen.

Fiekchen. Ich, ihn verhungern lassen! Ach, gewiß nicht, ich will mein Frühstück nicht eher anrühren, bis mein Vogel seines hat.

H. v. Gourci. Fiekchen! Fiekchen! du bist sehr un-

bedachtsam. Wenn du ihn nur einen einzigen Tag vergissest, so ist er hin.

Fiekchen bat, und liebkosete ihrem Vater so viel, daß er endlich ihren Bitten nachgab, sie bei der Hand nahm, und mit ihr hinausging. Sie kamen zum Bauer, und wählten sich den schönsten Kanarienvogel, der da war. Er war ein Männchen, hellgelb mit einem kleinen schwarzen Häubchen auf dem Kopfe.

Wer war froher, als Fiekchen! Sie reichte dem Vater ihren Beutel, damit er den Vogel bezahlen möchte. Hernach gab er ihr Geld zu einem schönen Käfich mit zwei krystallenen Näpfchen zum Essen und Trinken.

Fiekchen hatte nicht sobald ihren Kanarienvogel in seinen kleinen Palast gesetzt, so lief sie im ganzen Hause herum, und rief ihre Mutter, ihre Schwestern und alle Dienstboten zusammen, um ihnen den Vogel zu zeigen, den der Vater ihr gekauft hatte. Wenn einige von ihren kleinen Freundinnen zu ihr kamen, hieß es gleich: wißt ihr wol, daß ich den hübschesten Kanarienvogel in ganz Paris habe? Er ist gelb wie Gold, und hat ein Häubchen auf dem Kopfe, so schwarz wie die Federn auf meiner Mutter Hute. Er ist ein Männchen; kommt, kommt, ich will ihn euch zeigen. Er heißt Mimi.

Mimi befand sich sehr wohl bei der Sorge, die Fiekchen für ihn trug. Sobald sie aufstand, bekam er frisches Futter und klares Wasser. Wenn bei Tische Zuckerbrot aufgetragen wurde, so wurde Mimi's Theil am ersten bei Seite gelegt. Sie hatte immer kleine Stückchen Zucker in Vorrath für ihn, und sein Bauer war auf allen Seiten mit frischem Hühnerdarm und Hirse behangen.

Mimi war nicht undankbar für so viele Güte; er

lernte Fiekchen von Andern unterscheiden, und sobald sie in die Stube trat, schlug er mit den Flügeln, und zwitscherte ohne Aufhören.

Nach acht Tagen fing er an zu singen, und erfand von selbst recht artige Weisen.

Fiekchen brachte anfangs ganze Stunden bei seinem Bauer zu; allein nach und nach wurde ihr dies Vergnügen alt, und hörte endlich auf, Vergnügen für sie zu sein.

Ihr Vater schenkte ihr einmahl ein Buch mit Kupfern, das sie so angenehm beschäftigte, daß sie Mimi darüber ein wenig versäumte.

Er pipte, sobald er Fiekchen nur von weiten sah, aber Fiekchen hörte ihn nicht mehr. Beinahe eine Woche war verflossen, ohne daß er frischen Hühnerdarm oder Zucker bekommen hätte. Er wiederholte die hübschesten Gesänge, er machte sogar neue, aber Alles umsonst: Fiekchen hatte ganz andere Dinge im Kopfe.

Ihr Geburtstag war gekommen, und einer ihrer Pathen hatte ihr eine große Puppe, die auf kleinen Rädern ging, geschenkt. Ueber diese Puppe, die sie Kolombine nannte, vergaß sie den kleinen Mimi wieder ganz und gar.

Vom Morgen früh bis auf die Nacht that sie nichts, als Mamsell Kolombine an- und ausziehen, mit ihr reden und sie in der Stube herumführen. Das arme Vögelchen war sehr froh, wenn es nur am Abend ein Bischen Futter kriegte; aber manchmahl mußte es bis auf den folgenden Tag warten.

Eines Tages, als H. v. Gourci bei Tische saß, wandte er zufälligerweise seine Augen nach dem Vogelbauer, und sah den Kanarienvogel auf dem Bauche liegen. Er keuchte schwer, seine Federn standen in die Höhe, und er war so rund wie ein Knäuel.

Herr v. Gourci näherte sich, und hörte kein freundliches Gezwitscher; kaum hatte das arme Thierchen Kraft genug, Athem zu holen.

Fiekchen, schrie Herr v. Gourci, was fehlt deinem Kanarienvogel? Fiekchen erröthete. Ach, lieber Vater, ich habe — ich habe ihn vergessen — und zitternd ging sie hinaus, um die Schachtel mit Hirse zu holen.

Herr v. Gourci nahm den Käfich mit dem Vogel herunter, und besah sein Eß- und Trinknäpfchen. Ach! Mimi hatte kein Körnchen mehr, nicht einen einzigen Tropfen Wasser.

Ach, mein armes Vögelchen! rief Herr v. Gourci; du bist in sehr grausame Hände gefallen. Wenn ich das vorher gesehen hätte, ich würde dich nie gekauft haben. Die ganze Gesellschaft stand voll Bedauern vom Tische auf, und Alle sagten: der arme Vogel!

Herr v. Gourci that Futter in das Eßnäpfchen, und füllte das Trinknäpfchen mit frischem Wasser.

Mit vieler Mühe brachte er Mimi endlich zum Leben zurück.

Fiekchen entfernte sich, und ging mit Thränen in ihr Zimmer, wo sie ihr Schnupftuch ganz naß weinte.

Den andern Tag befahl Herr v. Gourci, daß man den Vogel forttragen, und ihn dem Sohne seines Nachbars, des Herrn v. Mursai, schenken solle, der für ein sehr sorgfältiges Kind gehalten wurde, und besser Acht auf ihn geben werde, als Fiekchen.

Jetzt hätte man die Klagen der Kleinen hören sollen! Ach, mein lieber Vogel! mein armer Mimi! Gewiß, ich verspreche es Ihnen, mein lieber Vater, ich will ihn in meinem Leben keinen Augenblick mehr vergessen. Lassen Sie ihn mir noch diesmahl.

Herr von Gourci ließ sich endlich durch Fiekchens Bitten rühren, und sie behielt ihren Kanarienvogel. Indessen gab er ihr doch einen scharfen Verweis, und ermahnte sie, in Zukunft ja besser Acht auf ihn zu geben.

Dieses arme Thierchen, sagte er, ist eingesperrt, und nicht im Stande, selbst für seine Bedürfnisse zu sorgen. Wenn du was gebrauchst, so kannst du es fordern; aber Mimi kann uns seine Sprache nicht verständlich machen. Wenn du ihn je wieder Hunger oder Durst leiden lässest, so —

Ein Strom von Thränen lief über Fiekchens Wangen bei diesen Worten. Sie ergriff ihres Vaters Hände und küßte sie, konnte aber vor Betrübniß kein Wort hervorbringen.

Nun war Fiekchen zum zweiten Mahl im Besitze ihres Mimi's, und Mimi war von Herzen mit seiner kleinen Gebieterinn ausgesöhnt.

Einen Monat danach mußte Herr v. Gourci mit seiner Gemahlinn eine Reise von etlichen Tagen vornehmen. Fiekchen, Fiekchen, sagte er zu seiner Tochter, laß dir deinen armen Mimi ja recht empfohlen sein!

Kaum waren ihre Aeltern in den Wagen gestiegen, so lief Fiekchen zu dem Bauer, und versorgte den Vogel mit Allem, was er gebrauchte. Einige Stunden danach fing ihr die Zeit an, lang zu werden. Sie ließ ihre kleinen Freundinnen zu sich bitten, und ihre Fröhlichkeit stellte sich wieder ein.

Sie machten zusammen einen Lustgang, und nach ihrer Zurückkunft brachten sie einen Theil des Abends mit Blindekuh und andern Spielen zu; nach diesem wurde getanzt. Endlich, ganz spät, ging die kleine Gesellschaft auseinander, und Fiekchen legte sich, von Müdigkeit ganz abgemattet, zu Bett.

Den andern Morgen erwachte sie mit Anbruch des Tages, und dachte an nichts, als Spiele und Unterhaltungen. Wenn ihr Mädchen sie gelassen hätte, wäre sie gleich zu den Fräulein von St. Maur gelaufen. Sie mußte aber bis Nachmittag warten. Kaum jedoch hatte sie gegessen, so ließ sie sich hinführen.

Und Mimi? Der mußte den ganzen Tag allein bleiben und fasten. Auch der folgende Tag wurde mit Vergnügungen zugebracht.

Und Mimi? wurde wieder vergessen.

Den dritten Tag ging es eben so.

Und Mimi? Ja, wer hätte bei so vielen Zerstreuungen an ihn denken können?

Den vierten Tag kamen Herr und Frau von Gourci von ihrer Reise zurück. Fiekchen hatte kaum an ihre Rückkehr gedacht. Sobald ihr Vater sie umarmt und sich nach ihrer Gesundheit erkundigt hatte, fragte er: Nun, was macht Mimi? Er ist recht wohl, antwortete Fiekchen mit einiger Verwirrung, und lief zum Käfich, um ihn zu holen.

Ach, das arme Thierchen lebte nicht mehr! Es lag auf dem Bauche, mit ausgestreckten Flügeln und offenem Schnabel. Fiekchen fing an, laut zu schreien, und rang die Hände. Die ganze Familie lief zusammen, und sah, was geschehen war.

Ach, mein armes Vögelchen! rief Herr v. Gourci; wie schmerzhaft ist dein Tod gewesen! Hätte ich dich vor meiner Abreise erstickt, so würdest du nur einen Augenblick gelitten haben, aber jetzt hast du drei Tage hindurch alle die Qualen des Hungers und Durstes ausgestanden, und bist in einem langen und grausamen Kampfe gestorben. Indessen bist du noch glücklich, aus so grausamen Händen erlöset zu sein.

Fiekchen hätte sich gern in die Erde verbergen mögen. Sie hätte all ihr Spielzeug, ihre ganze Sparbüchse gegeben, um Mimi das Leben wieder zu erkaufen; aber jetzt war Alles umsonst.

Herr v. Gouvci nahm den Vogel, ließ ihn ausnehmen und ausstopfen, und hing ihn an die Decke des Zimmers auf. Fiekchen unterstand sich nicht, dahin zu sehen; so oft sie ihn zufälligerweise erblickte, traten ihr die Thränen in die Augen. Sie bat ihren Vater alle Tage, ihn wegnehmen zu lassen.

Nach vielen Bitten ließ es Herr von Gouvci endlich geschehen, aber jedes Mal, daß Fiekchen sich von ihrem Leichtsinne und ihrer Unbesonnenheit hinreißen ließ, wurde der Vogel wieder aufgehängt, und sie mußte hören, daß alle Leute im Hause sagten: Armer Mimi, du hast einen sehr grausamen Tod erlitten!

Ungenannter.

Zwei Gespräche.

Erstes.

Die Mutter. Heinrich, zwölf Jahr alt. Charlotte, zehn Jahr. Luise, acht Jahr alt.

Luise.

Guten Morgen, liebes Mütterchen! Sehen Sie, da sind wir schon fix und fertig. Wenn doch nun auch schon der Kahn dawäre!

Mutter. Du wirst dich noch wol ein wenig gedulden müssen; es ist ja erst kaum sechs Uhr. Kommt, wir wollen unterdessen in den Garten gehen.

Heinrich. O, lassen Sie uns doch den Baumgang

hinuntergehen, der zum Wasser führt; kommt dann der Kahn, so können wir ihn gleich sehen. (Sie gehen in den Garten.)

Charlotte. Ach, liebe Mutter, wie herrlich das Wetter ist! Am ganzen Himmel ist kein Wölkchen zu sehen. Und sehen Sie, da wo die Sonne in das Wasser scheint, funkelt es wie tausend Demanten. Das wird eine Lust sein! Nicht wahr, erst fahren wir zu der guten Barbe, die bei Ihnen gedient hat?

Mutter. Ja.

Heinrich. Ist es weit von hier?

Mutter. Wir werden wohl eine Stunde zu fahren, und hernach auch noch ein Endchen zu gehen haben; denn ihr Haus liegt dicht nicht am Flusse.

Heinrich. O, desto besser wird das Frühstück schmecken! und hernach —? O sagen Sie doch, liebe Mutter!

Mutter. Nun, hernach gehen wir in das Wäldchen, das dicht daneben ist; da könnt ihr springen, laufen, Blumen pflücken, Schmetterlinge jagen —

Heinrich. Ja, und wenn es zu heiß wird, setzen wir uns in den dichsten Schatten, und ich lese ihnen vor.

Charlotte. Und dann, nicht wahr, liebe Mutter, dann lassen Sie unter den Bäumen decken, an dem schönen Orte, wovon Sie uns so oft gesagt haben, wo der kleine Bach fließt, der so klar ist, daß man jeden Stein darin sehen kann. O, lassen Sie uns doch ja nicht eher nach Hause fahren, bis der Mond aufgegangen ist, und dann singen Sie uns ein Lied! So bei Mondschein auf dem Wasser zu fahren, und Sie singen zu hören, das muß ein Vergnügen sein, das über Alles geht!

Heinrich (der unterdessen den Fluß hinuntergesehen hatte.) O, der Kahn, der Kahn, da kommt er! Wo ist Luis-

chen? Da läuft sie nun herum, und der Kahn ist da. Ha! da kommt sie! (Er läuft ihr entgegen.) Luischen, der Kahn ist da.

Luise (die indeß im Garten herumgestrichen ist, kommt eilends hereingelaufen). Der Kahn? O, das ist schön! Ich will gleich kommen; geben Sie mir nur erst ein Stückchen Geld; da ist eine arme Frau, und ein alter Mann mit vier Kindern, denen will ich es bringen. Ich komme gleich wieder.

Mutter. Wo hast du denn diese armen Leute gesehen?

Luise. I, der Gärtner machte die Thür auf, die ins Feld geht, um Erde hereinzufahren, und da guckte ich so ein Bißchen hinaus, da kamen sie übers Feld gerade auf mich zu. Die armen Kinderchen! — Sie sollten nur sehen, wie zerlumpt und hungrig sie aussehen; zwei sind noch ganz klein, so klein wie Bruder Fritzchen.

Mutter. Kommt, Kinder! Wir wollen doch sehen, ob sie noch da sind.

Luise. O gewiß! Ich sagte ihnen, sie sollten warten, bis ich ihnen was brächte. (Sie gehen Alle zu der Gartenthür, wo sie die arme Familie finden. Der Alte sitzt auf einem Steine neben der Mauer, die Frau hat ein ganz junges Kind auf dem Arme, und ein Mädchen von ungefähr zehn Jahren trägt ein anderes.)

Mutter. Gott, welch ein Elend! Armes Weib, ihr könnt ja kaum stehen; setzt euch auf die Bank nieder. Wo kommt ihr denn her?

Die Frau. Aus M —, meine beste Madam; mein Mann war Schuster da; weil er aber als Soldat eingeschrieben war, so mußte er im letzten Kriege mit. Da kam er nun ganz krank und elend zurück, hatte alle seine Kunden verloren, und konnte auch kei-

nen Stich mehr arbeiten. Was war zu thun, wir mußten borgen; das ging aber nicht lange, unsere Gläubiger nahmen, was wir hatten, und weil wir die Miethe nicht zahlen konnten, warf uns unser Wirth auf die Straße. Ein Bekannter von uns, auch ein armer Mann, nahm uns auf und knappte sich und seinen Kindern das Brot ab; ich kam da mit diesem armen Wurme nieder, und ein paar Tage darauf starb mein Mann. Unser guter Wirth sammelte bei gutherzigen Leuten so viel, daß er begraben werden konnte. Sobald ich mich also nur ein Bischen erholt hatte, wollte ich dem armen Manne nicht länger zur Last sein, und machte mich auf den Weg, um zu meiner Muhme in L —, wo ich her bin, zu reisen; aber daß Gott erbarme! wir kommen nicht von der Stelle.

Mutter. Wer ist denn der alte Mann?

Die Frau. Das ist mein Vater; er lebte bei uns, und ich hatte so meine Freude daran, daß wir ihn auf seine alten Tage ein wenig pflegen konnten; und nun macht mir sein Elend das meinige doppelt schwer. Er hat keine Schuh; da hat er sich nun gestern einen großen Dorn in den Fuß getreten, der ist jetzt ganz wund geworden, und nun kann er gar nicht mehr fort. Wenn Sie mir doch ein Stückchen alte Leinwand, und ein Bischen Brot für meine armen Kleinen geben wollten?

Mutter. Das sollt ihr haben; wartet nur ein wenig. Kommt unterdessen in den Garten und setzt euch nieder. (Sie entfernt sich ein wenig mit den Kindern, die der Erzählung des armen Weibes aufmerksam zugehört hatten. Lottchen hatte ihre Rührung durch Thränen bezeigt, indeß Luischen ein Stückchen Brot, daß sie zu ihrer Reise eingesteckt, unter die Kinder vertheilt, und Heinrich dem Mädchen, die

unter ihrer Bürde beinahe erlag, den kleinen Jungen vom Arme nimmt.)

Mutter. Kommt, meine Lieben, wir wollen den armen Leuten etwas Brot holen; ich will ein Paar Schuh und Strümpfe für den alten Mann aussuchen. — Freilich wird das nur eine kleine Hülfe sein.

Charlotte. Ja wohl nur eine kleine Hülfe! Sie hörten ja, daß sie gar nicht aus der Stelle kommen; und wenn sie unterwegs krank würden, und könnten gar nicht weiter — die Muhme wird auch wol nicht viel haben; und wenn sie sie vollends nicht zu sich nehmen wollte. — Ach, liebe Mutter, Sie sind ja sonst so gütig gegen die Armen; wenn Sie ihnen doch Geld gäben, daß sie fahren könnten, und auch noch etwas übrig behielten, wenn sie nach L — kommen!

Mutter. Traust du mir nicht zu, liebes Lottchen, daß, wenn es in meiner Macht wäre, diesen armen Leuten, so wie du wünschest, zu helfen, ich es gern und mit Freuden thun würde? Aber leider! kann ich nicht. Du weißt, wir sind nicht reich, und ich kann eine Summe, die hiezu hinlänglich wäre, nicht erübrigen.

Heinrich. Nehmen Sie unser Geld, liebe Mutter; denn ich könnte heute gewiß keinen vergnügten Augenblick genießen, wenn die armen Leute wieder so fortmüßten.

Mutter. Wie viel hast du denn?

Heinrich. Ich habe sechs Groschen.

Mutter. Und ihr Beide?

Charlotte. Ich habe drei Groschen.

Luise. O, ich bin recht reich! ich habe vier Groschen.

Mutter. Das macht zusammen dreizehn Groschen. Nein, meine guten Kinder, das ist lange nicht genug

Ich weiß nur Ein Mittel, diesen armen Leuten zu helfen. Könnt ihr euch entschließen, eurem heutigen Vergnügen zu entsagen? Ich habe euch diese Lust schon seit einiger Zeit versprochen; sie sollte zur Belohnung eurer guten Aufführung sein, und ich habe immer etwas dazu bei Seite gelegt; denn ich muß nicht nur den Kahn bezahlen, sondern auch die Barbe für ihre Bewirthung belohnen; und bei solchen Gelegenheiten muß man eher zu viel, als zu wenig geben. Dies Geld gehört euer; ihr könnt damit machen, was ihr wollt. Mit eurem Taschengelde zusammengenommen, würde es hinreichen, eine Fuhr für die armen Leute zu bezahlen, und ihnen auch noch etwas mit auf den Weg zu geben.

Charlotte. O, das ist herrlich! Heinrich, Luise, nicht wahr, sie sollen's haben?

Heinrich. O ja, liebe Mutter, geben Sie es ihnen nur immer; denn was hätte ich für Freude bei der Lustfahrt, wenn ich immer denken müßte, du fährst oder gehst nun so ruhig, und die armen Leute verschmachten jetzt vielleicht vor Hunger und Mattigkeit; ich müßte mich ja, weiß Gott, in die Seele schämen; denn es sind ja Menschen, so gut wie ich; ich habe ohnehin schon oft gedacht, daß es doch eine rechte Schande ist, daß manche Leute so viel, und andere so wenig, oder gar nichts haben.

Mutter. Nein, mein Sohn, das ist keine Schande; denn zu geschweigen, daß sich die meisten Menschen ihr Unglück selbst zuziehen, so läßt Gott dieses aus sehr weisen Absichten zu. Würdest du jetzt wol Gelegenheit haben, dich in den Tugenden der Wohlthätigkeit und Selbstverläugnung zu üben; würdest du das süßeste aller Vergnügungen schmecken können, dem Elenden beizustehen, und die Last seines Unglücks zu erleichtern, wenn kein Unterschied der Stände und Glücksgüter in der

Welt wäre? Doch ein andermahl sprechen wir mehr hievon. Nun, Luischen, du hast ja noch nichts gesagt?

Luise. Ja nun, liebe Mutter, unsere Luftfahrt war freilich eine schöne Sache; ich denke aber, wenn sich die Leute so freuen werden, das wird doch noch schöner sein. Kommen Sie nur geschwind, die armen Kinder hungern gewiß recht sehr.

Mutter (umarmt ihre Kinder). Recht so, meine Kinder! Gott erhalte euch dieses gute, liebevolle Herz, so wird es euch nie an Freude fehlen! (Sie gehen in das Haus.)

Elise Reimarus.

Zweites Gespräch.

Die Mutter. Charlotte. Luise.

Charlotte.

Ach, liebe Mutter, Sie hätten nur sehen sollen, was die Kinder für Augen machten, als ich die Schüssel mit Milch, und Luischen das Brot hinbrachte. Alle drängten sich um die Mutter herum, und zeigten auf mich und Luischen. Und denken Sie nur, die Aelteste, das muß ein recht gutes Mädchen sein; sie wollte nicht eher einen Bissen anrühren, bis sie ihrem kleinen Bruder, der noch nicht allein essen kann, zu essen gegeben hatte.

Mutter. Das arme Mädchen ist sehr zu bedauern; sie ist schwächlich, durch das Tragen hat sich ihr Körper schon etwas auf die Seite gegeben; jetzt könnte dem Uebel noch wol abgeholfen werden; wenn sie aber bei ihrer Mutter bleibt, so wird sie sich immer so mit ihren jüngern Geschwistern herumschleppen müssen, und

endlich ganz schief werden; dabei wird sie auch nichts lernen können, und also ein elendes Geschöpf sein. Wenn sie hingegen Gelegenheit hätte, Handarbeiten zu erlernen, so könnte sie einmahl ihrer Mutter sehr nützlich sein, und ihr helfen, ihre übrigen Geschwister zu ernähren.

Luise. Wissen Sie was liebe Mutter, lassen Sie sie bei uns bleiben; ich will sie nähen und stricken lehren; dann kann sie Hemden nähen und Strümpfe stricken, und sie hernach verkaufen, und das Geld ihrer Mutter schicken.

Charlotte. Ja, das ist kein übler Gedanke; wenn Sie nur wollten — thun Sie es doch, liebe Mutter; denken Sie, wenn das gute Mädchen so buckelig werden sollte, wie die alte Frau, die wir neulich sahn, und nichts arbeiten könnte, dann müßte sie wieder betteln gehn, und wir hätten ihr nichts geholfen.

Mutter. Bedenkst du auch, Lottchen, wie viel es dir kosten würde, wenn ich dir deine Bitte zugestehn sollte?

Charlotte. Mir kosten? — Ich wüßte nicht —

Mutter. Nun, so will ich dir's sagen. Wenn wir dieses Mädchen zu uns nehmen, so müssen wir ihr gute, reinliche Kleider geben; da wir aber nichts übrig haben, so müßte ich Das, was diese Kleider mir kosten würden, an den eurigen ersparen. Statt der nesseltuchenen Kleider, die ich euch kaufen wollte, würdet ihr nur leinwandne bekommen, und um eure neuen Hüte müßtet ihr, statt des Flors und der Blumen, nur ein Band stecken. Auch eure Alltagskleider müßten inskünftige schlechter sein.

Charlotte. Ja so — das nesseltuchene Kleid hätte ich doch gar zu gern gehabt; Hofraths Malchen hatte ihr's letzthin an; Sie können nicht denken, wie gut sie

darin aussah. Leinwand — ja, das wird wol freilich nicht so gut kleiden. Was meinen Sie, liebe Mutter?

Mutter. Nein, freilich nicht.

Charlotte (nach einigem Nachdenken). I nun, wenn ich auch nicht so gut darin aussehe; das arme Mädchen sieht doch noch häßlicher aus in ihren garstigen Lumpen, und sie könnte auch wol krank werden, wenn sie diese länger trüge; denn Sie haben uns immer gesagt, daß Reinlichkeit mit zur Gesundheit beitrage.

Mutter. Ganz gewiß. Nun, Luischen, was sagst du dazu? Bist du zufrieden, wenn ich dir ein leinwandnes Kleid kaufe?

Luise. O, recht zufrieden! Damit kann man doch noch herumspringen. Mit dem Nesseltuch ists gar zu gefährlich. Malchen drängte sich neulich nur ein Bißchen an der Hecke vorbei, sieh, da hatte sie gleich ein Loch! So würde mir's gewiß auch gehn.

Charlotte. Ja, du bist auch so ein kleiner Wildfang. Ich hätte mich schon in Acht genommen, wenn ich nur eins bekommen hätte.

Mutter. Nun, das ist gut; aber das ist noch nicht Alles. Du, Luischen, botest dich vorher an, sie nähen und stricken zu lehren; aber dazu bist du viel zu flüchtig, und verstehst es auch nicht so gut, als deine Schwester; das würde also deine Arbeit sein, Lottchen, denn ich habe nicht Zeit dazu; du weißt aber noch nicht, wie viel Geduld zum Unterricht gehört; ich kenne dich, du bist heftig, das arme Mädchen würde vielleicht Manches nicht sogleich begreifen können; du würdest sie anfahren, und ihr übel begegnen, und ich würde mich genöthiget sehn, dich zu bestrafen. Nun, was meinst du? Getraust du dir wol, zu versprechen, dich niemals mehr von deinem auffahrischen Wesen übereilen zu lassen?

Charlotte. Ach nein, liebe Mutter, das kann ich nicht versprechen. Sie wissen wol, neulich; (traurig) — Sie hatten's mir so vorgehalten, und ich dachte gewiß, nun solle es doch nie wieder geschehen; aber wie Sie ausgegangen waren, da ließ Luischen eine Masche in ihrem Strumpfe fallen, so tief, daß ich sie kaum wiederkriegen konnte und da ward ich wieder so böse, und schalt sie; es that mir wol hernach sehr leid, aber es war doch schon geschehn!

Mutter. Und wäre ich zu Hause gewesen, so hätte ich dich bestraft; denn es ist sehr häßlich, wenn Kinder, die noch selbst so vieler Nachsicht bedürfen, bei den Fehlern Anderer gleich alle Geduld verlieren wollen. Menschen, bei welche diese böse Eigenschaft Wurzel gefaßt hat, werden gemeiniglich, auch bei den größten Fähigkeiten, von Niemand geliebt. Du mußt dich also durchaus von diesem Fehler bessern.

Charlotte. Ja, das will ich auch gewiß; und sehn Sie, da wird's besser sein, wenn Sie das Mädchen ins Haus nehmen; dann werde ich mehr Gelegenheit haben, mich zu üben.

Mutter. Und wenn du dir Mühe giebst, so wird's dir auch zuletzt gelingen. Nun, Luischen, noch eins, daß dich auch angeht; ihr müßt jetzt täglich eine Stunde länger arbeiten, damit das arme Kind bald ihre Kleider und Wäsche bekommt.

Luischen. O, so bekomme ich doch auch was; ich dachte schon, Lottchen sollte Alles thun.

Mutter. Ja, ja, versprechen ist leicht; seid versichert, daß ich euch nichts schenken werde. Wenn ihr also mit allem Diesen zufrieden seid, so will ich das Mädchen hier behalten. Erinnert euch aber, daß ihr selbst gewählt habt, und euch also nie beklagen dürft.

Beide. Nein, gewiß nicht; Sie werden's sehen.

Mutter. Nun, so kommt, wir wollen den Leuten diese gute Nachricht bringen; ich denke, ihre Freude wird euch Lohn und Aufmunterung sein.

Elise Reimarus.

Zur Warnung für die Horcher.

Es ist in den meisten Fällen ungerecht, die Gespräche Anderer zu belauschen, wenn diese Ursache haben, zu glauben, daß sie ohne Zeugen mit einander reden. Nicht selten entsteht auch großes Unheil daraus, bald für die Behorchten, bald für die Behorcher selbst, bald für Beide.

Hört, meine jungen Leser, ein lächerliches Geschichtchen, welches euch zur Warnung dienen kann, eure Neugierde zu zähmen, um nicht hören zu wollen, was für euch nicht geredet wird.

Zwei Barfüßer — Mönche, welche unter andern das Gelübde gethan haben, immer barfuß gehen zu wollen — kamen eines Abends spät in ein Dorf, um daselbst zu übernachten. In Ermangelung einer Schenke kehrten sie bei einem Fleischer ein, und fanden ihn bereitwillig, sie aufzunehmen.

Er räumte ihnen ein kleines Kämmerchen ein, welches an seine eigene Schlafkammer stieß, und nur durch eine dünne bretterne Wand davon abgesondert war.

Hier hörten sie, da der Fleischer mit seiner Frau zu Bette ging, Beide mit einander reden, und ihre Neugier verleitete sie, das Ohr an die Bretterwand zu halten, um zu hören, was die beiden Leute doch wol

mit einander reden möchten? Aber wie bekam ihnen dieser Vorwitz!

Sie hörten ganz vernehmlich, daß der Fleischer die schrecklichen Worte sprach: Der eine von unsern Barfüßern ist fett genug, der andere zwar noch nicht; aber ich denke doch, wenn das Fleisch von Beiden zusammengehackt wird, soll's recht gute Würste geben. Ich will sie also nur immer abschlachten.

Die Haare standen den Horchern zu Berge, und sie sahen kein anderes Mittel zu ihrer Rettung vor sich, als zum Fenster hinunterzuspringen.

Der Magerste von ihnen machte den Anfang, sprang so glücklich, daß er gar keinen Schaden nahm, und lief sogleich, als brenne ihm der Kopf, davon.

Der andere, der zu seinem Unglücke sehr wohl bei Leibe war, sprang auch; allein er brach ein Bein, und da er nicht zu schreien wagte, so kroch er in einen nahen Schuppen, um sich daselbst bis zum Tagwerden, vor dem Messer des unmenschlichen Fleischers zu verkriechen.

Aber wie groß war sein Schrecken, da er noch vor Tages Anbruch den vermeinten Menschenfresser kommen hörte, der sein Schlachtmesser wetzte, und die fürchterlichen Worte hören ließ: Nur heraus, heraus, ihr Herren Barfüßer! Eure letzte Stunde ist gekommen; da hilft kein Maulspitzen!

Der arme Mönch erhob ein lautes Angstgeschrei, flehete um Erbarmen; und der Fleischer? — stand, wie Einer, der aus den Wolken fällt.

I, was ist Ihnen denn? fragte er endlich mit Erstaunen, und wie kommen Sie denn hierher?

Der Barfüßer antwortete mit ausgestreckten, um Gnade flehenden Händen: Ach, Erbarmen, Erbarmen,

lieber Mann! Ich habe Ihm ja nichts zu Leide gethan!

Der Fleischer wußte noch immer nicht, woran er wäre, bis es endlich zur Erklärung kam; da es sich denn fand, daß die ganze Sache ein paar Schweinen gegolten hatte, die er, ich weiß nicht warum, seine Barfüßer zu nennen pflegte.

Der Mann bedauerte hierauf das Unglück des Mönchs, nahm ihn in sein Haus, und ließ ihn heilen.

Dieser schätzte sich glücklich, dem Wurstkessel entgangen zu sein, und nahm sich vor, seine Neugier künftig im Zaume zu halten und niemahls wieder zu horchen. C.

Liebe für Aeltern.

Ein liebenswürdiger Knabe beweinte mit aufrichtiger Betrübniß den Tod seines zärtlichen Vaters.

Einer seiner Gespielen wollte ihn trösten, und stellte ihm vor, daß er sich jederzeit gehorsam, liebreich und ehrerbietig gegen seinen verstorbenen Vater bezeigt habe.

So dachte ich auch, gab der Knabe zur Antwort, so lange mein Vater noch lebte, aber nun erinnere ich mich mit Schmerzen und Bekümmerniß, daß ich oft ungehorsam und nachläßig gewesen bin. Und ach! jetzt ist es zu spät, ihn um Vergebung zu bitten!

Die Geduld.

Ein Knabe besuchte lange Zeit die Schule mit vielem Eifer.

Als er einst nach Hause kam, fragte ihn sein Vater: was er denn nun gelernt habe? — Du sollst es schon

erfahren, gab ihm der junge Mensch zur Antwort, sobald sich Gelegenheit finden wird, es zu zeigen.

Er dachte nämlich, man frage ihn nach Dem, was das Wichtigste ist, nämlich: was für Tugenden er angenommen habe?

Allein sein Vater, der ihn nicht verstund, hielt diese Antwort für unbescheiden, und fing an, ihn zu schlagen.

Der junge Mensch ertrug die Schläge mit vieler Geduld und Gleichgültigkeit, indem er zu seinem erzürnten Vater sagte: das ist es: was ich gelernt habe, nämlich alle unangenehme Schicksale mit Geduld zu ertragen.

Ein ganz untrügliches Mittel, sein Leben zu verlängern.

Ihr Alle, meine lieben kleinen Leser, wünscht vermuthlich, lange, recht lange zu leben; und es muß euch daher angenehm sein, ein sicheres Mittel zu lernen, wodurch ihr euer Leben wol um einige zwanzig Jahre höher bringen könnt, als andere Menschen, welche dieses Mittel entweder nicht kennen, oder nicht gebrauchen mögen. Hier ist es!

Darin werdet ihr zuvörderst wol mit allen vernünftigen Leuten einig sein, daß nicht diejenige Zeit, in welcher wir schlafen oder müßig gehn, sondern nur diejenige, in welcher wir etwas Gutes verrichten, unser Leben ausmacht.

Wenn nun Jemand, der bisher gewohnt war, um acht Uhr aufzustehn, künftig im Sommer um fünf, im Winter um sechs Uhr aufstände, und die dadurch gewonnenen Stunden dazu anwendete, entweder etwas

Nützliches zu lernen oder zu thun, so würde er in vierzig Jahren 36400 Stunden mehr gelebt haben. Rechnet man nun acht nützlich angewandte Stunden auf einen Tag, so beträgt jene gewonnene Summe von Stunden gerade 4550 Tage, oder 12 Jahre und 170 Tage.

Um so viel hätte er also in vierzig Jahren mehr gelebt, als Andere, welche täglich zwei bis drei Stunden länger schliefen, als er. Wollt ihr noch ein anderes Mittel hören, wodurch ihr in ebendieser Zeit abermahls zehn Jahre gewinnen könnt? Leset nur weiter.

Gesetzt, ihr hättet bisher fünf Stunden in der Schule zugebracht, um etwas zu lernen, und Eine Stunde, um das Gelernte zu wiederholen, und ihr wäret die ganze übrige Zeit des Tages müßig herumgelaufen, so könntet ihr abermahls täglich zwei Stunden, und also in vierzig Jahren 3650 Tage, oder zehn Jahre erübrigen, wenn ihr von nun an alle Tage eine Stunde zur Vorbereitung auf eure Lehrstunden, eine zur Wiederholung, und noch eine, entweder zum Lesen guter Bücher, oder zu allerlei Ausarbeitungen, oder zum Erlernen irgend einer nützlichen Handarbeit von euern Spielstunden abkürztet.

Versucht's nur, Kinder, und ihr werdet finden, daß beide Mittel ganz untrüglich sind, und mir einst herzlich danken, daß ich sie euch bekannt gemacht habe.

C.

Arbeitsamkeit.

Dionysius speisete einst in Lacedämon, wo man ihm eine schwarze Suppe vorsetzte, welche das gewöhnliche Gericht dieses Volkes war.

Der Prinz gab zu verstehen, daß er keinen Geschmack an diesem Gerichte finde. Ich glaube es, sagte ein Lacedämonier; denn es fehlt das Gewürz.

Welches denn? fragte Dionysius.

Die Arbeit, antwortete Jener, der Hunger, und der Durst.

Das Gericht über Kinder.

Ich will euch einen löblichen Gebrauch von einem alten Volke erzählen, lieben Kinder; aber — den Namen des Volks habe ich vergessen.

So viel weiß ich wol, daß es ein recht gutes, verständiges Volk war. Könige hatte es nicht, sondern es lebte so in einem Freistaate, wie die Leute zu Hamburg und Lübeck.

Nun, dies brave Volk hielt auch besonders viel auf gute Kinder. Die ältesten und weisesten Leute, die denn so die Aufsicht über Alles hatten (und die man hier nicht Obrigkeit und Richter, sondern liebe Väter nannte) meinten, es gehöre mit zu ihrer väterlichen Sorge für ihre Mitbürger, daß sie die Erziehung der Kinder derselben zu ihrer eigenen Sache machten.

Alle Vorschläge, Anweisungen und Verordnungen, die sie deßwegen gaben, kann ich euch nicht erzählen; das würde zu lang werden. Das könnt ihr mir aber glauben, daß alle darauf abzielten, daß die Kinder immer ein gutes Gewissen haben, immer unserm lieben Gott und allen guten Menschen wohlgefällig, und stets heiter und froh sein sollten.

Jung gewohnt, alt gethan, dachten die lieben Väter; sind sie als Kinder so glücklich, so werden sie

sich auch gewiß in Acht nehmen, als Erwachsene dies Glück zu verlieren, und so wird unser Volk immer ein glückliches Volk bleiben.

Man kannte hier das Gericht, welches die alten Aegipter über ihre Todten zu halten pflegten.

Die Sache verhielt sich kurz so: Wenn zu Memphis, der Hauptstadt des Landes, eine Leiche beigesetzt werden sollte, so versammelten sich 40 Richter an dem See, über den sie gefahren werden mußte. Nun war es Jedem erlaubt, den Verstorbenen anzuklagen. Konnte man beweisen, daß er lasterhaft gewesen war, so wurde er nicht begraben. Und das hielten die Aegipter für eine große Schande und für ein großes Unglück.

Die Sache hatte ihr Gutes. Denn die Lebenden hielten sich aus der Ursache desto besser, damit sie nach ihrem Tode bei ihren Landsleuten keinen bösen Namen hinterlassen möchten.

Die Väter des Volks, von dem ich euch erzähle, nahmen von diesem Aegiptischen Gericht über die Todten den Einfall her, alle halbe Jahr über die Kinder ihres Volkes eine ähnliche gerichtliche Untersuchung anzustellen.

Sie hatten hiezu verschiedene Gründe. Einmahl wollten sie die Edelsten und Besten unter ihrer Jugend kennen lernen, damit sie ihnen einst die wichtigsten Aemter anvertrauen könnten. Sie wollten aber auch die Bösen und Lasterhaften erforschen, damit sie, durch Strafe oder Beschämung, noch auf den rechten Weg zurückgebracht werden möchten.

Endlich wollten sie auch den Aeltern und Lehrern Anweisungen bei dieser Gelegenheit geben, wie sie auf die beste Weise ihre Kinder gut und glücklich machen könnten. Denn sie hatten wol gemerkt, daß viele Ael-

tern und Aufseher, beim besten Willen, doch nicht immer die besten Mittel dazu gebrauchten.

Es wurden also Richter bestellt. Jeder kleine Mensch sollte vom 6ten Jahre seiner Kindheit an, bis zum 18ten Jahre seiner Jugend, diesem Gerichte unterworfen sein. Es erstreckte sich über Mädchen und Knaben.

Väter und Mütter wurden bei der zärtlichen Liebe, die Gott für ihre Kinder ihnen eingepflanzt, Lehrer und Aufseher bei der schweren Rechenschaft, die sie dem Allwissenden geben müssen, die Bedienten des Hauses bei ihrem künftigen Glück, und Jeder, der ein Kind kannte, bei den heiligen Rechten der Menschheit beschworen, durch keine Leidenschaft, oder durch sonst Etwas sich abhalten zu lassen, Etwas anzuzeigen, was schädliche Folgen für eine junge Seele haben könnte.

Doch wollten die Richter auch vorzüglich alle gute Thaten der Kinder wissen, und außer dem großen Lohne, der stets innerlich mit ihnen verknüpft ist, sollte noch ein Kranz eine äußere Belohnung für die Guten, und ein Sporn zur Nacheiferung für die Trägern werden.

Das Gericht dauerte zwei Monate hinter einander.

Der erste Monat war für die Kinder von 6 bis 12, der andere für die Jugend von 12 bis 17 Jahr bestimmt.

Und nun will ich euch so einen Gerichtstag beschreiben, wenn ihr Lust habt, zuzuhören.

Am 10ten Tage des ersten Gerichtsmondes, da die ehrwürdigen Männer schon einige Stunden lang ihre heilsame Beschäftigung fortgesetzt hatten, traten zwei Männer auf, und ein lieber achtjähriger Knabe an der Hand des einen, der sein Vater war. Freude funkelte dem Manne aus den Augen, und eine Schamröthe verschönerte das Gesicht des Kleinen.

Weise Richter, sprach der Vater, dies ist mein Sohn!

Aber wenn er auch der Sohn eines der Feinde unſers Vaterlandes wäre, ſo müßte ich doch ſagen, er ſei werth, von euch, von allen guten Menſchen, von allen tugendhaften Kindern geliebt zu werden. Er iſt mir, ſeiner Mutter, ſeinen Lehrern, ſtets aufs Wort gehorſam geweſen, und Jeder, der ihn kennt, hat ihn bis jetzt geliebt.

Aber neulich — o erlaubt, daß ich euch die Geſchichte erzähle, durch die er dem väterlichen und mütterlichen Herzen ſich ſo theuer gemacht hat. Doch nein! laßt meinen ehemaligen Nachbar hier reden, er iſt Zeuge geweſen; und erlaubt, daß ich mit ihm mich ſo lange entferne.

Die Erlaubniß wurde ertheilt, und der Nachbar ſollte reden.

Ich ſah, fing er an, den Knaben vom 4ten bis 7ten Jahre aufwachſen. So lange wohnte ich nahe bei ſeinem Vater. Erſt vor einem Jahr zog ich in eine andere Gegend.

Seit der Zeit ſprach ich, wegen der Entfernung, ſeinen Vater nur Augenblicke, ſah aber den Knaben nicht.

Ich liebte ihn; denn Alles, was der Vater vorher ſagte, und mehr noch, iſt wahr. Aber ich konnte mich der Sorge nicht entſchlagen, ob vielleicht nur die beſtändige Aufſicht die Tugend des Knaben beſtimme, und ich wollte wiſſen, ob ſie auch dann Stand halte, wenn ſie von Niemand geſehn, bemerkt und gelobt werde?

Ich wählte einen Mittag, da ich wußte, daß ſeine Aeltern nicht zu Hauſe waren. Ich lockte durch einen Fremden den Bedienten, dem die Aufſicht des Hauſes anvertrauet war, fort, und nun kam ich in der Kleidung des ärmſten Bettlers, und pochte an die Thür.

Der Knabe öffnete ein Fenſter. — Lieber Mann,

sagte er, ich habe kein Geld, daß ich dir geben darf; hier liegt zwar welches, aber das gehört meiner Mutter. Komm morgen wieder, ich will sie gewiß bitten, daß sie dir etwas geben soll.

Ach, ich bin so hungerig! sagte ich.

Hungerig? Ich will dir die Thür aufmachen, wenn ich kann.

Er konnts nicht. — Sogleich reichte er mir seine ganze Mittagsmahlzeit, die ihm eben aufgesetzt war, zum Fenster hinaus.

Aber nun leidest du selbst Hunger!

Schadet nicht; ich esse mich alle Mittag und Abend satt, — und kanns gewiß bis heute Abend aushalten.

Du wirst es nun wol deinen Eltern sagen, wenn sie heimkommen, damit du doppelt empfängst.

Nein, lieber Mann! das thue ich nicht. Sonst —

Was sonst? sie würden mit dir zürnen?

Das weiß ich besser, loben würden sie mich. Aber mein Vater sagt, wenn man meint, was Gutes gethan zu haben, so muß man nicht einmahl mehr daran denken, viel weniger es erzählen.

So will ich warten, bis sie kommen, und —

Ja wenn du das thust, so bitte ich Vater und Mutter, daß sie dir ganz böse werden. — Aber geh geschwind — ich seh den Bedienten kommen.

Ich ging, und wirklich hielt der Knabe Wort. Seine Aeltern erfuhren nichts, und er schränkte mit dem besten Muthe sein Abendessen auf das gewöhnliche ein.

Nun erzählte ichs dem Vater; er schwieg, denn er wollte noch eine Probe machen.

Ihr wißt, das herrliche Schauspiel, welches ihr alle Jahr für unsere Kinder aufführen laßt, macht so tiefen Eindruck auf sie, daß sie sich das ganze Jahr darauf

freuen. Mit unaussprechlicher Sehnsucht hatte c
dieser Knabe den Tag erwartet.

Er kam. Der Vater ließ das Kind die wen
Schritte allein gehen — Freude beflügelte ihn. Pl
fiel sein Blick auf ein kleines Mädchen, welches erba
lich weinte, und ihn anflehete, ihr etwas für M
und Schwester, die vor Hunger entkräftet läge
schenken.

Da, sprach er — und gab ihr die Hälfte des
des, welches zu seinem Vergnügen bestimmt w
und kehrte ruhig zu Hause.

Der Vater hatte ihm dies wirklich arme Me
heimlich in den Weg gestellt; denn er wollte er
ob sein Sohn auch wol seinen liebsten Wunsch
opfern, und das Vergnügen, zu helfen, einer s
Freude vorziehen könne.

Er konnts. — Denn seine Eltern waren
gangen, und er durfte, indem er gab, auf keine
hoffen.

Abends lieferte er die erhaltene Hälfte zu
die Bedienten des Hauses erzählten, er habe a
heiter, ohne ein Wort sich merken zu lassen, s
Gärtchen umgegraben.

Die Richter wurden gerührt durch den
dieses Kindes. Man erkannte ihm den Kran
wurde gerufen — der Kranz ihm entgegenget

Nein, Väter! sprach er — Nein! Dann
ja noch lauter; mir ists genug, wenn ihr mi
sein wollt. Ihr könnt glauben, ich habe es
des Kranzes willen gethan.

Freudenthränen stürzten dem Vater
Freunde aus den Augen. Eine heimliche
terte auf den Wangen der Greise, und der

da — [illegible]
der Thor ist. —
[illegible]
bald [illegible]

Wozu [illegible]

Aber, [illegible]
gewollt [illegible]
[illegible]
sollten.
[illegible]
[illegible]
als [illegible]
ben, als [illegible]
haben [illegible]
[illegible]
[illegible]
[

freuen. Mit unaussprechlicher Sehnsucht hatte auch dieser Knabe den Tag erwartet.

Er kam. Der Vater ließ das Kind die wenigen Schritte allein gehen — Freude beflügelte ihn. Plötzlich fiel sein Blick auf ein kleines Mädchen, welches erbärmlich weinte, und ihn anflehete, ihr etwas für Mutter und Schwester, die vor Hunger entkräftet lägen, zu schenken.

Da, sprach er — und gab ihr die Hälfte des Geldes, welches zu seinem Vergnügen bestimmt war — und kehrte ruhig zu Hause.

Der Vater hatte ihm dies wirklich arme Mädchen heimlich in den Weg gestellt; denn er wollte erfahren, ob sein Sohn auch wol seinen liebsten Wunsch aufopfern, und das Vergnügen, zu helfen, einer sinnlichen Freude vorziehen könne.

Er konnts. — Denn seine Eltern waren ausgegangen, und er durfte, indem er gab, auf keinen Ersatz hoffen.

Abends lieferte er die erhaltene Hälfte zurück, und die Bedienten des Hauses erzählten, er habe ruhig und heiter, ohne ein Wort sich merken zu lassen, sein kleines Gärtchen umgegraben.

Die Richter wurden gerührt durch den Edelmuth dieses Kindes. Man erkannte ihm den Kranz zu. Er wurde gerufen — der Kranz ihm entgegengetragen.

Nein, Väter! sprach er — Nein! Dann würde es ja noch lauter; mir ists genug, wenn ihr mir nur gut sein wollt. Ihr könnt glauben, ich habe es nicht um des Kranzes willen gethan.

Freudenthränen stürzten dem Vater und seinem Freunde aus den Augen. Eine heimliche Thräne zitterte auf den Wangen der Greise, und der Knabe stand

da — hochroth — als wenn die Sonne aufgeht, und der Thau fällt. —

Gefällt euch dies, liebe Kinder, so erzähle ich euch bald wieder von einem andern Gerichtstage. C.

Wozu sind Reiche und Arme in der Welt?

Gottlieb.

Aber, Vater, warum mag der liebe Gott doch wol gewollt haben, daß einige Leute arm wären?

Vater. Weil er wollte, daß einige Leute reich sein sollten.

Gottlieb. Wie so, Vater?

Vater. Ich meine, wenn kein Mensch weniger hätte, als er gebraucht, so würde auch kein Mensch mehr haben, als er nöthig hat. Denn, wenn der Eine zu viel haben soll, so muß der Andere zu wenig haben.

Gottlieb. Aber warum sollten denn einige Menschen zu viel haben?

Vater. Beantworte mir erst eine andere Frage: sind Mitleid und Wohlthätigkeit nicht schöne, liebenswürdige Tugenden eines Menschen?

Gottlieb. Allerdings.

Vater. Und wäre es nicht Jammer und Schade, wenn diese Tugenden bei den Menschen nicht gefunden würden?

Gottlieb. Ja freilich!

Vater. Könnten aber Mitleid und Wohlthätigkeit wol unter den Menschen Statt finden, wenn sie Alle in gleichem Wohlstande wären? wenns dem Einen nicht zuweilen schlimm, dem Andern besser ginge.

Gottlieb. Nein; da hätte ja keiner Gelegenheit, mitleidig und wohlthätig zu ſein.

Vater. Kann man aber eine Tugend erwerben, und immer ſtärker darin werden, wenn man ganz und gar keine Gelegenheit hat, ſie auszuüben?

Gottlieb. Nein!

Vater. Du ſiehſt alſo, daß die ſchöne Tugend des Mitleids und der Barmherzigkeit gegen Nothleidende gar nicht Statt haben könnte, wenn keine Nothleidende wären. Gott mußte ja alſo wol zugeben, daß in ſeiner Welt Arme und Reiche wären, damit Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit darin ſein konnten.

Gottlieb. Aber deßwegen brauchten doch einige Leute gerade nicht ſo ſehr reich zu ſein.

Vater. Die ſehr reichen Leute ſollten mit ihrem Reichthume ſehr viel Gutes ſtiften; ſollten zum Beſten anderer Menſchen Etwas damit thun, was mit wenigerm Gelde nicht gethan werden kann.

Gottlieb. Aber thun ſie das auch immer?

Vater. Schlimm für ſie, wenn ſie es nicht immer thun! Denn bloß dazu gab ihnen Gott ſo viel, damit ſie zum Beſten ihrer Brüder viel damit ausrichten ſollten.

Gottlieb. Ja, aber was haben denn nun die Armen davon, daß ſie arm ſind?

Vater. Ich muß dir dieſe Frage abermahls durch eine andere Frage beantworten: glaubſt du nicht, daß Geduld, Vertrauen auf Gott, und Dankbarkeit gegen Diejenigen, die uns Gutes erweiſen, auch ſchöne und wünſchenswürdige Tugenden ſind?

Gottlieb. Das verſteht ſich!

Vater. Wenn hat man aber am meiſten Gelegenheit, dieſe herrlichen Tugenden zu üben? Wenn man Alles in Ueberfluß hat und es immer wohl geht, oder wenn man

an vielen Bequemlichkeiten des Lebens Mangel leidet?

Gottlieb. Im letzten Falle.

Vater. Wenn nun Gott wollte, daß auch diese Tugenden in seiner Welt geübet würden, und wenn er nach seiner Allwissenheit vielleicht vorussah, daß einige Menschen sie nicht anders üben würden, als wenn sie arm wären: was mußte er thun?

Gottlieb. Er mußte zugeben, daß diese Menschen in Armuth geriethen.

Vater. Begreifst du nun, was die Armen davon haben, daß sie arm sind? — Aber noch eins! Glaubst du nicht auch, daß es viele Leute giebt, die ein gemächliches Leben gar nicht ertragen könnten? welche böse Menschen werden würden, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit mit Mangel und Elend zu kämpfen hätten? Ich weiß ein merkwürdiges Beispiel hievon, und will es dir erzählen.

Ein armer Landmann mußte sich Tag für Tag, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, mit schwerer Arbeit qäulen, um sich selbst und seine Frau, nebst zweien Söhnen nothdürftig zu ernähren.

Oft hatten sie nur Salz und Brot zu essen, und zuweilen sogar von diesem nicht genug, um satt zu werden.

Aber sie waren genügsam und geduldig, vertraueten Gott und harreten auf seine Hülfe, welche denn auch niemahls ausblieb. Denn, wenn sie auch zuweilen noch halb hungerig sich auf ihr Strohlager legten, und nicht wußten, was am folgenden Tage aus ihnen werden würde, so hatte die göttliche Vorsehung am andern Morgen doch immer Etwas für sie veranstaltet, was sie nicht vorausgesehen hatten. Bald wurde ihnen unvermuthet von wohlthätigen Leuten etwas ins Haus gebracht, bald bot sich eine unerwartete Gelegenheit dar,

etwas zu verdienen. Kurz, diese arme Familie lebte fromm, arbeitsam, und bei aller ihrer Dürftigkeit zufrieden.

Zum Unglück hatte der Mann einen Bruder, der schon in seiner Jugend nach Indien gerathen war, und daselbst Gelegenheit gefunden hatte, sich großen Reichthum zu erwerben. Dieser kehrte jetzt mit seinem ganzen Vermögen zurück, kaufte in der Hauptstadt des Landes ein prächtiges Haus, und dachte nun den Rest seiner Tage in Ueberfluß und Wohlleben hinzubringen.

Allein plötzlich ward er krank und starb. Er hatte sich nie verheirathet gehabt; sein ganzes Vermögen fiel also seinem armen Bruder zu.

Nun kannst du dir denken, wie diesem der Kopf schwindeln mußte, da man ihm auf einmahl meldete, daß er jetzt Herr von hunderttausend Thalern sei.

Beinahe wäre der arme Mann, zusammt seiner Frau, in Ohnmacht gesunken, als sie von diesem unerwarteten Glücke benachrichtiget wurden. Es dauerte lange, ehe er sich wieder fassen konnte; und nun fing er an zu sorgen, was er mit dem vielen Gelde machen solle?

Hätte er den Eingebungen seines eigenen guten Herzens folgen wollen, so wäre er in dem Stande geblieben, worin er war; er würde einen kleinen Meierhof gekauft und dann fortgefahren haben, arbeitsam, mäßig und gottesfürchtig zu leben; einen Theil seiner Einkünfte hätte er auf die Erziehung seiner Kinder, und den Überschuß zu wohlthätigen Handlungen verwandt.

Allein da kamen thörichte Leute, und fragten: ob er den Verstand verloren habe? ob er nicht wisse, daß man von so vielem Gelde, als er nun besitze, ganz anders leben könne? Und nun beschrieben sie ihm das vornehme Stadtleben mit allen seinen armseligen Herr-

lichkeiten auf eine so reizende Weise, daß dem armen Manne vor lauter Entzücken Hören und Sehen verging.

Kurz, Martin (so hieß unser Mann) wurde beredet, das Dorf zu verlassen, nach der Hauptstadt in das prächtige Haus seines verstorbenen Bruders zu ziehen, und daselbst die faule, schwelgerische und üppige Lebensart vornehmer Leute anzufangen. Einige Schmeichler und Schmarotzer, welche ehemahls selbst in der Stadt gelebt hatten, begleiteten ihn dahin, um, wie sie sagten, ihm mit ihrem Rathe beizustehen, damit er in seinen neuen Stand sich gehörig schicken lerne.

Die erste Thorheit, zu der sie ihn verleiteten, war, sich in den Adelstand einzukaufen. Es geschah; für einige hundert Thaler ward Martin in einen Herrn von Martin umgeschaffen, und nun mußte er, zur Behauptung seiner neuen Würde, sich entschließen, alle die glänzenden überflüssigen Dinge anzuschaffen, welche in vornehmen Häusern zu den Nothwendigkeiten des Lebens gerechnet werden.

Dazu gehörten prächtige Kleider, schimmerndes Hausgeräth, theure Gemählde und andere Kunstsachen, Pferde, Kutscher, Lackrien und Köche. Dies Alles mußte nicht bloß angeschafft, es mußte auch unterhalten werden.

Noch mehr: der Herr von Martin, und die gnädige Frau von Martin und die beiden Junker von Martin mußten nun auch in der Anwendung der Zeit den vornehmen Müßiggängern, in deren Stand sie getreten waren, gleich zu werden suchen. Man stand also nicht mehr, wie sonst, mit der Sonne auf, sondern schlief, bis es schon hoch am Tage war. Dann wurden einige Stunden dem Anzuge und dem Putze gewidmet. Nun setzte man sich zur Tafel, um den Magen mit einer Menge erkünstelter Speisen zu über-

laden. Dann fuhr man aus, um langweilige Besuche zu geben, oder blieb daheim, um eben so langweilige Besuche anzunehmen. Der Rest des Tages wurde entweder mit Spielen verderbt, oder man fuhr ins Schauspielhaus oder zu Prachtversammlungen, Bällen und Mummereien. Ein großer Theil der Nacht wurde endlich wieder an der Tafel verschwendet.

Je länger dieses üppige Leben währte, desto mehr erstarb in den Herzen der unglücklichen Leute jede Tugend, die zur Zeit ihrer Armuth ihnen eigen gewesen war. An die Stelle der Arbeitsamkeit, der Genügsamkeit, der Geduld, der Gottesfurcht und der Zufriedenheit mit ihrem Zustande, traten Trägheit, unersättliche Gierigkeit, böse Laune, Gottvergessenheit und unzufriedenes Murren bei der kleinsten Ungemächlichkeit, welche sie in dem Genusse ihrer nichtswürdigen Vergnügungen störte.

Nicht genug; der Herr von Martin ergab sich auch der Unmäßigkeit im Trinken, und wurde dadurch oft einem unvernünftigen Thiere gleich. Die Frau von Martin machte das Spiel zu ihrer Leidenschaft, und verschwendete dadurch in einer Stunde mehr, als sie in ihrem vorigen Stande für sich und ihre Familie für mehre Jahre zum Unterhalt bedurft hatte. Die jungen Herren von Martin wurden faulenzende, unwissende und ausschweifende Buben, die sich ohne Scheu den schändlichsten Lastern ergaben.

Und was waren die Folgen von dem Allen? Diese:

Die großen Reichthümer des Herrn von Martin waren in einigen Jahren gänzlich aufgezehrt; er selbst hatte durch seine Unmäßigkeit, seine Frau durch ihre Spielsucht, sich einen schwachen, kränklichen Körper zugezogen. Seine Söhne hatten so viele schlechte Streiche und

Schandthaten ausgeübt, daß sie flüchtig werden mußten, weil die Obrigkeit sich ihrer bemächtigen wollte, um sie zur wohlverdienten Strafe zu ziehen. Sie wurden hierauf erst Landläufer, dann Räuber; endlich fielen sie der Gerechtigkeit in die Hände, und wurden verurtheilt, zum warnenden Beispiele für Andere, eines schimpflichen und schmählichen Todes zu sterben.

Ihre Aeltern geriethen an den Bettelstab, und fanden wenig Mitleid bei Andern, weil Jedermann wußte, daß sie selbst Schuld an ihrer Armuth waren. In Lumpen gekleidet, schwach und kränklich, irreten sie eine Zeit lang von Dorf zu Dorf, um Almosen zu sammeln, bis sie endlich in ein öffentliches Armenhaus aufgenommen wurden.

Hier brachten sie den Rest ihres Lebens in bitterer Reue über ihre Thorheiten zu, und starben endlich unter peinigenden Gewissensbissen. —

Jetzt urtheile selbst, lieber Gottlieb, ob es für diese Leute nicht ein wahres Glück gewesen wäre, in ihrem ersten armseligen Zustande zu bleiben? Dann wirst du dir auch die Frage beantwortet haben: Warum die göttliche Vorsehung bei der Austheilung der irdischen Glücksgüter Einigen mehr, Andern weniger zugemessen hat? C.

Gute Folgen einer guten That.

Der kaiserliche General, Graf M**, war ein großer Liebhaber von Pferden. Auf einem seiner Güter in Böhmen hatte er eine Stuterei, auf die er große Summen verwendete, und wo die auserlesensten Pferde zugezogen wurden.

Aber wenn er auch der Sohn eines der Feinde unſers Vaterlandes wäre, ſo müßte ich doch ſagen, er ſei werth, von euch, von allen guten Menſchen, von allen tugendhaften Kindern geliebt zu werden. Er iſt mir, ſeiner Mutter, ſeinen Lehrern, ſtets aufs Wort gehorſam geweſen, und Jeder, der ihn kennt, hat ihn bis jetzt geliebt.

Aber neulich — o erlaubt, daß ich euch die Geſchichte erzähle, durch die er dem väterlichen und mütterlichen Herzen ſich ſo theuer gemacht hat. Doch nein! laßt meinen ehemaligen Nachbar hier reden, er iſt Zeuge geweſen; und erlaubt, daß ich mit ihm mich ſo lange entferne.

Die Erlaubniß wurde ertheilt, und der Nachbar ſollte reden.

Ich ſah, fing er an, den Knaben vom 4ten bis 7ten Jahre aufwachſen. So lange wohnte ich nahe bei ſeinem Vater. Erſt vor einem Jahr zog ich in eine andere Gegend.

Seit der Zeit ſprach ich, wegen der Entfernung, ſeinen Vater nur Augenblicke, ſah aber den Knaben nicht.

Ich liebte ihn; denn Alles, was der Vater vorher ſagte, und mehr noch, iſt wahr. Aber ich konnte mich der Sorge nicht entſchlagen, ob vielleicht nur die beſtändige Aufſicht die Tugend des Knaben beſtimme, und ich wollte wiſſen, ob ſie auch dann Stand halte, wenn ſie von Niemand geſehn, bemerkt und gelobt werde?

Ich wählte einen Mittag, da ich wußte, daß ſeine Aeltern nicht zu Hauſe waren. Ich lockte durch einen Fremden den Bedienten, dem die Aufſicht des Hauſes anvertrauet war, fort, und nun kam ich in der Kleidung des ärmſten Bettlers, und pochte an die Thür

Der Knabe öffnete ein Fenſter. — Lieber Mann,

sagte er, ich habe kein Geld, daß ich dir geben darf; hier liegt zwar welches, aber das gehört meiner Mutter. Komm morgen wieder, ich will sie gewiß bitten, daß sie dir etwas geben soll.

Ach, ich bin so hungerig! sagte ich.

Hungerig? Ich will dir die Thür aufmachen, wenn ich kann.

Er konnts nicht. — Sogleich reichte er mir seine ganze Mittagsmahlzeit, die ihm eben aufgesetzt war, zum Fenster hinaus.

Aber nun leidest du selbst Hunger!

Schadet nicht; ich esse mich alle Mittag und Abend satt, — und kanns gewiß bis heute Abend aushalten.

Du wirst es nun wol deinen Eltern sagen, wenn sie heimkommen, damit du doppelt empfängst.

Nein, lieber Mann! das thue ich nicht. Sonst —

Was sonst? sie würden mit dir zürnen?

Das weiß ich besser, loben würden sie mich. Aber mein Vater sagt, wenn man meint, was Gutes gethan zu haben, so muß man nicht einmahl mehr daran denken, viel weniger es erzählen.

So will ich warten, bis sie kommen, und —

Ja wenn du das thust, so bitte ich Vater und Mutter, daß sie dir ganz böse werden. — Aber geh geschwind — ich seh den Bedienten kommen.

Ich ging, und wirklich hielt der Knabe Wort. Seine Aeltern erfuhren nichts, und er schränkte mit dem besten Muthe sein Abendessen auf das gewöhnliche ein.

Nun erzählte ichs dem Vater; er schwieg, denn er wollte noch eine Probe machen.

Ihr wißt, das herrliche Schauspiel, welches ihr alle Jahr für unsere Kinder aufführen laßt, macht so tiefen Eindruck auf sie, daß sie sich das ganze Jahr darauf

freuen. Mit unaussprechlicher Sehnsucht hatte auch dieser Knabe den Tag erwartet.

Er kam. Der Vater ließ das Kind die wenigen Schritte allein gehen — Freude beflügelte ihn. Plötzlich fiel sein Blick auf ein kleines Mädchen, welches erbärmlich weinte, und ihn anflehete, ihr etwas für Mutter und Schwester, die vor Hunger entkräftet lägen, zu schenken.

Da, sprach er — und gab ihr die Hälfte des Geldes, welches zu seinem Vergnügen bestimmt war — und kehrte ruhig zu Hause.

Der Vater hatte ihm dies wirklich arme Mädchen heimlich in den Weg gestellt; denn er wollte erfahren, ob sein Sohn auch wol seinen liebsten Wunsch aufopfern, und das Vergnügen, zu helfen, einer sinnlichen Freude vorziehen könne.

Er konnte. — Denn seine Eltern waren ausgegangen, und er durfte, indem er gab, auf keinen Ersatz hoffen.

Abends lieferte er die erhaltene Hälfte zurück, und die Bedienten des Hauses erzählten, er habe ruhig und heiter, ohne ein Wort sich merken zu lassen, sein kleines Gärtchen umgegraben.

Die Richter wurden gerührt durch den Edelmuth dieses Kindes. Man erkannte ihm den Kranz zu. Er wurde gerufen — der Kranz ihm entgegengetragen.

Nein, Väter! sprach er — Nein! Dann würde es ja noch lauter; mir ists genug, wenn ihr mir nur gut sein wollt. Ihr könnt glauben, ich habe es nicht um des Kranzes willen gethan.

Freudenthränen stürzten dem Vater und seinem Freunde aus den Augen. Eine heimliche Thräne zitterte auf den Wangen der Greise, und der Knabe stand

da — hochroth — als wenn die Sonne aufgeht, und der Thau fällt. —

Gefällt euch dies, liebe Kinder, so erzähle ich euch bald wieder von einem andern Gerichtstage. C.

Wozu sind Reiche und Arme in der Welt?

Gottlieb.

Aber, Vater, warum mag der liebe Gott doch wol gewollt haben, daß einige Leute arm wären?

Vater. Weil er wollte, daß einige Leute reich sein sollten.

Gottlieb. Wie so, Vater?

Vater. Ich meine, wenn kein Mensch weniger hätte, als er gebraucht, so würde auch kein Mensch mehr haben, als er nöthig hat. Denn, wenn der Eine zu viel haben soll, so muß der Andere zu wenig haben.

Gottlieb. Aber warum sollten denn einige Menschen zu viel haben?

Vater. Beantworte mir erst eine andere Frage: sind Mitleid und Wohlthätigkeit nicht schöne, liebenswürdige Tugenden eines Menschen?

Gottlieb. Allerdings.

Vater. Und wäre es nicht Jammer und Schade, wenn diese Tugenden bei den Menschen nicht gefunden würden?

Gottlieb. Ja freilich!

Vater. Könnten aber Mitleid und Wohlthätigkeit wol unter den Menschen Statt finden, wenn sie Alle in gleichem Wohlstande wären? wenns dem Einen nicht zuweilen schlimm, dem Andern besser ginge.

laden. Dann fuhr man aus, um langweilige Besuche zu geben, oder blieb daheim, um eben so langweilige Besuche anzunehmen. Der Rest des Tages wurde entweder mit Spielen verderbt, oder man fuhr ins Schauspielhaus oder zu Prachtversammlungen, Bällen und Mummereien. Ein großer Theil der Nacht wurde endlich wieder an der Tafel verschwendet.

Je länger dieses üppige Leben währte, desto mehr erstarb in den Herzen der unglücklichen Leute jede Tugend, die zur Zeit ihrer Armuth ihnen eigen gewesen war. An die Stelle der Arbeitsamkeit, der Genügsamkeit, der Geduld, der Gottesfurcht und der Zufriedenheit mit ihrem Zustande, traten Trägheit, unersättliche Gierigkeit, böse Laune, Gottvergessenheit und unzufriedenes Mukren bei der kleinsten Ungemächlichkeit, welche sie in dem Genusse ihrer nichtswürdigen Vergnügungen störte.

Nicht genug; der Herr von Martin ergab sich auch der Unmäßigkeit im Trinken, und wurde dadurch oft einem unvernünftigen Thiere gleich. Die Frau von Martin machte das Spiel zu ihrer Leidenschaft, und verschwendete dadurch in einer Stunde mehr, als sie in ihrem vorigen Stande für sich und ihre Familie für mehre Jahre zum Unterhalt bedurft hatte. Die jungen Herren von Martin wurden faulenzende, unwissende und ausschweifende Buben, die sich ohne Scheu den schändlichsten Lastern ergaben.

Und was waren die Folgen von dem Allen? Diese: Die großen Reichthümer des Herrn von Martin waren in einigen Jahren gänzlich aufgezehrt; er selbst hatte durch seine Unmäßigkeit, seine Frau durch ihre Spielsucht, sich einen schwachen, kränklichen Körper zugezogen. Seine Söhne hatten so viele schlechte Streiche und

Schandthaten ausgeübt, daß sie flüchtig werden mußten, weil die Obrigkeit sich ihrer bemächtigen wollte, um sie zur wohlverdienten Strafe zu ziehen. Sie wurden hierauf erst Landläufer, dann Räuber; endlich fielen sie der Gerechtigkeit in die Hände, und wurden verurtheilt, zum warnenden Beispiele für Andere, eines schimpflichen und schmählichen Todes zu sterben.

Ihre Aeltern geriethen an den Bettelstab, und fanden wenig Mitleid bei Andern, weil Jedermann wußte, daß sie selbst Schuld an ihrer Armuth waren. In Lumpen gekleidet, schwach und kränklich, irreten sie eine Zeit lang von Dorf zu Dorf, um Almosen zu sammeln, bis sie endlich in ein öffentliches Armenhaus aufgenommen wurden.

Hier brachten sie den Rest ihres Lebens in bitterer Reue über ihre Thorheiten zu, und starben endlich unter peinigenden Gewissensbissen. —

Jetzt urtheile selbst, lieber Gottlieb, ob es für diese Leute nicht ein wahres Glück gewesen wäre, in ihrem ersten armseligen Zustande zu bleiben? Dann wirst du dir auch die Frage beantwortet haben: Warum die göttliche Vorsehung bei der Austheilung der irdischen Glücksgüter Einigen mehr, Andern weniger zugemessen hat? C.

Gute Folgen einer guten That.

Der kaiserliche General, Graf M**, war ein großer Liebhaber von Pferden. Auf einem seiner Güter in Böhmen hatte er eine Stuterei, auf die er große Summen verwendete, und wo die auserlesensten Pferde zugezogen wurden.

In der großen Theurung 1771, wo der Hafer zu einem unerhörten Preise stieg, rieth man ihm, seine Pferde abzuschaffen. Allein er konnte sich nicht entschließen, sich von Etwas zu trennen, was ihm so viel Vergnügen machte. Sie blieben also.

Alle Morgen besuchte er die Ställe, um die Augen an dem Anblicke seiner Lieblingsthiere zu weiden.

Als er einst von da zurückkam, fiel ihm eine von Hunger abgezehrte Frau weinend zu Fuße, und sagte: ach, Ihre Excellenz, wer doch jetzt ein Pferd wäre!

Wie so, alte Mutter? versetzte der General stutzend.

Ach, sagte sie, indeß ich mit einem kranken Manne und drei Kindern vor Hunger verschmachte, bekommen Ihre Pferde alle Tage ihr volles Futter, und haben ein rundes und dickes Ansehn.

Der Graf gab ihr einen Dukaten, und ging gedankenvoll in sein Zimmer.

Nach einer kurzen Ueberlegung erhielt die Menschenliebe einen vollkommenen Sieg über die Lieblingsneigung seines Herzens. Er schickte alle seine Pferde, bis auf zwei Reitklepper, zum Verkauf nach Prag, und ließ seinen Hafer, wovon ein großer Vorrath vorhanden war, unter seine brotlosen Unterthanen austheilen.

Das Heu wurde ebenfalls verkauft, und nebst der Summe, die er aus den Pferden löste, zum Unterhalte der Dürftigen angewandt; und er hatte nun die Freude, zu sehen, daß auch nicht Einer seiner Unterthanen Hungers sterben durfte.

Wer aus eigener Erfahrung weiß, was es zu bedeuten hat, eine viele Jahre lang befriedigte Lieblingsgrille aufzugeben, der wird die Größe dieses Opfers leicht beurtheilen können.

Kurz nachher entstand ein Aufruhr unter den Böh-

wischen Bauern. Die Empörer raubten und plünderten, und ein Schwarm derselben näherte sich auch den Gütern des Grafen. Sie forderten die Unterthanen desselben auf, sich mit ihnen zu vereinigen, um auch hier eine Plünderung vorzunehmen; allein die guten, dankbaren Leute weigerten sich nicht nur, zu ihnen zu stoßen, sondern sie bewaffneten sich auch, griffen die Aufrührer unvermuthet an, und trieben sie mit Gewalt aus den Gütern ihres Herrn zurück.

Der Graf befand sich damahls in Wien, und konnte die Nachricht von diesem Vorgange nicht ohne Freudenthränen lesen.

Wie viel, rief er aus, bin ich der herzhaften alten Frau schuldig! Ohne ihre rührende Vorstellung wären vielleicht viele meiner Unterthanen verhungert, meine Verwalter und Pächter erschlagen, und meine Häuser und Gärten zerstört worden. Sie soll lebenslang ein Jahrgeld haben! E.

Neujahrsgeschenk aus Jamaika in Westindien,*) für ein Kind in Europa.

Lieber kleiner Vetter Kristian!

Morgen ist in Westindien, wie in Deutschland, heiliger Kristtag. Nun sitzest du gewiß beim Ofen, und magst nicht vor die Thür gehen, weil es schneit und weht und grimmig kalt ist; magst noch weniger vors Thor, wo alles gefroren und gar nichts mehr grün ist, wo der

*) So nennt man die vielen Inseln, welche mitten in Amerika, in dem großen Mexikanischen Meerbusen, liegen.

Boden mit Schnee und Eis bedeckt, und alle Bäume kahl und dürre sind. — Ich aber, kleiner Vetter, sitze hier nicht hinterm Ofen, denn auf ganz Jamaika giebts keinen Ofen. Und dennoch friert mich nicht; ja ich schwitze vielmehr; mir ist so heiß, wie bei euch in den Hundstagen; kaum kann ich meinen Rock auf dem Leibe leiden; und wenn ich des Morgens nach 9 Uhr über die Straße gehe, möchte ich vor Hitze umfallen.

Hier in Jamaika nämlich, wie in ganz Westindien, ist eine ganz andere Welt. Hier giebts gar keine Winter, sondern es ist Sommer in einem fort. Alles ist grün, die Bäume tragen Jahr aus Jahr ein; in den Gärten wächst beständig frisches Gemüse, und alle Tage kann man junges Obst von den Bäumen pflücken.

Aber was für Obst, was für Früchte, was für Gewächse? — Fast gar nichts, wie bei euch, außer Vitsbohnen und gelbe Rüben; keine Aepfel und Birnen, keine Pflaumen und Trauben; sondern andere theurere, süßere Sachen, Zitronen, Orangen, Ananas, Zucker, Kaffee, Kakao u. s. w.

Da schicke ich dir, gutes Vetterchen, ein kleines Neujahrsgeschenk von lauter Sachen, die hier zu Lande um Weihnachten wachsen. In beigehendem Kästchen findest du 1) eine Zitrone, die ich diesen Morgen erst mit eigener Hand von einem Baume gepflückt habe; 2) eine Düte voll Kaffeebohnen, die ich gestern von dem hiesigen Blocksberge mitnahm; 3) eine Düte voll Zucker, der noch vorige Woche auf dem Zuckerfelde Halberstadt wie Saft in einem Rohre saß; 4) einige Kakaobohnen. — Die Zitrone wird vermuthlich schon verschimmelt sein, wenn du sie kriegst; denn vielleicht kommt das Kästchen erst nach einem halben Jahre an. Wir sind weit von einander; von Kin-

ston, der Hauptstadt auf Jamaika, nach Göttingen, mögen wol volle tausend Meilen sein.

Aber außer den Näschereien liegt noch Etwas im Kästchen, das wird dir gewiß lieber sein, als alles Andere, — ein Packet Briefe an dich, liebes Kind! Ich weiß, du lernst fleißig, und hörst gerne, wenn man dir etwas aus der Erdbeschreibung erzählt. Nun, Europa kennst du schon recht gut, aber noch nicht Amerika; das sollst du nun auch kennen lernen. Da ich jetzt in diesem Welttheile umherreise, so will ich alles Merkwürdige, was ich sehe und höre, aufschreiben und dir zuschicken.

Hier auf Jamaika lernen die lieben Kinderchen nichts. Die Leute sind so gewaltig reich auf dieser Insel, aber an ihre Kinder wenden sie nichts. Ja, wenn man es ihnen eintrichtern könnte wie Rum!*) — Bis ins achte Jahr bleiben die Jungen unter den Bedienten und Schwarzen und werden daher so grob und ungezogen und unwissend, wie die Bedienten und Schwarzen selbst sind. Nachher geht das junge Herrchen zwar in die Schule, weil es aber der Lehrmeister nicht züchtigen darf (denn das leiden die albernen Aeltern nicht) so lernt das Herrchen nichts, als höchstens lesen. Hat es nun ein Bißchen lesen gelernt; dann geht es auf den Tanzboden, wird ein Stutzer, macht Männchen, giebt Besuche, und schlingelt so den ganzen Tag mit seinen Spießgesellen umher.

Gestern, wie ich gerade den letzten Brief an dich fertig machen wollte, lief mir meines Hauswirths ältester Sohn William, auf mein Zimmer, und plauderte mir in einem fort von seinem demantenen Ringe vor, den ihn seine Muhme aus London zum heil. Krist

*) Ein starkes Getränk, aus Zuckerrohr gemacht.

geschenkt hat, und von dem Balle, der übermorgen auf Howard's Tavern*) sein werde. Endlich wurde ich des Dings überdrüssig, und sagte: Junger Herr lassen Sie mich zufrieden, ich habe was Gescheiteres zu thun; ich schreibe an meinen kleinen Vetter in Niedersachsen, der erst sechs Jahr alt ist, aber schon mehr weiß, wie Sie in ihrem vierzehnten Jahre.

In Niedersachsen? in Niedersachsen? fragte Mr. William. Wo liegt Niedersachsen? Liegt es nicht in Nordamerika?

Kingston, den 24. Dez. 1778.

I.

Port-Royal auf Jamaika, den 2ten Dezember 1778.

Vor vier Wochen waren wir von Neu-York**) ausgereist, und die ganze Zeit über hatten wir nichts gesehen, als Himmel und Wasser, und unser Schiff, und einige andere Schiffe, die uns unterweges begegneten. Auf unserm Schiffe waren hundert und drei und funfzig Menschen, meist Mannsperſonen, Bootsleute und Soldaten, nur vier Weiber und vier Kinder waren darunter. Zuletzt hatten wir nichts mehr zu essen, als Erbsen, Schweinefleisch und Schiffsbrot. Dieses Brot war aber so hart, daß man es kaum zerbeißen konnte. Und Wirthshäuser, wo wir hätten einkehren und etwas Frisches kaufen können, giebt es, wie du weißt, auf dem Weltmeere nicht.

*) Ein Gasthof.

**) Eine Stadt in Nordamerika.

Je weiter wir hinunter nach Westindien kamen, desto mehr nahm die Hitze zu, ob es gleich schon im November war. Zuletzt konnte man keine Kleider mehr am Leibe leiden, und die Soldaten schliefen des Nachts auf dem Verdecke, weil es unten im Schiffe vor Hitze nicht auszuhalten war.

Endlich, vorgestern sahen wir links die große Insel Hispaniola oder St. Domingo, die theils den Spaniern, theils den Franzosen gehört; und rechts sahen wir die noch größere Insel Kuba, die den Spaniern ganz gehört. Nun hofften wir, bald Jamaika zu erblicken. Das geschah die vorige Nacht. Der Kajütenjunge kam mit großem Geschrei in die Kajüte gelaufen, brachte uns die gute Nachricht, und bekam ein Trinkgeld dafür.

Nun, diesen Morgen, noch vor Sonnenaufgang, krochen wir aus unserer dunstigen Kajüte heraus, kamen aufs Verdeck, und sahen Jamaika da vor unsern Augen liegen. O, wie freueten wir uns!

Noch sahen wir weiter nichts, als hohe Gebirge und schreckliche Felsen, auf welchen Büsche standen, wie unsere Wachholderbüsche; aber unser Schiffszimmermann sagte, es wären Pfefferbüsche. Denn hier ist eine neue Welt. Solche Bäume, Gebüsche und Pflanzen, wie bei uns in Europa wachsen, giebts hier gar nicht; statt deren aber ganz andere.

Wie wir näher kamen, sahen wir das erste Zuckerfeld, und wo wir nur hinblickten, war Alles grün auf dem Felde. Denke, Kristian, Alles grün auf Jamaika, im Dezember, wo bei euch Alles weiß oder braun ist!

Um 11 Uhr Mittags kam der Lootsmann; der wies dem Schiffe den Weg vollends nach Jamaika, damit es nicht auf Klippen stieße. Nun kamen wir immer näher. Wir sahen den Hafen und die Stadt Port-Royal.

Reben dran, linker Hand, auf einem Berge, sahen wir eine kleine Festung, das Apostel-Fort genannt, wo 12 Kanonen stehen, und höher hinauf eine große Festung, das Muskito-Fort genannt, wo 70 Kanonen stehen; die sollen brummen wenn der Graf d'Estaing*) kommt. — Laß dir das Alles auf der Landkarte zeigen.

Um ein Uhr waren wir mitten im Hafen von Port-Royal, und warfen Anker. Gleich kam ein ganzes Boot voll kohlschwarzer Weiber und Mädchen an, die uns allerhand Erfrischungen zum Verkaufe brachten. Alle waren in das feinste weiße Zeug gekleidet; auf ihrem Wollenkopfe hatten sie nichts, als einen blauen seidenen Sonnenhut, und ihre schwarze Brust trugen sie bloß. Alle hatten schöne schwarze Augen, und herrliche weiße Zähne.

Wir kauften von ihnen Zitronen, Orangen, Ananas, Gurken, gelbe Rüben, Bitsbohnen und anderes frisches Gemüse. O Kristian wie köstlich schmeckte das! Frisches Gemüse im Dezember; frische Zitronen, die am Morgen erst vom Baume gebrochen waren, im Dezember, und noch mehr, für uns hungrige Leute, die wir in vier Wochen nichts Frisches, sondern nur Erbsen, Pökelfleisch und steinhartes Brot gegessen hatten!

Das Erste, was wir nun vornahmen, war ein Punsch. So ein Punsch muß noch nie in Europa getrunken sein! denn Alles, was wir dazu gebrauchten, war frisch: frische Zitronen, frischer Zucker, frischer Rum: und noch drückten wir Ananas- und Orangensaft hinein.

Wir bleiben nicht lange hier, sondern fahren noch

*) Graf d'Estaing war damahls der Anführer der Französischen Flotte wider die Engländer.

diesen Abend, bei hellem Mondenscheine, nach der Hauptstadt Kingston hinauf. Da sollst du Wunder hören.

II.

Kingston, den 3ten Dezember 1778.

Gestern um Mitternacht kamen wir vor diesem allerliebsten Orte an. Wir hörten eben zwölf schlagen, das freuete uns Alle unbeschreiblich; denn seit langer Zeit hatten wir keine Uhr schlagen hören.

Des Morgens fuhren wir in einem Boote ans Land. Wie wir ausstiegen, stand ein Mann da am Ufer, der bewillkommte uns sehr höflich in Deutscher Sprache, und lud uns in sein Haus ein. Ein Deutscher auf Jamaika? — Ja, liebes Kind, Deutsche giebts überall in der Welt. Du magst künftig hinkommen, wo du willst, ans Kap oder nach Tobolks, nach Madras oder Rio-Janeiro, nach Paris, Stockholm oder Kolombo*): überall wirst du Landsleute, sehr oft Landstreicher und verlaufenes Gesindel und Taugenichtse, die ihren Aeltern nicht haben gehorchen wollen, manchmahl aber auch recht hübsche, brave Leute von Landsleuten antreffen.

Dieser Deutsche, der da am Ufer stand, war aus Holstein, und seines Handwerks ein Tischler. Er war nebst seinem Bruder vor siebzehn Jahren ins Land gekommen. Weil er nun sein Handwerk gut verstand, und dabei fleißig und ordentlich war, auch nicht zu viel Rum trank, wie hier viele Deutsche und Engländer thun, so ist er ein sehr reicher Mann gewor-

*) Auf der Insel Zeilon in Ostindien.

den, so reich, daß er jetzt sieben große Häuser in der Stadt und eine Werkstatt hat, worin über dreißig Leute arbeiten.

Dieser höfliche, reiche Landsmann führte uns nun in seine Werkstatt. Hier trafen wir neunzehn schwarze Sklaven an, die nackend arbeiteten, und die prächtigste Tischler- und Drechslerarbeit aus lauter Mahagoni- und Zedernholz machten. Alles Holz was hier umher lag, war Mahagoni; dieses Holz ist in Deutschland und England so rar, hier aber giebt es ganze Wälder davon. Die Hobelspäne von diesem Holze gaben einen starken Oel-Geruch von sich, so daß es ordentlich eine Lust war, sich in dieser Werkstatt aufzuhalten.

Wir sahen uns nach der Frau des Hauses um, um auch die als eine Frau Landsmänninn zu begrüßen; aber es kam keine zum Vorschein. Nachher erst hörten wir, daß der Tischler und sein Bruder, jeder eine Schwarze zur Frau haben, die sie sich als Sklavinnen auf dem Markte gekauft hatten. Die weißen Weiber aus Europa taugen hier nicht viel; sie arbeiten nichts, treiben aber einen großen Staat, und vertändeln jährlich an 1200 Rthlr., die der Mann schaffen soll. Wer nun nicht so viel für ein weißes ausgeben will, der nimmt sich lieber ein schwarzes Weib aus Afrika. Menschen sinds ja doch auch, so gut wie die aus Europa; was kommt denn auf die Farbe an?

III.

Kingston, an eben dem Tage.

Den Mittag ging ich in ein Wirthshaus, Howard's Tavern genannt, um da zu speisen.

Dies ist ein prächtiges Haus, etliche Stockwerke hoch, ganz von Mahagoniholz gebaut. Um jedes Stockwerk zieht sich ein Vorgang mit einem breiten Geländer herum, wo sechs Personen neben einander gehen können. Thüren, Treppen, Dielen auf dem Fußboden, Alles ist von Mahagoni-, das inwendige Getäfel aber von Ebenholz. In den Zimmern des zweiten Stockwerks sind keine Fenstern, sondern, statt deren, grün angestrichene Fensterschirme, durch welche die Seeluft säuselt und das Zimmer kühlt. In den Stuben hangen sehr schöne Gemählde an der Wand, besonders einige Stücke aus dem alten Testamente. Aber in keiner Stube ist ein Ofen oder ein Stubenherd zu sehen; denn wozu Oefen auf Jamaika, wo immer Hundstage sind?

Es waren noch viele andere Deutsche hier im Gasthofe. Um zwei Uhr gingen wir an den Tisch. Was da alle für Gerichte waren, im Wintermonat! Lauter frisches Gemüse, eben aus den Gärten geholt! Frischer Lattich! Wohlschmeckende Bitsbohnen! Auch gelbe Rüben! nur die waren ohne Saft und unschmackhaft. Rindfleisch schmeckte mir gleichfalls nicht, es war zu mager: das gute Rindfleisch kommt sonst aus Nordamerika hieher, aber jetzt nicht, weil Krieg ist.

Das letzte unserer Gerichte war eine Schildkröte. Zum Nachtisch wurden aufgesetzt Orangen, Kokosnüsse und Ananas, die man hier in allen Monaten reif hat. Dann folgte eine Bole Punsch; dabei eine Kohlpfanne, und eine Hand voll zusammengerollter Tabak (Zigarren), den man an einem Ende ansteckt, und so ohne Pfeife raucht. Und zu allerletzt kam die Rechnung: eine halbe Guinee, d. i. drei Thaler auf die Person.

Die Aufwartung bei Tische war sehr gut. Hinter jedem Stuhle stand ein Schwarzer.

IV.

Kingston, an eben dem Tage.

Nach Tische ging ich aufs Kaffeehaus, wo ich eine überaus zahlreiche Gesellschaft von allerhand Leuten aus Europa, Afrika und Amerika antraf. Hier waren dreißig Mohrenjungen zur Aufwartung, die größtentheils schneeweiß gekleidet waren.

Ich ließ mir Thee geben, und dieser kostete zwei Englische Schillinge, oder einen Gulden. Sonst kann man auch eine Menge anderer erfrischender Getränke hier haben.

In der Ecke stand ein Pult; auf dem lagen Zeitungen aus Europa und Nordamerika. Da drängte sich Alles hin, und wollte wissen, was in der übrigen Welt Neues vorgehe.

Unter den Herren, die ich hier sah, waren sehr viele schwerreiche Kingstoner Kaufleute. Diese wohnen meistentheils außer der Stadt, auf ihren Pflanzungen, oder in Gartenhäusern, und fahren ganz früh, in der Morgenkühlung, in die Stadt, wo sie ihre Waarenhäuser haben.

Um neun Uhr sind alle ihre Geschäfte gethan; dann gehen sie aufs Kaffeehaus, bleiben hier den ganzen Tag, und fahren erst um zehn Uhr, wenn es anfängt, etwas kühler zu werden, wieder nach Hause.

Alle Thüren standen offen, und durch die Gitterfenster strich eine starke Luft. Nun, gegen sechs Uhr, fing es an dunkel zu werden, und ich dachte; wie werden die Leute Licht anzünden? Denn bleiben die Thüren auf, so weht der Wind das Licht aus; und macht man sie zu, so zerschmilzt das Licht vor Hitze, und kein Mensch kann im Zimmer aushalten. — Indem kam

ein kleiner Schwarzer, brachte eine große hohe Glocke vom feinsten weißen Glase, steckte ein Licht an, und setzte es unter die Glocke*). So gescheit ist man auf Jamaika!

V.

Vom Blocksberge auf Jamaika, den 4ten Dezember 1778.

Unter den Herren, die ich gestern auf dem Kaffeehause hatte kennen lernen, war wieder ein Landsmann, aus Halberstadt, seines Handwerks ein Schneider, aber nun ein reicher, vornehmer Mann. Er hat ein großes Zuckerfeld, das nannte er, nach dem Namen seiner Vaterstadt, Halberstadt. Auch seine Schwester, die mit hier im Lande ist, hat einen großen Kaffeeberg, den nannte sie den Blocksberg.

Auf diesen Jamaikanischen Blocksberg stieg ich heute, machte der Madam meine Aufwartung, und sah zum ersten Mahle Kaffee in großer Menge wachsen.

Dieser Kaffeewald war auf einem hohen Berge. Die Bäumchen selbst, worauf der Kaffee wächst, sind nur klein, etwa wie bei uns die Vogelkirschbäume; und so roth, wie die Vogelkirsche, sieht der Kaffee auch in seiner Schale aus. In einer jeden Kirsche liegen zwei Bohnen. Wenn diese völlig reif sind, dann wird die Kirsche dunkelbraun, und fällt von selbst ab, wie reife Eicheln und Birnen; oder man breitet ein Tuch unter dem Baume aus, und schüttelt ihn.

*) Es versteht sich, daß diese Glocke oben eine Oeffnung hat, sonst würde sie bald zerspringen.

Nun werden die Kaffeekirschen, wie bei uns die Knoten*), auf einem Laken ausgebreitet, damit die äußere Schaale aufspringe. Dann fallen die Bohnen heraus, und diese werden zuletzt, auf einer Windmühle, von aller Unreinigkeit gesäubert. Hierauf schickt man sie auf den Wochenmarkt nach Kingston, und da werden sie nicht nach dem Gewichte, sondern scheffelweise, wie bei uns der Hafer, verkauft.

Die Kaffeebäumchen sitzen so voller Zweige, wie der Mehldorn; und diese Zweige fangen schon unten am Stamme an. Sie tragen das ganze Jahr. So wie ein Zweig abgeleert worden ist, kommt gleich wieder Blüte heraus.

Zwischen diesen Bäumchen stehen auch Zitronen und Orangen in ganzen Haufen, und werden so gering geachtet, daß man für ein Trinkgeld an die Schwarzen so viel zu sich stecken kann, als man will.

Sonst sah ich hier in der Gegend auch Zimmetbäume, Baumwollenbäume, Kakaobäume und sehr viele Tamarinden**).

*) Die kleinen Knöpfchen, welche auf dem Flachse wachsen und den Leinsamen enthalten.

**) Der Tamarindenbaum trägt Schoten, welche aus zwei Schalen bestehen. Zwischen beiden ist ein gewisses weiches Mark, und die innere Schale umschließt einige Samenkörner. Die Indier essen diese Frucht, so wie sie vom Baume kommt, oder auch mit Zucker eingemacht. Uns schicken sie das Mark zu, welches ein gutes Abführungsmittel ist.

VI.

Halberstadt auf Jamaika, den 5ten Dezember 1778.

Diesen Morgen besuchte ich den Herrn Landsmann von Halberstadt, auf seinem Zuckergute Halberstadt. Da ist eine große Ebene auf einem Berge, die durchaus mit Zuckerrohr bepflanzt war; unten am Berge steht das prächtige Haus des ehemaligen Schneiders.

Eben wurde eine Menge dieses abgeschnittenen Zukkerrohrs auf Maulthieren von den Gebirgen heruntergebracht. Dieses kam auf eine Mühle, die neben dem Hause stand, um ausgepreßt zu werden. Hier waren acht schwarze Weibspersonen, die das Rohr zwischen die Walzen der Mühle stecken mußten, die ebenfalls von Maulthieren umgetrieben wurden.

Zweimahl wird das Zuckerrohr so gepreßt, und dann ist es so dürre wie Stroh denn aller Saft ist heraus. Dieser Saft läuft in eine Rinne unter den Walzen, und diese Rinne bringt ihn bis in die Siederei.

Hier in der Siederei, wird er in großen Kesseln so lange gekocht, bis er dick und zuletzt zu lauter Sand und Krümmeln wird. Solchen Zucker nennt man Sand- oder Puderzucker; und solchen hatten wir diesen Nachmittag schon zum Kaffee, der den Morgen noch im Rohre gesessen hatte.

Vom Zuckerrohre kann man, so wie bei uns vom Flachse, Alles gebrauchen. Die Blätter, die am Stengel herauswachsen, dienen zur Fütterung für die Maulthiere; das ausgepreßte Rohr wird in der Zuckersiederei verbrannt; und aus Dem, was zum klaren Zucker untauglich ist, wird Rum oder Zuckerbrantwein gemacht.

Der ſchmeckt beſſer wie Nordhäuſer*). In ganz Amerika und England trinkt man ihn. Aber wehe Dem, der ihn ſich zu gut ſchmecken läßt! Der wird gewiß keine dreißig Jahr alt.

Wenn man junges Zuckerrohr gelegt hat, ſo muß man zwei Jahre warten, ehe man es ſchneiden kann. Nachher aber wächſt es zehn bis vierzehn Jahr in einem fort, und alle Jahr kann man es wenigſtens zweimahl ſchneiden.

VII

Kingſton, den 6ten Dezember 1778.

Kingſton iſt eine ganz herrliche Stadt, voller Menſchen und prächtiger Häuſer. Sie liegt vier Meilen von Spanishtown. Die Straßen ſind nicht gepflaſtert, denn bei der ſchrecklichen Hitze könnte es Niemand auf den Steinen aushalten.

Die meiſten Einwohner ſind Kaufleute und Seefahrer. Alle haben Geld wie Heu; daher iſt Alles hier ſo unmäßig theuer, daß keine einzelne Perſon unter ſechs Thaler des Tages leben kann. Viele leben, wie ehedem die Leute in Sodom und Gomorra; ſie freſſen und ſaufen, und tanzen und ſpielen; dafür ſehen ſie denn aber auch Alle aus wie Leichen, und ſterben wie Fliegen.

Wer Geld hat, kann hier Alles haben, was gut ſchmeckt. Alle Handwerker trifft man an; aber ſo wohlfeil arbeiten ſie nicht, als bei uns. Will man ſich ein Paar Hoſen anmeſſen laſſen, ſo kommt der Schnei-

*) Brantwein, der zu Nordhauſen verfertigt wird.

der im Kariol gefahren, und erscheint in einem seidenen Kleide; das müssen die Kunden bezahlen.

Die Kaufmannsdamen und die Handwerkerdamen sind prächtig gekleidet. Zu ihrem Kopfputze müssen alle Westindische Vögel ihre Federn hergeben. Ueber und über sind sie mit Perlen und Juwelen behängt. Und so wird manche Frau, die sonst keine drei Pfennig werth wäre, so bald sie in ihrem vollen Staate ist, unter Brüdern 3000 Thaler werth. Wenn sie ausgehn, das ist, wenn sie ausfahren, haben sie eine Kalesche von grüner Seide auf dem Kopfe, beinahe so groß, wie ein zweisitziger Kutschkasten, und die sich auch, wie ein Kutschkasten, zurücklegen läßt.

Die Demoiselle — denn Alles ist Demoiselle; Jungfern und Mädchen giebts auf Jamaika gar nicht — können selten lesen; aber tanzen können sie Alle. Sie schießen gewaltig in die Höhe, wie Pappelbäume; und ein junges Dingelchen von zwölf Jahren sieht schon wie eine ganze Dame aus. Daher haben sie auch schon im dreißigsten Jahre die völlige Gesichtsbildung einer Großmama. Uebrigens sieht man sie selten bei Tage; denn sie scheuen die Luft und Sonnenhitze, damit ihnen diese ihre gelbe Haut nicht noch mehr verderbe.

Die Mannspersonen sind auch geschmückt und zierlich. Sie tragen unaufgestutzte weiße Hüte, vom feinsten Filz, und gehen ohne Sonnenschirm nie über die Straße. Ihre Röcke sind von leichtem Tuche, ungefuttert. Ihre Westen und Hosen sind von weißer Seide, Taffent und Ostindischem Linnen. Kein Mensch trägt Hüte oder Röcke mit Gold besetzt; aber der größte Staat wird mit feiner weißer Wäsche getrieben. Der Hitze wegen ziehen sie wol zwei oder drei Mahl an Einem Tage frisches Weißzeug an. Um 9 Uhr, wenn du

erst anfängst zu arbeiten, sind hier die Geschäfte mehrentheils schon gethan; dann kleiden sie sich zum zweiten Mahle um, und gehen um 2 Uhr zu Tische; wer des Abends Besuche macht oder bekommt, kleidet sich zum dritten Mahle anders.

Hier rasselt es in einem fort von Kutschen auf der Straße noch ärger wie in Hannover und Paris. Die Damen fahren gemeiniglich in zweispännigen Halbkutschen. Sitzen zwei Personen darin, so stehen auch zwei schneeweiß gekleidete Schwarze hinten auf, und halten einen Sonnenschirm über die Damen, damit ja kein Sonnenstrahl den zitronfarbigen Nacken berühre. Die Schwarzen sehen sehr drollig aus. Der kohlschwarze Kerl ist ganz weiß gekleidet, hat auch weiße Hosen und feine Schuhe, aber keine Strümpfe: und da sollte man schwören, der Kerl hätte schwarze seidene Strümpfe an. Auf eben die Art ist auch der dritte Schwarze angezogen, der auf dem Bocke sitzt. Dieser Bock ist hoch, höher als die Kutsche selbst; der Kutscher kann also weit über die Pferde wegsehen. Kutscher und Kutschgeschirr sind prächtig, und gemeiniglich in London gemacht. Die Pferde laufen ganz gut, sehen aber schlecht aus; denn Hafer, Gerste, Rogen, Weizen wachsen auf Jamaika nicht; die armen Thiere müssen sich also bloß mit Gras behelfen. — Die Mannspersonen fahren gemeiniglich in einem Kariol, das ganz leicht von einem Pferde gezogen wird (gerade so fahren auch die Herren Bauern in Nordamerika). Hinten auf steht ebenfalls ein Schwarzer mit einem Sonnenschirme, den er über seinen Herrn hält; oft läuft oder reitet auch ein anderer Mohr voran.

Diese große und prächtige Stadt ist noch keine 60 Jahr alt; denn vorhin wohnten diese reichen Zucker-

Händler alle in Port-Royal. Als aber dieser Ort einigemahl hinter einander durch Erdbeben und Sturmwinde so heimgesucht wurde, daß ganze Straßen ins Meer stürzten, die andern Häuser alle einfielen, und auf zweitausend Menschen umkamen, so zogen die meisten hierher, und baueten das jetzige Kingston. Doch ein paar hundert Häuser sind immer noch auf Port-Royal.

VIII.

Kingston, den 7ten December 1778.

Diesen Morgen ganz früh klingelte ein Schwarzer mit einer Schelle durch alle Straßen, hatte einen Zettel in der Hand, und rief etwas zu verkaufen aus. Ich fragte, was er ausrufe? und man antwortete mir: Menschen!

Vorige Woche nämlich war ein Schiff hier angekommen, mit 550 Schwarzen. — Denke, Kristian, 550 dicke, feiste Schwarze, bei der Hitze, in Einem Schiffe; das muß ein feiner Geruch auf dem Schiffe gewesen sein!

Die 550 schwarzen Menschen hatten die Franzosen auf der Küste von Guinea gekauft, und wollten sie nach Martinique führen. Da kam aber unterwegs ein Englischer Kaper an sie, und nahm ihnen, weil jetzt Krieg ist, die ganze Menschenladung ab. Jedoch die armen Schwarzen gewannen nichts bei dem Handel; denn anstatt auf Martinique Sklaven zu werden, sollten sie es nun auf Jamaika sein. Diese rief nun der klingelnde Schwarze wie Austern und Stockfische aus, daß, wer Lust und Be-

lieben habe, auf den Markt kommen, und sich etwas davon aussuchen solle.

Ich kleidete mich an und ging hin auf den Markt. Da standen eine Menge schwarzer Menschen, alte und junge, Mannsleute und Weibsleute, alle splitternackend, wie sie Gott erschaffen hatte! alle hatten ein Kartenblatt am Halse hängen, worauf ihre Nummer geschrieben stand.

Lieber Gott, dachte ich, hier verkauft man ja Menschen, wie bei uns Gänse und Schweine!

Es gingen viele Käufer herum; sie besichtigten und befühlten die Schwarzen, ob sie auch Fehler hätten. Ein junger starker Kerl, in seinen besten Jahren, sollte 600 Rthlr. gelten; für andere wurden 450, 300 bis 200 Rthlr. gefordert. Alte Weiber und alte Männer galten nicht mehr, wie kleine Kinder.

Ich sah den Haushofmeister der Madam vom Blockberge. Dieser kaufte für seine Frau, zu ihrer Kaffeepflanzung, einen dreißigjährigen vierschrötigen Schwarzen für 580 Rthlr. Ein kleines schwarzes Jüngelchen, von deiner Größe und deinem Alter, kriegte er obenein für nichts. Dieses Jüngelchen wartet nun der Madam auf, und muß alle Morgen um 4 Uhr den Kaffeeberg hinauf, die abgefallenen überreifen Kaffeekirschen aufzulesen; und kriegt nichts als Platins*) zu essen.

Seine Schwester, ein Mädchen von zwölf Jahren, kaufte ein Zuckerbauer, hinter Spanishtown her, für 150 Rthlr. Nun kommen die armen Kinder von einander, und kriegen sich wol in ihrem Leben nicht wieder zu sehen!

Gegen 9 Uhr war alles verkauft, und Jeder machte

*) Eine Frucht, welche sonst auch Pisang heißt.

Anſtalt, ſeine erhandelte Waare wegzubringen. Das ſchwarze Mädchen küßte noch einmahl ihr ſchwarzes Brüderchen, und weinte; die Alten umarmten ſich unter einander, und heulten ihr Lebewohl! Beim Weggehn erhob ſich plötzlich unter ihnen Allen ein dumpfes Getöſe. Ich meinte anfangs, ſie heulten bloß; nachher aber hörte ich, ſie ſängen ein Lied in ihrer Guineaſprache, das auf Deutſch alſo lautet:

Fern von meinem Vaterlande
Muß ich hier verſchmachten und vergehn,
Ohne Troſt, in Müh' und Schande!
O die weißen Männer, klug und ſchön! —
Und ich habe doch den Männern ohn' Erbarmen
Nichts gethan! —
Du im Himmel, hilf mir armen
Schwarzen Mann!

IX.

Kingſton, den 13ten December 1778.

Heute, Sonntags, ging ich in die Engliſche Kirche. Ich war ſchon um 9 Uhr da; aber weil die Kirche erſt um 10 Uhr anging, ſo wandelte ich indeß auf den Kirchhof umher und las die Aufſchriften der Leichenſteine.

Der Kirchhof iſt mit einer Mauer von gebackenen rothen Steinen umgeben. Die Leichenſteine ſind faſt alle von Alabaſter oder Marmor überaus ſchön gearbeitet, und die Schrift vergoldet.

Ich las in dieſer Stunde wol über funfzig Leichenſteine; aber wie erſchrak ich, unter allen dieſen Todten nur einen einzigen 52jährigen zu finden! Höher an Alter

fand ich gar keinen; dagegen aber waren die meisten zwischen 20 und 36 Jahren gestorben. Da lag ein Advokat, alt 26 Jahr. Da lag ein Kaufmann, alt 29 Jahr. Da lag ein anderer, alt 24 Jahr. Da lag eine ganze Familie: der Vater war 38, die Mutter 39, der älteste Sohn 17, der jüngste Sohn 11, die eine Tochter 13, und die andere 9 Jahr alt geworden; und alle diese waren in Zeit von 5 Jahren gestorben.

O, die bösen, garstigen, ungesunden Zuckerinseln! Wenn ich doch bald wieder weg wäre! Hier heißt es: unser Leben währet 30 Jahr; wenns hoch kommt, so sind's 40. Das macht die Hitze, das macht das lange Regenwetter, das macht der Rum, das macht das liederliche Leben. — So ist es in Nordamerika nicht. Da las ich zu Amboy in der Provinz Jersey einen Leichenstein, auf dem stand: Hier liegt begraben die Frau Fähnrichen Robins; sie wurde 83 Jahr alt, und blieb munter bis an ihr seliges Ende.

Ich war noch nicht mit allen Leichensteinen fertig, siehe, da schlug es 10 Uhr, und gleich wurde mit einer kleinen Glocke zur Kirche geläutet. Auf vieles Geläute halten die Engländer in Nordamerika und Westindien nicht.

Auf einmahl kam eine Menge Kutschen und Karioten herangerasselt. Alles fuhr; ich glaube, ich war der Einzige, der zu Fuß in die Kirche gekommen war.

Die Kirche ist sehr einfach gebaut, und doch ausnehmend prächtig. Thüren und Fenster werden beim Gottesdienste aufgemacht, damit die Luft durchstreichen kann.

Die Stände sind alle auf dem Grunde; die Kanzel und Orgel sind die einzigen Plätze, die erhöht gebaut sind.

Die Kanzel steht in der Mitte der Kirche; sie ist von herrlichem Mahagoniholze gebaut, und mit Ebenholz verziert. Die Treppe zur Kanzel, der Pfarrstuhl, der Altar, die Stände in der Kirche, Alles ist von Mahagoniholz. Die Lehne an der Treppe ist von Eben- und Zedernholz; die Pfeiler, die die Decke über dem Altar halten, sind auch von Ebenholz. Auf das dunkelbraune glänzende Mahagoni sind die zehn Gebote Gottes und die Glaubensartikel mit goldenen Buchstaben geschrieben. Neben den Altar liegen zwei große rothatlassene Kissen, worauf der Prediger kniet, wenn er das Kirchengebet und die Glaubensartikel vorliest.

Wie nun der größte Theil der Versammlung beisammen war, spielte die Orgel eine gar vortreffliche Arie. Als diese zu Ende war, stand die ganze Gemeine ehrerbietig auf, und der Prediger verlas das Kirchengebet und einige Lieder. Nun spielte die Orgel wieder, und der Prediger ging vor den Altar und verlas die Glaubensartikel, welche die ganze Gemeine laut nachsprach. Dann verlas er den Bittgesang (die Litanei), wozu die Gemeine das Amen laut sagte. Es ist eine Freude, anzusehen, wie die Engländer, selbst die rohesten Bootsknechte nicht ausgenommen, beim Gottesdienste so andächtig sind.

Nach allem diesen zeigte der Vorsänger das Lied an, welches sollte gesungen werden; der Prediger aber ging vom Altar hinweg in einen besondern, zugemachten Stand, wo er sich umkleidete.

Nachdem das Lied gesungen war, stieg ein anderer Prediger auf die Kanzel. Noch wurden einige Verse aus einem andern Liede gesungen, und nun erst ging die Predigt an. Der andere Prediger kam aus seinem zugemachten Stande wieder hervor, aber in ganz anderer

Kleidung; jetzt hatte er einen schwarzen Rock, eine weiße Weste, weiße Hosen und weiße Strümpfe an, und setzte sich wieder in den Pfarrstuhl.

Die Predigt dauerte nicht völlig eine Viertelstunde, über die Worte der Bibel: Was soll ich thun, daß ich selig werde? Der Segen wurde auf der Kanzel gesprochen; nun spielte die Orgel wieder, und die Leute gingen auseinander.

In der ganzen Versammlung habe ich doch keinen einzigen Menschen, weder männlichen noch weiblichen Geschlechts, bemerkt, der frisch und gesund ausgesehen hätte. Alle waren gelb und blaß im Gesichte, und ihr ganzer Körper war einer halben Leiche ähnlich. — Ihr armen Leute von Jamaika! Ihr verdient einen Haufen Geld mit eurem Zucker, Kaffee und Mahagoniholz; aber ich beneide euch wahrhaftig nicht. Gesunder Leib ist mehr werth, als ganze Säcke voll Guineen. Lieber wollte ich bei Kartoffeln in Niedersachsen leben, als bei Ananas in Kingston.

X.

Kingston, den 23sten December 1778.

Liebes Vetterchen, ich bin schon Jamaika's herzlich müde. Ich mag kein Zuckerwerk, keine Chokolade, keine Ananas mehr; ein Stück Deutsches oder Nordamerikanisches schwarzes, hausbacken Brot möchte ich; o, wer mir übermorgen eins zum heiligen Christ verehrte! Aber solches Brot hat der reichste Mann auf Jamaika jetzt nicht.

Wie ich zuerst hierher kam, da ging es mir wie den Deutschen Handwerksburschen, die sich von den See-

lenverkäufern in Holland nach den Molukken*) narren lassen. Wenn die den Gewürzinseln nahe kommen und, noch einige Meilen davon ab, die Nase voll Nelken- und Muskatgeruch kriegen, da meinen sie, sie seien im Himmelreiche. Jedoch kaum sind sie acht Tage da, so jammern sie nach einem Stück Schinken und Pumpernickel, und einem Trunk frischen Doppelbiers; aber sie jammern umsonst.

Alles wird mir hier zuwider. Meine schwarzen Brüder dauern mich bis in die Seele hinein, wenn ich sie tagtäglich von weißen oder vielmehr gelben Lumpenkerlen wie Hunde behandeln sehe. Die Hitze ist so arg bei Tage daß man ersticken möchte; und des Abends darf man auch nicht ausgehn, weil da immer ein böser Wind wehet, der einen auf der Stelle tödten kann. Vorige Woche war ein Sturmwind, wo ich dachte, es würde Kingston wie Port-Royal ergehen; und solche Sturmwinde sollen hier sehr oft sein. So oft ich an den Kirchhof denke, wünsche ich, daß unser Schiff bald wieder geflickt sein möge. — Nein, nein, in dem Lande, wo Zucker und Kaffee und Mahagoni wächst, bleibe ich nicht! Es lebe Deutschland! Es leben alle die Länder, wo Rocken und Weizen und Eichen wachsen!

Schlözer.

Helmuth.

Eine Romanze.

Helmuth war ein Friedenstörer,
Zankt' und that nie seine Pflicht,

*) Die Molukken sind Inseln in Ostindien.

Machte seinem guten Lehrer
Viel Verdruß und folgte nicht.
Warnte dieser ihn, so dachte
Helmuth: sprich du nur! — und lachte.

Widerspänstig war er, träge
In der Zeit des Unterrichts;
Gut' und harte Worte, Schläge,
Denkt! selbst Schläge halfen nichts.
Helmuth ward indessen größer;
Aber leider nur nicht besser,

Ward vielmehr noch immer schlimmer.
Einst, nach einem bösen Streich,
Sprach sein Lehrer: Er kommt nimmer=
Mehr auf einen grünen Zweig!
Wenn ich lang im Grabe schlafe,
Trifft ihn, denk' er dran! die Strafe.

Jetzt noch bitt' ich ihn mit Thränen:
Helmuth, bess're dich! denn, ach!
Schwere Strafen folgen Denen,
Die sich Lastern weihen, nach! —
Statt erschreckt zurückzuschaudern,
Denkt er: Laß den Murrkopf plaudern!

Jahre sind indeß verflossen,
Und der Lehrer lebt nicht mehr;
Helmuth streift mit den Genossen
Seiner Streich', im Wald' umher,
Und beklettert Eich', und Buchen,
Vogelnester aufzusuchen.

Diesem Waghalz war der Gipfel
Eines Eichbaums nicht zu hoch;
Er hinan, daß Zweig und Wipfel
Sich von seiner Schwere bog:
Heda! Seht, hier steh' ich, Brüder,
Rief er von der Eiche nieder.

Sprach nicht unser Lehrer immer,
Spielt' ich irgend einen Streich,
Helmuth! Helmuth! er kommt nimmer=
Mehr auf einen grünen Zweig?
Jetzo brächt' ich ihn zum Schweigen,
Säh' er hier mich auf den Zweigen,

Und befinde mich ganz munter! —
Als er spottend noch so sprach,
Knack! da brach's, und er herunter,
Daß er Hals und Beine brach.
Einen Todesschreck empfanden
Alle, welche unten standen.

Ungenannter.

Der junge Adler.

Auf einem hohen Felsen hatten
Zwei Adler ihre junge Brut;
Das Weib beschützte mit dem Gatten
Sie sorgsam vor der Stürme Wuth.
Einst sahn die naseweisen Gäste —
Sie wuchsen nachgerad' heran —
Mit langen Hälsen aus dem Neste
Die Thäler unten lüstern an;

Die Alten fürchteten Gefahr, und zogen
Sie sorgsam in das Nest zurück.
Als aber Beid' einmahl nach Futter flogen,
So wagt' ein Junger doch sein Glück.
Er flattert nach dem nächsten Hügel,
Doch er erreicht ihn nicht, denn ach!
Die noch ganz unversuchten Flügel
Sind dem gewagten Flug zu schwach.
Er stürzt, und fällt die Brust sich morsch entzwei.
Die Mutter ist nicht weit; sie hört das Klaggeschrei,
Und fliegt mit Mutterangst herbei;
Doch schon verstummen seine Klagen;
Er öffnet nur, des Lebens halb beraubt,
Den Schnabel noch, als woll' er sagen:
Ihr Alten, hätt' ich euch geglaubt,
So wär' ich jetzt nicht so zerschlagen,
Und färbte nicht die Erde roth. —
Sie wollt' ihn drauf zum Neste tragen;
Allein jetzt war der Arme todt.

Was will dies Fabelchen wohl sagen?

Ungenannter.

Ein Geschichtsumstand

für junge Edelleute.

Ich habe euch, meine jungen Freunde, im dritten Theile der Entdeckung von Amerika erzählt, was für harten Prüfungen bei den Peruanern die Söhne der Edeln ausgesetzt wurden, bevor man sie selbst für edel erklärte. Hier habt ihr eine Geschichtsnachricht von einem

andern sogenannten wilden Völke, bei dem die Kinder der Edeln gleichfalls erst beweisen mußten, daß sie wirklich edler, als andere Menschen, seien, wenn sie unter die Zahl der Edelleute wollten aufgenommen werden.

Auch bei den alten Kanariern, oder den ehemaligen Bewohnern der Kanarischen Inseln, wurde der Adel nicht durch die bloße Geburt vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt; sondern der Sohn, welcher auf diesen Vorzug Anspruch machen wollte, mußte ihn erst verdienen. Wodurch? daß wird aus folgender Erzählung erhellen.

Das Recht, langes Haar zu tragen, war bei diesem Volke das äußere Kennzeichen eines Edelmanns. Wenn nun der Sohn eines Edeln ein gewisses Alter erreicht hatte, ließ er sein Haar lang wachsen; und sobald er sich stark genug fühlte, die Beschwerlichkeiten des Krieges zu ertragen, ging er zu dem Faikag, oder dem Oberhaupte des Volks, und sagte: ich bin der und der, der Sohn des und des Edelmanns, und begehre, auch geadelt zu werden.

Hierauf ging der Faikag in das Dorf, wo der Jüngling erzogen war, versammelte daselbst alle Edeln und andere Einwohner, und ließ sie bei dem Akoran, ihrem Gotte feierlich beschwören, daß sie ihm in Betracht dieses Jünglings die Wahrheit sagen wollten. Dann legte er ihnen unter mehren Fragen besonders folgende vor:

1) Ob ihnen bekannt sei, daß der Jüngling jemahls Etwas gethan habe, was nach den Sitten ihres Landes für unanständig gehalten werde?

2) Ob er in Friedenszeiten durch Gewalt oder List einem Andern jemahls das Seinige entwandt habe?

3) Ob er sich irgend unfreundlich gegen Geringere oder Solche, welchen er befehlen konnte, betragen habe?

4) Ob er schmähsüchtig gegen Diejenigen gewesen sei, welchen er nicht zu befehlen habe?

5) Ob er sich überhaupt jemahls eines ungebührlichen Betragens, besonders gegen Schwächere, schuldig gemacht habe?

Wenn nun diese und ähnliche Fragen mit Nein beantwortet wurden, so erklärte er den Sprößling für eben so edel, als den Stamm.

Konnten hingegen die Anwesenden ihm irgend etwas von Dem, was der Faikag gefragt hatte, mit Wahrheit zur Last legen, so schor der Faikag, statt ihn für edel zu erklären, ihm den Kopf ganz kahl, und schickte ihn mit Schimpf und Schande weg. Dann war er des Adels auf immer unfähig, und wurde lebenslang unter das gemeine Volk gezählt.

Kinder der Edeln, die ihr diese Geschichte leset, vergeßt nicht, euch dabei zu prüfen, ob ihr für euer eigenes Haar, wenn ihr damals unter diesem Volke wäret geboren worden, wohl nichts zu besorgen gehabt hättet? Wisset zugleich, daß auch bei uns der unedle Sohn, oder die unedle Tochter eines Edelmanns zwar nicht durch geschorene Platten, aber durch Etwas, welches noch schlimmer ist, durch die Verachtung aller guten und verständigen Menschen gebrandmarkt wird. C.

Erfindung des Kaffeegetränks.

In Arabien gerieth eine Heerde Ziegen (Andere sagen Kameele) in eine mit Kaffeepflanzen bewachsene Gegend, und fraß mit großer Begierde die reifen Bohnen.

Hiedurch wurden die Thiere so munter und lustig, daß sie herumhüpften und keins davon ein Auge zuthat

Der Hirt benachrichtigte am folgenden Tage den Vorsteher des Klosters, dem die Ziegen zugehörten, von dieser sonderbaren Begebenheit.

Dieser untersuchte die Weide des Viehes, und glaubte, daß die Kaffeebohnen die Wirkung verursacht hätten. Er machte daher einen Versuch, ob er mit einem Getränke von diesen Bohnen einigen seiner Mönche, welche oft die Messe verschliefen, den Schlaf mindern könnte.

Dieser Versuch gelang, denn da der Kaffee das Geblüt in Wallung bringt, und den Nerven eine unnatürliche Spannung giebt, so vertreibt es dadurch die Neigung zum Schlaf; aber er schadet auch eben dadurch unserer Gesundheit.

Aus diesem Kloster verbreitete sich der Gebrauch des neuerfundenen Getränks durch die ganze Türkei, und aus dieser durch alle andere Länder.

Man sagt, daß die Türkischen Kaffeehändler des ersten Erfinders dieses Getränks, des Ziegenhirten Aidrus und des Klostervorstehers Schiadli, noch jetzt in ihrem täglichen Gebete gedenken, weil sie die Urheber eines Handels sind, dem sie ihren Unterhalt zu verdanken haben.

Ein Lied,

zu singen, wenn ein Wechselzahn soll ausgezogen werden.

Die Mutter.

Wir ziehn nun unsern Zahn heraus,
Sonst thut der Schelm uns Schaden;
Und sei nicht bange kleine Maus!
Gleich hängt er hier am Faden.

Die Schwestern und Brüder und der Vater.

Chor.

Der Zahn, der Zahn, der muß heraus,
Sonst thut der Schelm nur Schaden.

Die Mutter.

Ei seht, sie macht die Nase kraus,
Und fürchtet meinen Faden!
Hilft nicht; der Zahn, der muß heraus,
Und dann kriegt Gustchen Fladen.

Chor.

Der Zahn, der Zahn, der muß heraus,
Und dann kriegt Gustchen Fladen.

Die Mutter.

So recht, so recht, du liebe Maus!
Nun ist er fest, der Faden,
Und — nun ist auch der Zahn heraus,
Und soll dir nicht mehr schaden.

Chor.

Der Zahn, der Zahn, der ist heraus;
Da hängt er an dem Faden!

Seele.

Vater.

Was hast du da, liebes Karolinchen?

Karolinchen.

Eine gelbe Blume.

Vater.

Woher weißt du denn, daß die Blume gelb ist?

Karolinchen.

Ich sehe es.

Vater.

Woher weißt du denn, daß ich mit dir rede?

Karolinchen.

Ich höre es.

Vater.

Womit siehst du denn?

Karolinchen.

Mit meinen Augen.

Vater.

Aber womit hörst du?

Karolinchen.

Mit meinen Ohren.

Vater.

Koste einmahl das, und nun sage mir, was es ist?

Karolinchen.

Das ist Zucker.

Vater.

Woher weißt du das? Es hat dir's ja Niemand gesagt.

Karolinchen.

Ich schmecke es.

Vater.

Womit schmeckst du denn?

Karolinchen.

Mit meiner Zunge.

Vater.

Jetzt kommt Jemand die Treppe herauf; wer mag das wohl sein?

Karolinchen.

Es wird wol mein Bruder Karl sein.

Vater.

Woher willst du nun wissen, daß es dein Bruder Karl ist?

Karolinchen.

Ich denke es.

Vater.

Du sprichst: ich denke es. Womit denkst du denn? Etwa mit deinen Augen?

Karolinchen.

Nein.

Vater.

Oder mit den Ohren?

Karolinchen.

Nein.

Vater.

Nun, womit denn?

Karolinchen.

Mit dem Kopfe.

Vater.

Aber Augen und Ohren sind ja am Kopfe; zudem besteht dein Kopf aus eben solchen Stücken, wie dein ganzer übriger Leib — aus Knochen, Haut, Blut, Mark und dergleichen. Welches von diesen Stücken soll denn denken können?

Karolinchen.

Keins von allen.

Vater.

Ja nun, so sage mir doch, was das ist, womit du denkst; sonst glaube ich gar nicht, daß du denkst.

Karolinchen.

Lieber Vater, ich weiß es; aber ich weiß nicht, womit ich denke.

Vater.

Nun, so will ich dir es sagen: es ist die Seele.

Karolinchen.

Was ist das, die Seele?

Vater.

Das ist etwas Lebendiges in dir, das du zwar nicht siehst, das auch weder in deinem Kopfe, noch in deinem Leibe, noch sonst irgendwo sitzt oder liegt, das aber macht, daß dein ganzer Leib lebendig ist. Denn du magst thun, was du willst, so thut es nicht dein Leib, sondern deine Seele. Der Leib für sich allein kann gar nichts thun; er ist nur das Werkzeug, welches die Seele gebraucht, wenn sie etwas thun will.

Karolinchen.

Ich bitte um Vergebung: was ist denn ein Werkzeug? Ich dächte, das Wort hätte ich in meinem Leben noch nicht gehört.

Vater.

Werkzeug nenne ich die Sache, womit ich etwas thue; z. B. wenn ich schreibe, so gebrauche ich dazu die Feder; also die Feder ist mein Werkzeug, nämlich das Ding, womit ich schreibe. Wenn du Brot schneiden willst, gebrauchst du dazu etwas?

Karolinchen.

Ja, ein Messer.

Vater.

Also ist das Messer dein Werkzeug. Du schneidest, aber das Messer ist das Werkzeug, womit du schneidest; und so wirst du nun verstehen, was das heißt, wenn ich spreche: der Leib ist das Werkzeug der Seele, nämlich, wenn du etwas höreſt, so hört eigentlich deine Seele, aber das Ohr ist das Werkzeug, womit sie hört; wenn du etwas siehest, so sieht es deine Seele, aber das Auge ist das Werkzeug, womit sie sieht, u. s. w.

Wenn du aber sprichst: ich denke das, oder ich will das, oder ich weiß das, oder ich verstehe das — dabei

hat dein Leib gar nichts zu thun, sondern die Seele kann Alles für sich allein.

Lerne also, daß zu einem Menschen nicht bloß die Stücke gehören, die du siehst, dieser Kopf und dieser Rumpf und diese Glieder, sondern auch eine Seele, welche macht, daß diese Theile leben. C.

Das Scharadenspiel*).

Lotte.

Vater, ich habe wieder eine Scharade gemacht; willst du sie errathen?

Vater.

Wenn ich kann. — Aber hört, Kinder, mir fällt etwas ein. Das bloße Scharadenmachen, und das bloße Errathen derselben, werden wir bald müde werden.

Heinrich.

Ich hab's schon herzlich satt.

Vater.

Wie also, wenn wir etwas mehr Mannichfaltigkeit hineinzubringen suchten, damit es noch ein wenig unterhaltender würde?

Lotte.

Wie meinst du das, Vater?

Vater.

Ich meine — wenn wir es etwa so machten: Jeder von uns legte, so wie die Reihe an ihn käme, eine von ihm erdachte Scharade seinem Nachbar vor, und der Nachbar suchte sie zu errathen. Könnte er das nicht, so müßte er uns, zur Schadloshaltung für unsere getäuschte

*) Kinder, welche noch nicht wissen, was Scharaden sind, werden es erfahren, wenn sie weiter lesen.

Erwartung, irgend eine kleine Geschichte, aber, wohlverstanden, ohne alles Stottern, erzählen. Für jeden Anstoß gäbe er uns ein Pfand.

Ferdinand.

O, das wird hübsch gehen!

Vater.

Noch nicht Alles! — Träfe hingegen der Nachbar die Auflösung, so erzählte der Verfasser der Scharade ein solches Geschichtchen, und gäbe gleichfalls ein Pfand, so oft er zu stottern sich erlaubte.

Lotte.

Gut! ich fange an.

Vater.

Nicht zu eilig, Töchterchen! Ich habe noch etwas hinzuzufügen. Damit wir Andern nun unterdeß nicht so ganz müßig da sitzen mögen, so soll Jeder von uns über das Wort, welches die Auflösung ausmacht, irgend etwas Merkwürdiges sagen, entweder aus der Geschichte, oder aus der Erdbeschreibung, oder aus der Naturgeschichte.

Heinrich.

Das möchte wol selten angehn; oder wir müßten recht eigentlich solche Wörter aussuchen, worüber sich so etwas sagen läßt.

Vater.

Was hindert uns, das zu thun? Aber gesetzt, es ließe sich nichts von der Art anbringen, so soll wenigstens Jeder von euch gehalten sein, einige Fragen über einen solchen Gegenstand zu beantworten, die ich selbst in dem Falle vorlegen werde.

Ferdinand.

Und wer die nicht beantworten kann, der giebt auch ein Pfand; nicht wahr, Vater?

Vater.

Richtig!

Lotte.

Was wollen wir denn aber mit den Pfändern machen?

Vater.

Die wollen wir am Ende einlösen; und ich will immer sagen, was Der thun soll, dem das Pfand gehört. — Nun, ists euch so recht?

Alle.

Ja!

Vater.

So fange an, Lotte, dein Nachbar Ferdinand wird rathen.

Lotte.

Die erste Silbe ist die Benennung eines Buchstabens in unserm Deutschen Abece, die zweite bedeutet eine Meerenge, und das Ganze zeigt Etwas an, ohne welches man nicht recht vergnügt sein kann. Was ist das, Ferdinand?

Ferdinand.

Ho! ho! das ist schwer. Aber wartet ein Bißchen! — Es ist — nein, das war nichts! — I, das verzweifelte Wort! Wo mags doch stecken? — (Nach einer Pause.) Nein, das errathe ich nimmermehr. — Eine Meerenge? — Gibraltar — Calais — Sund — ho! ho! ich hab's, ich hab's! — Gesund!

Vater.

Brav, Ferdinand! das war gut gerathen. Also deine Geschichte, Lotte!

Lotte.

Es braucht doch wol keine lange zu sein?

Vater.

Ganz und gar nicht; wenns nur eine gute ist.

Lotte.

O, ich weiß eine recht hübsche von der kleinen hochmüthigen Angelika! Aber ich muß erst ein Bißchen darauf denken, sonst möchte ich stottern —

Nun, es war einmahl ein kleines Fräulein, oder eine kleine Gräfin, ich weiß selbst nicht, die hieß Angelika

Ferdinand.

So wird sie ja wol von Angelika geheißen haben?

Lotte.

Nein, um Verzeihung! Angelika war ihr Vorname.

Das war eine kleine Person, die eine große Närrin war; warum? das will ich euch erzählen.

Das alberne kleine Ding bildete sich ein, daß sie besser sei, als andere Menschen, weil sie besser als andere gekleidet ging, und weil ihr Vater ein reicher Mann und ein Baron oder ein Graf war.

Deßwegen verachtete sie nun andere Leute gegen sich, besonders die armen Bedienten ih — ihres Vaters, welchen sie oft recht grob begegnete.

Ferdinand.

Ein Pfand, Lotte! hast gestottert.

Lotte.

Das ist doch verzweifelt! Ich habe mich so in Acht genommen! Da ist meine Nadelbüchse.

Vater.

Gut, nun weiter!

Lotte.

Eines Tages speiseten ihre Aeltern auf einem Schlosse, welches nicht gar weit von ihrer Wohnung lag; und des Abends sollte ein Ball da sein, und zu dem Balle war Angelika auch gebeten.

Sie legte also ihren besten Putz an, und war aufgesetzt — o, man kann nicht schöner!

Ferdinand.

Wie alt war sie denn schon?

Lotte.

Ich glaube, sie war im zwölften Jahre.

Ferdinand.

Dann hätte sie auch noch wol mit abgeschnittenen Haaren gehen können, wie wir!

Lotte.

Ja, du hörst aber wol, daß sie eine Närrin war, und die Närrinnen gehen ja lieber aufgesetzt, als so!

Ferdinand.

Meinethalben!

Lotte.

Ehe sie in die Kutsche stieg, sagte sie dem Kutscher und den Bedienten erst noch einige Grobheiten, weil man sie zu lange hatte warten lassen; und nun ging's fort, hopp! hopp! über Stock und Block.

Anfangs ging Alles gut; aber nun kam ein schlimmer Weg, der sehr kothig war und viel Löcher hatte. Da wollte der Kutscher langsamer fahren.

Aber Angelika rief ihm zu: was das Zaubern solle? Ob er wol zufahren wolle?

Der Kutscher fuhr zu, und krack! da lag das eine Rad im Loche und war zerbrochen. Die eine Kutschenthür sprang zu gleicher Zeit auf, die schöne, geputzte Angelika stürzte hinaus, und fiel der Länge nach in tiefen Koth.

Vater.

Wohl bekomms! Da konnte sie sich an das Sprichwort erinnern: Hochmuth kommt vor dem Falle.

Lotte.

O, das ist noch nicht Alles! — Nun rief sie, was sie rufen konnte: Helft, Jakob! helft, Johann! Aber Jo-

Hann und Jakob, welche wol merkten, daß sie keinen Schaden gelitten hatte, schienen sich nur um den Wagen zu bekümmern, und ließen sie ruhig liegen.

Nun fing sie an zu bitten und zu flehen: Ach, lieber, bester Jakob! ach, mein Herzensjohann, helft mir doch; ich bitte euch gar zu sehr!

O, sagten hierauf Beide, wenn Sie uns so kommen, wer könnte Ihnen dann etwas abschlagen? Und gleich sprangen sie hinzu, und zogen sie heraus.

Aber wie sie nun aussah! Ihr schöner Haarputz, ihr schönes Kleid, ihre schönen, goldgestickten Schuhe — Alles war mit Koth bedeckt, und am Gesicht und an den Händen sah sie auch wie ein Mohr aus.

Nun bat sie, man möchte sie doch wieder nach Hause fahren, damit sie sich erst anders ankleiden könne; aber der Kutscher zeigte ihr das zerbrochene Rad, und sie mußte sich bequemen, sich dem Bedienten auf den Rücken zu setzen, und sich, so wie sie war, nach dem Schlosse tragen zu lassen, wo der Ball gegeben werden sollte.

Als sie nun da ankam, und die Leute, die ihren Hochmuth kannten, sie in dem abscheulichen Aufzuge erblickten, Himmel! wie sie da lachten! Man konnte es Allen recht ansehn, daß sie bei sich selbst dachten: gut, daß du für deinen Hochmuth einmahl gezüchtiget worden bist!

Angelika seufzte und weinte, und nahm sich fest vor, künftig keine Närrinn mehr zu sein, und auf ihre schönen Kleider und auf ihres Vaters Geld sich nichts mehr einzubilden.

Ferdinand.

Ob sies auch gehalten hat?

Lotte.

Ja, weiter geht meine Geschichte nicht; ich glaube

es aber wohl; denn nun hat sie ja gesehen, was bei dem Hochmuthe herauskommt.

Vater.

In zweifelhaften Fällen muß man immer das Beste von Andern denken; wir wollen also hoffen, daß sie ihren Vorsatz wirklich in Erfüllung gebracht habe.— Nun, Ferdinand, was weißt du uns über das Wort, welches du gerathen hast, zu sagen?

Ferdinand.

Von der einen Silbe desselben weiß ich, daß der Sund eine Meerenge zwischen der dänischen Insel Seeland und der schwedischen Landschaft Schonen ist, wodurch die Nordsee mit der Ostsee zusammenhängt.

Heinrich.

Und ich weiß, wie viel der Sund dem Könige von Dänemark jährlich einbringt.

Lotte.

Wie kann denn eine Meerenge etwas einbringen?

Heinrich.

Du mußt wissen, Töchterchen, daß die Schiffe für die Erlaubniß, da durchzufahren, etwas bezahlen müssen. Das nennt man Zoll geben.

Lotte.

Kann denn der König von Dänemark ihnen wehren, da durchzufahren?

Heinrich.

O ja! Er hat da dicht an der Meerenge eine Stadt, Helsingör genannt, und bei der Stadt eine hübsche Festung, Kronenburg, worauf viele Kanonen stehen; und da müssen die Schiffe alle vorbei, und mit den Kanonen könnte er sie alle in Grund schießen lassen.

Lotte.

O weh! — Na wie viel bringt denn das dem Könige ein?

Heinrich.

Im Durchschnitt ungefähr zweimahl hundert tausend Thaler.

Lotte.

Daß dich! Ich wollte, daß wir hier auch so einen Sund hätten. — Nun muß Vater noch etwas sagen.

Vater.

Wollt ihr wissen, wie viel Schiffe im vorigen Jahre durch den Sund gegangen sind?

Ferdinand.

Nun?

Vater.

Elf tausend ein hundert und sechzig.

Ferdinand.

Potz tausend! das ist ja viel! — Ist nun nicht die Reihe an mir, etwas aufzugeben?

Vater.

Ja, und ich errathe.

Ferdinand.

Es ist ein zweisilbiges Wort: die erste Silbe bedeutet eine häßliche Eigenschaft an Menschen, Thieren und leblosen Dingen; die zweite ist ein Name, der allen lebendigen Geschöpfen, die auf der Erde sind, zukommt; und das Ganze bedeutet ein ausländisches Thier.

Vater.

Die zweite Silbe habe ich schon; die muß Thier sein; aber was denn für ein Thier? Maulthier? Nicht doch! Maul ist ja keine häßliche Eigenschaft. Rennthier? auch nicht. Nun, was denn für eins? — Aber ich mag mir den Kopf zerbrechen, so lange ich will, ich finde keinen Thiernamen, dessen erste Silbe sich mit einer schlechten Eigenschaft anfinge. Ferdinand, ich ergebe mich!

Alle.

Ah, ein Pfand! ein Pfand! Faulthier, Faulthier heißts!

Vater (sich vor die Stirn schlagend).

Sieh! ich Dummkopf! — Da habt ihr meine Dose. — Also wäre denn die Reihe zu erzählen an mir!

Lotte.

Allerdings! aber recht was Hübsches, Väterchen, was wir noch nicht wissen; hörst du?

Vater.

Ich will sehn, wie ichs mache.

Ein muntres Eichhörnchen sprang von Baum zu Baum, um Buchnüsse auf den Winter einzusammeln.

Ein Faulthier sah es springen und sagte: Hilf Himmel, wie kann man so ein unruhiges Leben führen? Glaube mir, junger Wildfang, man muß seine Kräfte schonen, wenn man so alt werden will, als ich!

Und wie alt, fragte das Eichhörnchen, sind denn Ew. Wohlweisheit schon?

Ich zähle, antwortete jenes, meine vollen funfzehn Jahre schon.

Das wäre! Und was haben Ew. Gemächlichkeit in diesen vollen funfzehn Jahren denn gethan?

Ich bin, erwiederte das Faulthier, in meinem Leben wol auf hundert Schritte weit in die Runde gekommen; ich kletterte in jedem Jahre wol auf zehn Bäume, und stieg nach und nach von allen wieder auf die Erde.

Und außerdem?

Habe ich hübsch ausgeruhet, um neue Kräfte zu neuen Arbeiten zu gewinnen. Dafür bin ich nun auch so rüstig! Wenn du nur drei Tage hier bleiben wolltest, so solltest du sehen, daß ich in dieser kurzen Zeit von dem Zweige, worauf du mich jetzt siehst, bis zur Erde hinabsteigen kann.

Das Eichhörnchen, welches unterdeß wohl zehnmahl von einem Baume auf den andern gesprungen war, warf einen verächtlichen Blick auf den alten Faulenzer, und sprach:

Was du in funfzehn Jahren gethan hast, das thue ich alle Tage mehr als einmal, in funfzehn Minuten. Ich lebe also täglich in einer Stunde mehr, als du in deinem ganzen faulen Leben gelebt hast. Denn lerne, du Träger! leben heißt nicht Athem holen, sondern wirksam sein. Und damit hüpfte es wieder von dannen.

Alle.

O ich! ich! ich!

Vater.

Nach der Reihe! Ferdinand fängt an.

Ferdinand.

Ich weiß, daß es so groß als ein Fuchs ist, einen kleinen Kopf, kleine Augen und ein ganz kleines Schwänzchen hat.

Lotte.

Und ich, daß es so faul ist, daß es einige Tage gebraucht, um auf einen Baum zu kriechen, und lieber wieder herabfällt, als daß es sich die Mühe nähme, hinunterzukriechen.

Heinrich.

Und ich, daß es von Baumblättern lebt und zum Glück gar nicht zu saufen braucht, weil es sonst zehnmahl eher vor Durst umkommen würde, als es eine Quelle erreichte.

Vater.

Und ich, daß sein Vaterland Amerika, besonders Brasilien ist, wo man es Ai nennt, weil es beständig so zu schreien pflegt. Es giebt aber auch dergleichen in Asien, z. B. in Kamtschatka.

Lotte.

Das ging gut; wenn wir nur immer so viel zu sagen wüßten! — Nun Vater, ist die Reihe an dir.

Vater.

Es ist ein dreisilbiges Wort; die beiden ersten Silben bedeuten ein Element, die dritte einen ansehnlichen Theil der Oberfläche unserer Erde, das Ganze eine Insel. — Nun, Heinrich, was ist das?

Heinrich.

Gleich, gleich! Ich bin schon auf der Spur. Land — Wasserland — Luftland — Feuerland — ach! ich hab's! Feuerland!

Vater.

Richtig! O weh mir armen Koridon! Da muß ich ja schon wieder erzählen! Nun, ich will gleich bei unserm Worte stehen bleiben, und euch etwas von dem sogenannten Feuerlande sagen.

Es ist, wie ihr wißt, eine Insel, und liegt unter dem festen Lande von Südamerika. Es wird das Feuerland genannt, weil zu der Zeit, da man es entdeckte, feuerspeiende Berge darauf waren, welche jetzt wol nicht mehr im Gange sein müssen, weil in den neuesten Reisebeschreibungen ihrer nicht mehr erwähnt wird.

Das Klima ist eins der rauhesten und unfreundlichsten in der Welt. Erinnert ihr euch noch an die Geschichte von Banks und Solander, die ich euch einmal erzählt habe?

Ferdinand.

Ach, ja! die einmahl vor Kälte beinahe umkamen, da sie hier mitten im Sommer ans Land gestiegen waren.

Vater.

Richtig! Daraus könnt ihr schließen, wie es da im Winter erst aussehen muß!

Die Einwohner dieſes Landes ſind die armſeligſten, erbärmlichſten Geſchöpfe von der Welt. Sie haben noch nicht ſo viel Verſtand, als dazu gehört, ſich eine ordentliche Hütte zu bauen und ihren Leib durch eine vollſtändige Bedeckung vor der grimmigen Kälte zu ſchützen. Ein altes Seehundsfell, um die Schulter geſchlagen, iſt ihre ganze Bekleidung, und ein wenig zuſammengeſtelltes Geſträuch ihre ganze Wohnung. Und das unter einem ſolchen Himmel!

Dahingegen ſind ſie aber auch tauſendmahl härter und unempfindlicher, als wir andern Europäiſchen Weichlinge. Sie machen ſich nichts daraus, nackt und bloß im Schnee umherzulaufen, und wenn das Meer ihnen einen faulen Fiſch oder Seehund zuwirft, ſo ſind alle ihre Bedürfniſſe befriedigt.

Ein Reiſender*) ſagt von ihnen: die Leute, die wir hier ſahn, kamen in ihrer Geſtalt und ihrem ganzen Betragen den Thieren näher, als andere Wilde, die uns jemahls vorgekommen waren. Sie waren nackt, und bloß mit einer Seekalbshaut über die Schulter bedeckt. Ihre Speiſen, welche kein anderes Thier, als etwa ein Schwein, berühren würde, aßen ſie ohne alle Zubereitung. Sie hatten ein großes Stück von einem thranigen, wallfiſchartigen Fiſche bei ſich, welches einen unausſtehlichen Geſtank von ſich gab. Einer von ihnen zerriß daſſelbe mit den Zähnen, und theilte den übrigen davon mit, die es mit der Gierigkeit eines wilden Thieres hinunterſchluckten.

Von andern Wilden aus eben dieſer Weltgegend erzählt der nämliche Reiſende folgende lächerliche Anekdote; Ich bewog einige derſelben, wiewohl mit Mühe, bei

*) Byron.

uns an Bord zu kommen. Sobald sie dies gethan hatten, machte ich ihnen einige Geschenke, und in kurzer Zeit schienen sie vollkommen ruhig und unbesorgt zu sein.

Um ihnen eine Unterhaltung zu verschaffen, spielte einer unserer Matrosen auf der Geige, und einige Andere fingen an zu tanzen. Darüber wurden sie so entzückt und so begierig, ihre Dankbarkeit an den Tag zu legen, daß Einer von ihnen in den Nachen sprang, einen Beutel mit rother Farbe holte, und des Geigers Angesicht sehr emsig damit zu beschmieren anfing.

Er wollte ebendieselbe Höflichkeit auch mir erweisen; und da er meine Weigerung, sie anzunehmen, für Blödigkeit hielt, so hatte ich die größte Mühe von der Welt, diese mir zugedachte Ehre abzulehnen. —

Nun, so viel mag für diesmahl genug sein, weil wir sonst nicht fertig werden würden. — Jetzt laßt uns hören, was ihr dabei anzumerken habt.

Ferdinand.

Ja, Vater hat schon alles Merkwürdige davon erzählt; was können wir nun noch davon wissen?

Vater.

Gut, so will ich euch fragen. — Heinrich, wer hat wol das Feuerland entdeckt?

Heinrich.

In der That, das weiß ich nicht!

Vater.

Also ein Pfand; und dann sollst du sehen, daß du es doch gewußt hast.

Heinrich.

Nun, das wäre doch sonderbar, wenn ich etwas wüßte, ohne es zu wissen! Hier ist meine Uhr.

Vater.

Sage mir doch, wer hat die Magellanische Meerenge entdeckt?

Heinrich.

Magellan, der auch zuerst durch dieselbe hindurch, und über das Südmeer nach Ostindien fuhr.

Vater.

Von was für zwei Ländern wird denn die Magellanische Meerenge eingeschlossen?

Heinrich.

Gegen Norden von der untersten Spitze von Amerika, und gegen Süden — sieh, ich Schafskopf! — von dem Feuerlande.

Vater.

Konnte er also die Meerenge entdecken, konnte er durch sie hinsegeln, ohne das Land, welches sie einschließt, zugleich mit zu entdecken? Du siehst, daß ich wahr sagte. — Nun Lotte, weißt du mir ein merkwürdiges Vorgebirge auf dem Feuerlande zu nennen, welches die äußerste Spitze desselben gegen Süden ist?

Lotte.

Nein, das habe ich ja mein Tag noch nicht gehört!

Vater.

Nun, so sollst du es jetzt hören, aber auch ein Pfand geben. — Es heißt das Kap Horn. Ihr müßt auf diesen Namen merken, denn er kommt oft in Reisebeschreibungen vor, weil man es jetzt für sicherer hält, um dieses Vorgebirge hinum, als durch die gefährliche Meerenge zu schiffen.

Lotte.

Ja, Vater, aber dafür kann ich doch kein Pfand geben, weil ich das noch niemals gehört hatte!

Vater.

Noch niemahls? Gieb mir doch einmahl deinen Pizarro her. — Was steht denn hier auf der 33sten Seite?

Lotte.

Ja wirklich, du hast es uns schon gesagt! Wie man so was doch ganz wieder vergessen kann! — Nun, hier ist mein Pfand.

Vater.

Jetzt, lieber Ferdinand, möchte ich gern von dir erfahren, in welchem Jahrhunderte Magellan die Meerenge und das daranstoßende Feuerland entdeckte? Gehört hast du es schon; denn ich habe auch dieses Umstandes erwähnt, da ich die Entdeckung von Amerika erzählte.

Ferdinand.

Wann Kolumbus Amerika entdeckte, das *weiß ich* noch wol; das war im Jahr 1492; aber dies habe ich wirklich vergessen.

Vater.

Also ein Pfand! und Heinrich mag dir aushelfen.

Heinrich.

Es war im Anfange des 16ten Jahrhunderts.

Vater.

Und zwar zu eben der Zeit, da Kortes die Eroberung des Mexikanischen Reiches angefangen hatte.— Nun, Heinrich, laß doch deine Scharade hören.

Heinrich.

Hier ist sie! Es ist ein zweisilbiges Wort; die erste Silbe bedeutet ein Laster, der zweite einen Theil unsers Körpers, und das Ganze einen Menschen, der dem Laster ergeben ist, welches in der ersten Silbe genannt wird. Nun, Lotte?

Lotte.

O, das will ich wol kriegen! Warte nur ein kleines Bischen. — Ich hab's! Geizhals.

Heinrich.

Getroffen!

Lotte.

Also erzähle!

Heinrich.

Ja, wer nur sogleich etwas wüßte! — Ists auch erlaubt, eine kleine Geschichte in Versen zu erzählen, die ich nicht selbst gemacht habe?

Vater.

Warum das nicht? Nur gut hergesagt!

Heinrich.

Ein Mandarin*) ward wegen Räubereien,
Die Fürsten**) nur sich selbst verzeihen,
Zum Schwert verdammt. Ki-e-fu-en, sein Sohn,
Warf sich vor des Beherrschers Thron,
Und bat um seines Vaters Leben:
Ich weiß, er ist des Todes werth!
Doch mußt du dem Gesetz ein Opfer geben,
Hier ist es; übergieb mich selbst dem Schwert,
Und laß ihn los. — Mit scheinbar strenger Miene
Erwiedert der Monarch: Dein Wunsch sei dir gewährt.
Man führ' ihn auf die Todesbühne! —
Der Jüngling ruft entzückt: Ich küsse deine Hand,
O Kaiser! und springt auf. — Nein, halt! dein Vaterland
Verlör' in dir zu viel; so ruft, und drückt voll Freude
Der Fürst ihn an die Brust. Den Vater schenk' ich dir

*) Edelmann in China.

**) Versteht sich, schlechte Fürsten.

Für deine Kindestreue; nimm von mir
Ein ehrenvolles Halsgeschmeide.
Der Sohn ergreift voll Demuth den Talar
Des Kaisers: Herr! erlaß mir diese goldne Bürde,
Die täglich mich daran erinnern würde,
Daß einst mein Vater schuldig war.

Lotte.

O, das ist eine nette Geschichte!

Vater.

Das ist sie auch; morgen wollen wir hören, wer von euch Beiden sie auswendig weiß, du oder Ferdinand?

Ferdinand.

O, wir wollen sie wol Beide können.

Vater.

Desto besser! — Nun, was wißt ihr mir denn von einem Geizhalse Merkwürdiges zu erzählen?

Alle.

Nichts!

Vater.

Also muß ich euch etwas abfragen. Sage mir, Lotte, ist es wol einerlei: geizig und erwerbsam zu sein?

Lotte.

O, bei Leibe nicht!

Vater.

Haben aber wol nicht Beide etwas mit einander gemein?

Lotte.

Ja, das wol.

Vater.

Und was denn?

Lotte.

Beide bemühen sich, etwas zu erwerben.

Vater.

Richtig! Aber worin sind denn Beide wol verschieden?

Lotte.

Ich weiß es wohl, aber ich kann es nur nicht so sagen.

Vater.

Ich kenne zwei Männer. Beide arbeiten aus allen ihren Kräften, um mehr zu erwerben, als sie täglich nöthig haben. Der eine verschließt seinen Ueberfluß in einen Kasten, und giebt seinen armen Anverwandten und seinem nothleidenden Nachbar keinen Pfennig davon ab, wendet auch nichts davon an seine Kinder, um ihnen eine gute Erziehung geben zu lassen. Der andere hingegen gebraucht das, was er jährlich über hat, theils zur Verbesserung seines Landes und seines Gartens, theils zur Erziehung seiner Kinder, theils zur Unterstützung für solche Arme, die ihm die nächsten sind; und was ihm dann noch übrig bleibt, das legt er auf Zinsen, um einen Nothpfennig für sich zu haben, und um seiner Frau und seinen Kindern eine Versorgung nach seinem Tode zu hinterlassen. Welcher von Beiden ist der Geizige?

Lotte.

Der erste.

Vater.

Kannst du nun vielleicht sagen, worin der Unterschied zwischen Beiden bestehen mag?

Lotte.

Ja, der Geizige gebraucht nicht, was er erwirbt, der Erwerbsame aber wendet es an.

Vater.

Und zu wessen Besten wendet er es an.

Lotte.

Zu seinem eigenen und zu anderer Leute Besten.

Vater.

Also der Geizige ist?

Lotte.

Der immer nur zu erwerben sucht, ohne das Erworbene zu gebrauchen.

Vater.

Und der Erwerbsame?

Lotte.

Der auch zu erwerben sucht, aber das Erworbene zu seinem eigenen und anderer Leute Besten zu gebrauchen weiß.

Vater.

Nun, Ferdinand, gieb du einmahl Acht! Was urtheilst du über einen gewissen Mann, den ich dir jetzt beschreiben will. Dieser Mann hat alle Jahr 1500 Rthlr. einzunehmen. Er gebraucht davon für sich und sein Haus nothwendig 1000 Rthlr., und behält also 500 Rthlr. jährlich übrig.

Zu diesem Manne kam neulich ein Freund mit blassem Gesichte, und sagte: Helft mir, lieber Freund, oder ich bin mit Weib und Kind ohne Rettung verloren. Wie so? fragte der Mann. Ach! antwortete der Freund, ich habe die Unvorsichtigkeit gehabt, aus der königlichen Kasse, die ich führe, neulich 300 Rthlr. zu nehmen, weil ich glaubte, daß mir in einigen Tagen so viel Geld einlaufen würde, daß ich sie wieder hineinlegen könnte. Nun ist mir aber, wider alle meine Erwartung, das gehoffte Geld ausgeblieben, und morgen schon soll ich die königliche Kasse abliefern. Wenn nun die 300 Rthlr. darin fehlen, so wird man mir meine Stelle nehmen, wird mich noch dazu ins Gefängniß setzen, und mein armes Weib und meine armen Kinder werden in das tiefste Elend gerathen. O, erbarmt euch meiner, und

leihet mir die 300 Rthlr. auf ein halbes Jahr! Nach Verlauf dieser Zeit werde ich sie ehrlich erstatten, und ich werde euch zeitlebens verpflichtet bleiben!

Ferdinand.

Nun, da gab er sie ihm doch?

Vater.

Nein! Er leugnete zwar nicht, daß er 500 Rthlr. baar Geld im Hause habe, aber er sagte, davon könne er ihm keinen Heller geben.

Ferdinand.

Fi, über den garstigen Geizhals!

Vater.

Und du, Heinrich, stimmst du in dieses Fi! mit ein?

Heinrich.

Von ganzem Herzen!

Vater.

Dafür sollt ihr mir Beide mit einem Pfande büßen!

Heinrich.

Wofür?

Vater.

Daß ihr einen ehrlichen Mann auf den bloßen Schein verdammt, ohne euch erst die Mühe genommen zu haben, nachzuforschen, ob sein Betragen wirklich so schlecht auch sei, als es beim ersten Anblicke das Ansehn hat.

Ferdinand.

Aber was könnte ihn denn entschuldigen?

Vater.

Dieses: noch vor kurzer Zeit hatte dieser Mann nicht so viel einzunehmen, als er für sich und seine Familie nothwendig gebrauchte; er sah sich also genöthiget, Schulden zu machen, die er zu bezahlen versprach, sobald er in bessere Umstände versetzt werden würde. In diesen Umständen befand er sich jetzt, hatte die 500 Rthlr.

erspart, um sie seinen Gläubigern zu schicken; und nun wolltet ihr von ihm verlangen, daß er, aus mißverstandener Wohlthätigkeit, den größten Theil dieser Summe, die nicht sein war, einem Manne geben sollte, der sich selbst durch ein pflichtwidriges Betragen in Verlegenheit gebracht hatte? Nein, Kinder, Gerechtigkeit geht vor Wohlthätigkeit; und wer Werke der Barmherzigkeit mit fremdem Gelde ausübt, der ist nicht viel besser, als der Räuber, der dem Einen giebt, was er dem Andern genommen hat.

Heinrich.

Ja, Vater, der letzte Umstand giebt der Sache auch eine ganz andere Gestalt! Hätten wir den voraus gewußt, so würden wir auch anders geurtheilt haben.

Vater.

Das vermuthe ich selbst; aber darin besteht eben euer Unrecht, daß ihr so rasch verdammtet, ohne euch erst zu erkundigen, ob sich nicht irgend ein Umstand finde, der dem Verurtheilten zur Entschuldigung gereichen könne. Dafür sollt ihr mir ein Pfand geben. Und nun laßt sehen, wie viel wir deren haben? — Sieben! Nun, Lotte nimmt sie in die Schürze, und ich, wenn ihr wollt, will sagen, was Jeder thun soll?

Ferdinand.

O ja!

Lotte.

Vater, was soll Der thun, dem dies Pfand gehört?

Vater.

Der soll uns irgend einen großen Mann nennen, und zugleich irgend etwas Merkwürdiges von dem großen Manne erzählen.

Lotte.

Es gehört dir, Heinrich!

Heinrich.

Heinrich der Vierte, der beste König von Frankreich.

Lotte.

Und das Merkwürdige von ihm?

Heinrich.

Das kann ich euch abermahls in Versen erzählen, so wie ich sie gestern in Ramler's Fabellese gefunden habe. Hier ist sie:

Der große Heinrich kroch auf allen Vieren,
Mit seinem Sohn, der auf ihm ritt,
Im Saal umher. Schnell öffnen sich die Thüren!
Der Abgesandte von Madrid
Erscheinet im Gemach, und sieht ihn galoppiren. —
Herr! sind Sie Vater? ruft der Held mit heiterm
Muth,
Und liegt noch immer auf den Händen.
Ja, Sire! — antwortet ihm der Don. — Gut, gut!
So kann ich meinen Marsch vollenden.

Lotte.

Was soll Der thun, dem dies Pfand gehört?

Heinrich.

Der soll uns die merkwürdigste neue Erfindung sagen.

Ferdinand.

Ah! es ist meins. Die Luftmaschine, die Montgolfier erfunden hat.

Heinrich.

Weißt du aber auch noch, wie die beiden ersten Luftschiffer heißen?

Ferdinand.

O ja! Arlandes und Rosier.

Lotte.

Vater, was soll Der thun, dem dies gehört?

Vater.

Der soll uns seinen liebsten Denkspruch sagen.

Lotte.

Ah, es ist mein eigenes! — Nun, was sage ich denn? Ach ja!

Ich will bei jeder kleinen Gabe,
Die mir der Himmel giebt, mich freun;
Ich will den Weg, den ich zu laufen habe,
Mit Blumen mir bestreun.

Vater.

Das thu, liebe Lotte! so wirds dir nie an Vergnügen fehlen. — Nun weiter!

Lotte.

Was soll der thun, dem dies gehört?

Vater.

Er soll uns sagen, was das Schönste, und was das Häßlichste auf Erden ist?

Lotte

Nun, so sage du es selbst, Vater; sieh, es ist deins.

Vater.

Nichts Schöneres ist auf Erden, als ein junger Mensch, Jüngling oder Mädchen, welche gut und verständig sind, und Häßlicheres kenne ich nichts hienieden, als einen Greis, der thöricht denkt und lasterhaft handelt.

Lotte.

Was soll Der thun, dem dies Pfand gehört?

Vater.

Der soll uns einen Mann nennen, den er sich zum Muster aufgestellt hat. — Wessen ist's? Ah, Ferdinands! Nun, so laß doch hören!

Ferdinand.

Robinson der Jüngere.

Vater.

Ei, ei, Söhnchen! willst du uns etwa auch davonlaufen, und auf einer wüsten Insel wohnen?

Ferdinand.

Nein, so meine ich es nicht! Ich will ihm nur nachahmen in Dem, was er nachher that, da er sich schon gebessert hatte.

Vater.

Nun, das dachte ich wohl; und so hast du dir kein unrechtes Muster erwählt. Aber weiter! — Derjenige, dem das nächste Pfand gehört, soll uns einen Mann aus der Geschichte nennen, der wegen seiner Gerechtigkeit vorzüglich ehrwürdig ist.

Lotte.

Das werden der Herr Heinrich zu sagen belieben.

Heinrich.

Aristides.

Vater.

Sage uns doch etwas mehr von ihm; die Kleineren dürften vielleicht noch nichts von ihm gehört haben.

Heinrich.

Aristides lebte lange vor Kristi Geburt in der Griechischen Stadt Athen. Er bezeigte sich in allen seinen Handlungen so rechtschaffen gegen Jedermann, daß er den ehrenvollen Zunamen des Gerechten erhielt. Aber eben das verdroß die schlechtern Menschen unter seinen Mitbürgern; sie suchten ihn zu stürzen, und brachten es endlich dahin, daß er durch die Mehrheit der Stimmen verwiesen werden sollte. Einer, der den Aristides von Person gar nicht kannte, und doch seine Stimme zur Verbannung desselben geben wollte, begegnete ihm zufälliger Weise, und ersuchte ihn, als einen Unbekannten, daß er ihm doch den Namen Aristides aufschreiben

möge, weil er selbst nicht schreiben könne. Was hat dir, fragte der gerechte Mann, Aristides denn zu Leide gethan? Nichts, antwortete der Kerl, aber es verdrießt mich, daß ich ihn überall den Gerechten nennen höre. Aristides schwieg, schrieb ihm seinen Namen auf und ging in die Verweisung.

Vater.

Nicht wahr, Ferdinand, das war auch ein Mann, den man sich wol zum Muster aufstellen möchte? — Weiter!

Lotte.

Nun, was soll denn Der thun, dem dies letzte Pfand gehört?

Vater.

Der soll uns noch zu guter Letzt etwas Lustiges zum Besten geben, es sei nun, was es wolle.

Lotte.

Ach, das trifft mich selbst! — Himmel! wie mache ich denn das, um etwas Lustiges hervorzubringen? — Aber halt! da fällt mir etwas ein. Vater, darfs auch wol eine Fabel aus dem A B C Buche sein.

Vater.

Wenn du sie auswendig weißt, und gut hersagen willst, warum nicht?

Lotte.

Es ist die Fabel vom Mops:

Es war einmahl ein dummer, fetter Mops;
Der ging — wie Möpse gehn — auf allen Vieren
Bei hellem Mondschein einst spaziren.
Da kam ein Graben in die Quer; und hops!
Sprang euch der dumme, fette Mops —
Hinüber, meint ihr? — nein,
Er sprang zu kurz, und fiel hinein,

Von wegen seiner schweren Masse.
Und als er endlich der Gefahr,
Da zu ersaufen, ledig war,
So stellt er sich recht mitten auf die Gasse,
Und fängt euch da zu schelten an,
Daß man sein eigen Wort davor nicht hören kann.
Es sollte aber dieses Schelten —
Wem meint ihr wol? — dem Monde gelten;
Und der hatt' ihm doch nichts gethan!
Er schalt ihn einen Bärenhäuter,
Ochs, Esel, Schlingel, und so weiter.

Der Mond — nicht wahr, der schalt doch wieder?
O nein! — sah lächelnd auf den Mops hernieder,
Und fuhr, als gings ihn gar nicht an,
Luftwandelnd fort auf seiner Himmelsbahn;
Und wird seitdem, wie männiglich bekannt,
Doch immer Mond, nie Ochs genannt!

Vater.

Brav! — (Die Mütze abnehmend.) Nun vielen Dank für geleistete Gesellschaft!

Ferdinand und Lotte.

Gleichfalls, gleichfalls! und schönen Dank für gute Bewirthung!

Eine Geschichte vom Weihnachtsabend.

Es war in heilger Weihnachtszeit,
Und bis zum hellen Tage
Hatt' es gefroren und geschneit,
So recht für meine Lage;
Fest Weg und Steg, und hell und klar
Die liebe Sonn' am Himmel war.

Ich ritt zu meinen Aeltern hin;
War guter sieben Meilen;
Ein langer Wald, und Wölfe drin —
Fürwahr, da galts, zu eilen!
Das ging in Trab, Galopp und Paß;
Mein Pferd war üb'r und über naß.

Die Sonne schon gar niedrig stand
Im Busch, ich mitten drinnen,
Und reite rechts, statt linker Hand,
Mir klangs in allen Sinnen:
Was wird das eine Freude sein,
Spreng ich mit eins den Hof hinein!

Der Seitenweg verlor sich bald
In Dickicht und Gesträuchen;
Es wurde grimmig-schneidend kalt,
Mein Pferd fing an zu keuchen. —
Ach, lieber Gott! erbarm dich mein!
Ich weiß hier weder aus noch ein!

Bin just nicht furchtsam, aber doch —
Mich überfiel ein Grauen.
Die Nacht brach ein, es war kaum noch
Der Weg vor mir zu schauen.
Mich fror, mein Pferd war abgejagt,
Von Wölfen war mir auch gesagt.

Es jagten Schreckensbilder sich
Wild in mir hin und wieder.
Ich stieg vom Pferd' und legte mich
Am Boden horchend nieder,
Ob Hundsgebell, ob Hahnenschrei
Nicht irgend zu vernehmen sei.

All', all' umsonst! Nur dann und wann
Ein Knistern in den Zweigen.
Ich band den müden Schimmel an,
Wollt' auf den Gipfel steigen;
Doch kaum ergriff ich einen Ast,
So brach er unter meiner Last.

Nun krabbelt' ich herum im Schnee:
Mein Zustand war entsetzlich.
Doch steigt die Noth zur höchsten Höh',
Kommt Gott mit Hülfe plötzlich.
Horch auf! horch! hu! ein dumpfer Schall,
Und — hör' ich recht? — ein Peitschenknall!

Was Freude, was ein Lebensschall
Der Knall in meinen Ohren!
Auf raff' ich mich von meinem Fall,
Bin stark, bin neu geboren;
Ich rufe mit dem stärksten Schrei:
He! guter Landsmann! hier! herbei! —

„Wer da?" — Gut Freund! getrost heran,
Bin ein verirrter Reiter;
Weiß hier im Busch nicht Steg noch Bahn,
Und möchte gern noch weiter,
Nach B—, wo ich zu Hause bin,
Sag mir, wie weit ists noch dahin? —

„Drei Meilen gut, und ist schon spat!
Will wol zum Kristnachtsschmause?
Sieht er! vorhin zerbrach mir's Rad,
Komm' drum so spät nach Hause.
Er armer Narr! ihn friert wol sehr?
Nun, reit' er immer hinterher!"

Hab' treffliche Muſik gehört.
Mir war da wohl zu Muthe;
'S iſt Gottes Gab' und lobenswerth,
Und hilft bei dickem Blute;
Doch wie mir war, als er ſo ſprach:
Das geigt und ſingt mir Keiner nach.

Wir kamen glücklich durch den Wald,
Das Dorf lag gleich dahinter.
Des wackern Fuhrmanns Peitſche knallt
Am Thorweg; Weib und Kinder
Stehn, rufen: Vater! Vater! komm!
Bringſt Kriſtkind mit? Sind Alle fromm. —

„Iſt da ein Herr! Nimm, Hans, ſein Pferd. —
(Nimmts Pferd ein wackrer Bube)
Wohlan! laßt ſehn, was Gott beſcheert?
Hin in die warme Stube!
Trag', Mutter auf! machs Tiſchtuch glatt!
Und, Herr, nun eſſ' er ſich auch ſatt! —

Ein Liebesmahl, kein König kann
Solch einen Schmaus mir geben.
Bald ging nun auch das Schwatzen an
Von Stadt- und Landmannsleben.
Mir ſchmeckten Wurſt und Sauerkraut,
Als ſäß ich neben einer Braut.

Gebt Acht, nun bin ich bald am End'.
Die Mutter ſchleicht bei Seite.
Im Hui! ein großer Wachsbaum brennt!
Freut euch, ihr Kriſtenleute!
Die Kinder taumeln ſich drum 'rum —
Hätt' ichs gemahlt, viel gäb ich drum.

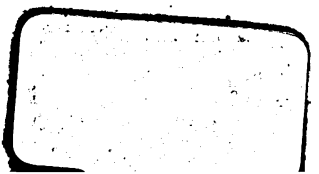
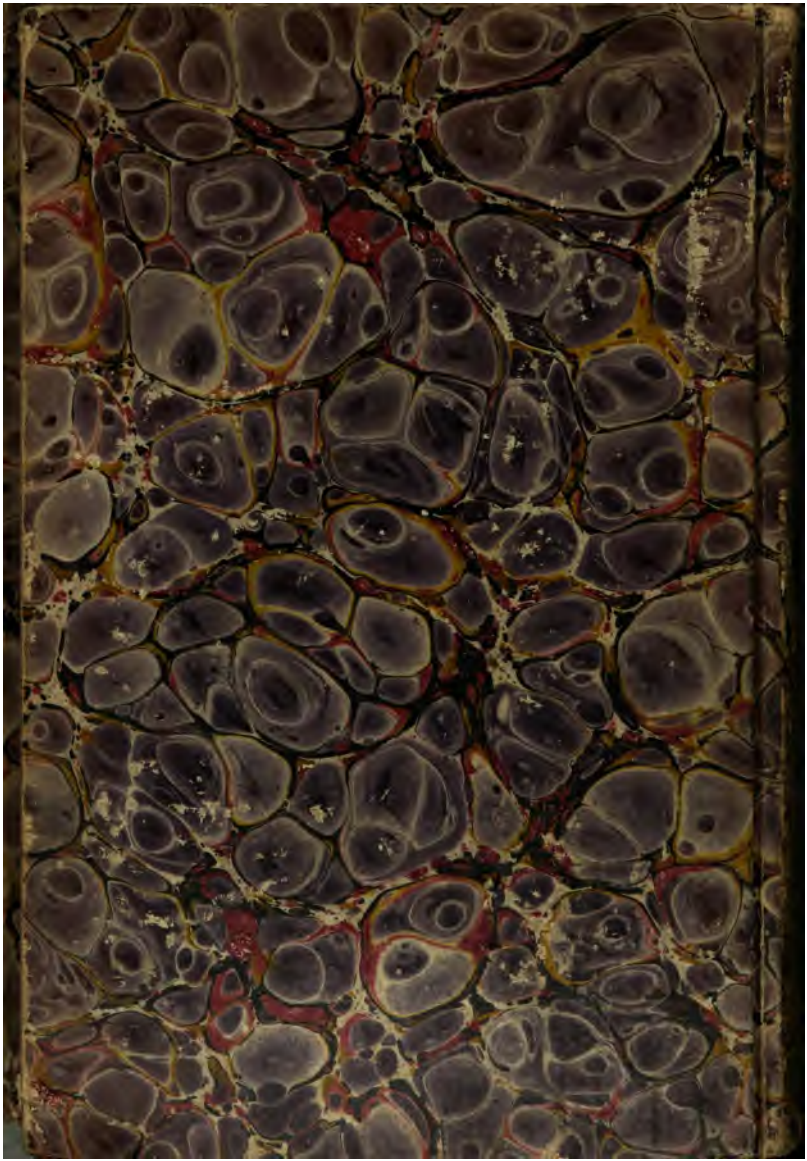
Drauf Weib und Kind zu Bette gehn;
Er will ein Pfeifchen ſchmauchen. —
„Ich möchte doch den Weg verſehn;
Werd' einen Führer brauchen.
Reit't mit nach B. — mein lieber Mann!
Ihr ſollt da gut zu leben ha'n."

'S iſt morgen Kirchtag. Nein, mein Knecht
Wird ihm's Geleite geben.
„Was bin ich ſchuldig?" — Herr, ihr ſprecht
Kurjos, bei meinem Leben!
Wiegt ihr Gefälligkeit aufs Loth?
Was ſchuldig? Ein: Bezahl's euch Gott!

„Da, meine Hand, du Ehrenmann!
Und Druck aus Herzensgrunde.
Dir lohne Der, der lohnen kann.
Mit mancher Freudenſtunde.
Mein Dank auf immer dein! Wohlan!
So ſchlaf denn wol, du guter Mann." —

Für mich kein Schlaf. Gewacht, geträumt,
Und 'naus in'n Stall zum Schimmel.
Der Knecht ſich ſeine Stute zäumt;
Wir fort bei grauem Himmel
In ſcharfem Trott. Die Heide lag
Schon hinter uns, da kam der Tag.

Kein Morgenſtück! — Biſt tauſendmahl,
Aurora, ſchon beſungen.
Schau hin! Proſpekt hinab ins Thal
Durch grüne Dämmerungen.
Hier ſchon der Teich — fort, Schimmel! fort!
Das Wohnhaus! Mutters Fenſter dort!

Hinab vom Pferd, den Hof hinein,
Geduckt wie Diebsgesellen.
Die Magd sieht aus, fängt an zu schrein,
Und Tiras an zu bellen;
Und Mutter 'raus, mir an den Hals,
Der alte Vater ebenfalls.

Göckingk.